Mysterien.

Knut Hamsun

Mysterien

Roman

Einzige autorisierte Übersetzung aus dem

Norwegischen von

M. von Borch.

Köln & Paris.

Verlag von Albert Langen

1894.

Paris, 112 Boulevard Malesherbes.

I.

Um die Mitte des vorigen Sommers war eine kleine norwegische Küstenstadt der Schauplatz mehrerer ganz ungewöhnlicher Begebenheiten. Ein Fremder tauchte in der Stadt auf, ein gewisser Nagel, ein merkwürdiger und eigentümlicher Charlatan, der eine Menge auffallender Dinge beging, und ebenso plötzlich, wie er gekommen war, wieder verschwand. Dieser Mann erhielt sogar den Besuch einer jungen, geheimnisvollen Dame, die aus Gott weiß welcher Veranlassung kam und sich nicht länger als ein paar Stunden am Orte aufhalten durfte, bevor sie wieder abreiste. Aber dies alles ist nicht der Anfang . . . .

Der Anfang ist der: als das Dampfschiff gegen 6 Uhr abends am Quai anlegte, zeigten sich auf dem Verdeck zwei, drei Reisende; unter diesen ein Mann in auffallendem, gelbem Anzuge und einer weißen Samtmütze. Es war am Abend des 12. Juni; denn an diesem Tage flaggten gerade viele Häuser der Stadt zur Feier der Verlobung von Fräulein Kielland, die

genau am 12. Juni stattfand. Der Hausknecht vom Centralhotel ging sofort an Bord, und der Mann im gelben Anzuge übergab ihm seine Sachen; zugleich gab er auch einem der Steuerleute sein Billet; dann aber begann er auf dem Verdeck hin und her zu gehen, ohne sich an Land zu begeben. Er schien heftig erregt zu sein. Als es zum drittenmal läutete, hatte er dem Restaurateur noch nicht einmal seine Rechnung bezahlt.

Als er dann im Begriffe war, dies zu thun, hielt er plötzlich inne, weil er sah, daß das Schiff schon abstieß. Er stutzte einen Augenblick, dann winkte er über die Brüstung dem Hausknecht zu, der am Land stand, und rief: „Schon gut, tragen Sie meine Sachen hinauf und lassen Sie immerhin ein Zimmer bereit halten.“

Und damit trug das Schiff ihn weiter hinein in den Fjord.

Dieser Mann war Johann Nilsen Nagel.

Der Hotelbedienstete schob sein Gepäck auf einer Karre fort, nur zwei kleine Koffer und einen Pelz, — auch einen Pelz, obgleich es mitten im Sommer war, — außerdem einen Handkoffer und einen Violinkasten. Alles ohne Namen.

Tags darauf fuhr Johann Nagel am Hotel vor; er kam mit zwei Pferden den Landweg gefahren. Er hätte ebensogut, ja, noch leichter, den Seeweg nehmen können, und dennoch kam er gefahren. Er brachte noch einiges Gepäck mit: auf dem Rücksitz stand ein Koffer,

und neben diesem lagen eine Reisetasche, ein Rock und ein Plaidriemen, der einige Sachen enthielt. Auf dem Plaidriemen stand J. N. N. mit Perlen gestickt.

Als er noch im Wagen saß, fragte er den Wirt schon nach seinem Zimmer, und als man ihn in die zweite Etage hinauf wies, begann er die Wände zu untersuchen, wie dick sie seien, und ob man in den Nebenzimmern etwas hören könne. Dann fragte er plötzlich das Stubenmädchen:

„Wie heißen Sie?"

„Sara."

„Sara." Und dann: „kann ich etwas zu essen bekommen? Sie heißen also Sara? Sagen Sie mal", sagte er von neuem, „ist in diesem Hause einmal eine Apotheke gewesen?"

Sara entgegnete verwundert:

„Ja. Aber das ist schon mehrere Jahre her."

„So? Mehrere Jahre? Ja, es fiel mir in dem Augenblick ein, als ich in den Korridor trat. Ich merkte es nicht an dem Geruch, aber trotzdem hatte ich es im Gefühl. Ja, ja."

Als er zum Speisen hinunter kam, machte er während der ganzen Mahlzeit nicht ein einziges Mal den Mund zum Sprechen auf. Seine Reisegefährten vom Dampfschiff am Abend vorher, die beiden Herren, die oben am Tische saßen, machten einander Zeichen zu, als er eintrat, und trieben ziemlich unverhohlen ihren Spaß über sein Unglück von gestern, ohne daß er that, als ob er es höre. Er speiste schnell, lehnte das

Dessert kopfschüttelnd ab und erhob sich plötzlich, indem er sich rücklings über das Taburett gleiten ließ. Gleich darauf zündete er sich eine Cigarre an und verschwand, die Straße hinunter.

Und nun blieb er bis lange nach Mitternacht aus; er kam zurück, kurz bevor es 3 Uhr schlug. Wo war er gewesen? Es erwies sich später, daß er in die Nachbarstadt zurück gegangen war, den ganzen langen Hin- und Rückweg, den er am Vormittag gefahren war. Er mußte eine sehr dringende Angelegenheit zu erledigen gehabt haben. Als Sara ihm die Thür aufschloß, war er durchnäßt von Schweiß; er lachte dem Mädchen jedoch mehreremal zu und war in ausgezeichneter Laune.

„Gott, welchen herrlichen Nacken Sie haben, Sie Frauenzimmer!“ sagte er. „Ist etwas mit der Post für mich gekommen, während ich fort war? Für Nagel, Johann Nagel? Uf! Ganze drei Telegramme! Ach, thun Sie mir den Gefallen und nehmen Sie dort das Bild von der Wand. Damit ich es nicht immer vor Augen habe. Es ist so widerlich, hier im Bett liegen und es fortwährend ansehen zu müssen. Napoleon III. hatte nämlich keinen so grünen Bart. — Danke bestens!“

Als Sara fort war, blieb Nagel mitten im Zimmer stehen. Er stand ganz still. Völlig abwesend begann er, auf einen einzelnen Punkt an der Wand zu starren, und abgesehen davon, daß sein Kopf immer mehr und mehr auf die eine Seite sank, bewegte er sich nicht. Das dauerte eine lange Weile.

Er war unter Mittelgröße und hatte ein braunes Gesicht mit seltsam dunklem Blick und feinem, frauenhaftem Munde. An einem Finger trug er einen einfachen Ring aus Blei oder Eisen. Er war sehr breitschulterig und mochte achtundzwanzig, dreißig Jahre alt sein, jedenfalls nicht über dreißig. An den Schläfen begann sein Haar zu ergrauen.

Mit einem scharfen Ruck fuhr er aus seinem Sinnen auf, so scharf, daß es fast wie gemacht aussah; genau, als ob er lange gestanden und über diesen Ruck nachgedacht hätte, obgleich er allein im Zimmer war. Dann zog er einige Schlüssel aus der Hosentasche, ein wenig Kleingeld und irgend eine Rettungsmedaille an traurig zugerichtetem Bande; diese Dinge legte er auf den Tisch vor seinem Bette. Dann schob er seine Brieftasche unter das Kopfkissen und nahm aus der Westentasche seine Uhr und ein Fläschchen, eine kleine Medizinflasche mit Giftzeichen darauf. Er hielt die Uhr einen Augenblick in der Hand, bevor er sie hinlegte, das Glas aber steckte er sofort wieder in die Tasche. Darauf zog er den Ring ab und wusch sich; das Haar strich er mit den Fingern zurück, den Spiegel benutzte er garnicht.

Er war bereits zu Bett gegangen, als er plötzlich seinen Ring vermißte, der vergessen auf dem Waschtische lag, und als ob er nicht ohne diesen elenden Eisenring sein könne, stand er auf und steckte ihn wieder an. Schließlich öffnete er die drei Telegramme, hatte aber noch nicht einmal das erste durchgelesen,

als er kurz und leise auflachte. Er lag und lachte allein vor sich hin; seine Zähne waren außerordentlich hübsch. Dann wurde sein Gesicht wieder ernst, und gleich darauf schleuderte er die Telegramme mit der größten Gleichgültigkeit fort. Sie schienen sich aber trotzdem auf eine große und wichtige Sache zu beziehen; es war darin die Rede von zweiundsechzigtausend Kronen für ein Gut, ja, sogar von einem Anerbieten, die ganze Summe bar auszubezahlen, wenn die Sache zu stande käme. Es waren trockne, kurze Geschäftstelegramme, und es war gar nichts Lächerliches daran; aber sie trugen keine Unterschrift. Ein paar Minuten drauf war Nagel eingeschlafen. Die beiden Kerzen, die auf dem Tische brannten, und die auszulöschen er vergessen hatte, erhellten sein glatt rasiertes Gesicht und seine Brust, und warfen einen leichten Schein auf die Telegramme, die weit offen auf dem Tische lagen . . . .

Am nächsten Morgen schickte Johann Nagel einen Boten nach dem Posthause, und erhielt mehrere Zeitungen, darunter auch ein paar ausländische, jedoch keine Briefe. Seinen Violinkasten nahm er und stellte ihn auf einen Stuhl mitten im Zimmer, so recht, als ob er ihn zeigen wollte; aber er öffnete ihn nicht und ließ das Instrument unberührt liegen.

Im Laufe des Vormittags schrieb er nur ein paar Briefe und ging im Zimmer lesend auf und nieder. Außerdem kaufte er in einem Laden ein Paar Handschuhe, und etwas später, als er auf den Markt kam,

bezahlte er zehn Kronen für einen kleinen roten Hund, den er gleich darauf dem Hotelwirt verehrte. Den jungen Hund hatte er zum Gaudium aller Leute Jacobsen getauft, obgleich es obendrein noch eine Hündin war.

Er unternahm also während des ganzen Tages nichts. Er hatte keine Geschäfte in der Stadt und machte keine Visiten, suchte keines der Bureaux auf und kannte keine Seele. Im Hotel wunderte man sich ein wenig über seine auffallende Gleichgültigkeit gegen alles mögliche, ja, sogar für seine eigenen Angelegenheiten. So lagen die Telegramme noch für jedermann offen auf dem Tische in seinem Zimmer; er hatte sie nicht angerührt, seitdem sie am Abend vorher eingetroffen. Er unterließ es auch, auf direkte Fragen zu antworten. Der Wirt hatte zweimal versucht, aus ihm herauszubekommen, was er sei und weshalb er nach der Stadt gekommen, aber er war beidemal darüber weggegangen, als ob ihn das gar nicht angehe. Noch ein eigentümlicher Zug trat im Laufe des Tages bei ihm ans Licht; obgleich er absolut keinen Menschen am Orte kannte, war er trotzdem am Eingange zum Kirchhof vor einer der jungen Damen der Stadt stehen geblieben, hatte sie angesehen und sie darauf sehr tief gegrüßt, ohne ein Wort der Erklärung zu geben. Die betreffende Dame war über und über rot geworden. Darauf war der freche Mensch die Landstraße hinauf geschlendert, bis an das Pfarrhaus und darüber hinaus, — etwas, das er auch

während der folgenden Tage wiederholte. Man mußte beständig die Hausthür seinetwegen wieder aufschließen, nachdem das Hotel am Abend bereits geschlossen war; so spät kehrte er von seinen Wanderungen zurück.

Dann wurde er am dritten Morgen, gerade als er aus seinem Zimmer trat, von dem Wirte angesprochen, der ihn begrüßte und ihm ein paar liebenswürdige Worte sagte. Sie traten auf die Veranda hinaus und setzten sich beide; hier fand der Wirt Veranlassung, eine Frage in Bezug auf die Versendung einer Kiste mit frischen Fischen an ihn zu richten.

„Können Sie mir wohl sagen, wie ich die Kiste verschicken muß?"

Nagel warf einen Blick auf die Kiste, lächelte und schüttelte den Kopf.

„Nein, darauf verstehe ich mich nicht", entgegnete er.

„Also nicht? Ich dachte, Sie seien vielleicht viel gereist und hätten gesehen, wie man das anderswo macht."

„O ja, gereist bin ich wohl; aber . . . ."

Pause.

„So — dann haben Sie sich wohl meist mit andern Dingen, ja, mit . . . . Sie sind vielleicht kein Geschäftsmann?"

„Ich? Nein. Ich bin kein Geschäftsmann."

„Sie halten sich also nicht Geschäfte halber in der Stadt auf?"

Hierauf antwortete Nagel nicht mehr. Er zündete eine Cigarre an und rauchte langsam, indem er ins

Blaue hineinsah. Der Wirt beobachtete ihn von der Seite.

„Wollen Sie uns nicht einmal etwas vorspielen? Ich sehe, Sie haben eine Violine mitgebracht," begann der Wirt von neuem.

Nagel entgegnete gleichgültig:

„Ach nein, das habe ich aufgegeben."

Gleich darauf erhob er sich ohne weiteres und ging. Einen Augenblick später kam er zurück und sagte:

„Hören Sie mal, da fällt mir ein, Sie können mir die Rechnung geben, wenn Sie wollen. Es ist mir ja gleichgültig, wann ich bezahle."

„O, das eilt nicht", erwiderte der Wirt. „Wenn Sie länger hier bleiben, müssen wir es ja billiger berechnen. Ich weiß nicht, ob Sie beabsichtigen, längere Zeit hier zu bleiben?"

Nagel wurde mit einem Male lebendig und entgegnete sofort, indem ihm ohne Veranlassung die Röte ins Gesicht stieg:

„Ja, das kann wohl sein, es kann wirklich gern sein, daß ich längere Zeit hier bleibe. Es kommt auf die Umstände an. Apropos, vielleicht habe ich es Ihnen noch nicht gesagt: ich bin Agronom, Landmann, ich komme von einer Reise, und nun ist es sehr wahrscheinlich, daß ich mich hier für längere Zeit niederlasse. Aber vielleicht habe ich sogar vergessen .... Mein Name ist Nagel, Johann Nilsen Nagel."

Damit ging er hin und drückte dem Wirt herzlich

die Hand, und bat um Entschuldigung, daß er sich ihm nicht bereits früher vorgestellt habe. In seinen Mienen lag keine Spur von Ironie.

„Mir fällt ein, daß wir Ihnen vielleicht ein besseres und ruhigeres Zimmer geben könnten", sagte der Wirt, „Sie wohnen jetzt neben der Treppe, und das ist nicht immer angenehm."

„Nein, danke; das ist nicht nötig. Das Zimmer ist ausgezeichnet; ich bin zufrieden damit. Überdies kann ich von meinem Zimmer den ganzen Marktplatz übersehen, und ich gebe viel auf gute Aussicht."

Gleich darauf sagte der Wirt:

„Sie haben sich also für eine Zeit lang frei gemacht? Wollen jedenfalls den Sommer über hier bleiben?"

Nagel antwortete:

„Ja, ich will zwei, drei Monate hier bleiben, vielleicht auch länger; ich weiß es noch nicht genau. Es kommt auf die Umstände an. Ich lasse es drauf ankommen."

In diesem Augenblick ging ein Mann vorüber und begrüßte den Wirt. Ein ganz unansehnlicher Mann, klein von Wuchs und ärmlich gekleidet; sein Gang war so mühselig, daß es auffallend war; und trotzdem kam er ziemlich schnell von der Stelle. Obgleich er sehr tief grüßte, griff der Wirt nicht an den Hut; Nagel hingegen nahm seine Samtmütze ganz ab.

Der Wirt sah ihn an und sagte:

„Das ist ein Mann, den wir Minutte nennen.

Er ist ein wenig einfältig; aber er kann einem leid thun, er ist ein gutmütiger Bursche, der Arme!"

Dies war alles, was über Minutte gesagt wurde.

„Vor einigen Tagen las ich in den Zeitungen von einem Manne, der hier in der Gegend irgendwo tot im Walde gefunden wurde", sagte Nagel da plötzlich, „was war das eigentlich für ein Mann? Ein gewisser Karlsen, glaube ich. War er von hier?"

„Ja, er war der Sohn einer Blutigelfrau hier am Orte; Sie können ihr Haus von hier sehen, das rote Dach da unten. Er war nur während der Ferien zu Hause und machte da gleich seinem Leben ein Ende. Es war sehr schade um ihn; er war ein begabter Bursche und wäre bald Prediger geworden. Ach ja, man weiß selbst nicht, was man dazu sagen soll; aber die Sache ist verdächtig; da beide Pulsadern durchschnitten sind, kann es doch nicht gut ein Unglücksfall gewesen sein. Nun hat man das Messer auch noch gefunden; ein kleines Federmesser mit weißer Schale; die Polizei hat es gestern spät am Abend gefunden. Ja! Vermutlich war eine Liebesgeschichte mit im Spiel."

„So? Aber kann denn überhaupt noch ein Zweifel sein, daß er sich selbst umgebracht hat?"

„Man hofft das Beste; das heißt, es giebt auch Leute, die da glauben, er sei mit dem geöffneten Messer in der Hand gegangen und dann so unglücklich gestolpert, daß er sich an zwei Stellen zu gleicher Zeit geschnitten habe. Ha, mich dünkt, das ist wenig wahrscheinlich, sehr wenig wahrscheinlich. Aber man wird

ihn gewiß in geweihter Erde begraben. Nein, leider wird er nicht gestolpert sein!"

„Sie sagen, man habe das Messer erst gestern Abend gefunden; lag das Messer denn nicht neben ihm?"

„Nein, es lag mehrere Schritte weiter. Nachdem er es benutzt, hat er es fortgeschleudert, in den Wald hinein. Es war der reine Zufall, daß man es fand."

„So? Aber welchen Grund kann er gehabt haben, das Messer fortzuwerfen, wenn er trotzdem mit offenen Schnittwunden da lag? Es war doch klar für jeden, daß er ein Messer gebraucht haben mußte."

„Ja, Gott weiß, welchen Grund er gehabt haben mag; aber wie gesagt, es war wohl eine Liebesgeschichte mit im Spiel. Ich habe nie etwas Derartiges gehört; je mehr ich daran denke, desto ärger finde ich die Sache."

„Weshalb glauben Sie, daß eine Liebesgeschichte mit im Spiele gewesen ist?"

„Aus verschiedenen Gründen. Es ist übrigens schwer, etwas darüber zu sagen."

„Aber hat er denn nicht fallen können? Unfreiwillig? Er lag ja so sonderbar; lag er nicht auf dem Bauch, das Gesicht in einer Wasserlache?"

„Ja, und er hatte sich fürchterlich beschmutzt; aber das bedeutet nichts; er kann auch dafür seinen Grund gehabt haben. Er kann dadurch z. B. die Spuren des Todeskampfes auf seinem Gesichte haben verdecken wollen. Das kann keiner wissen!"

„Hat er nichts Schriftliches hinterlassen?"

„Er soll gegangen sein und etwas auf ein Stück Papier geschrieben haben; er pflegte übrigens sehr oft unterwegs zu schreiben. Nun meint man, er habe das Messer gebraucht, um den Bleistift oder etwas Ähnliches zu schärfen, wobei er gestürzt ist und ein Loch just in die eine Pulsader und dann ein Loch just in die andere Pulsader gestochen hat. Alles bei dem einen Fall. Ha, ha, ha! Nein, das geht nicht! Aber er hat allerdings etwas Schriftliches hinterlassen; er hielt ein kleines Stück Papier in der Hand, und auf diesem Papier standen die Worte: „Wäre Dein Stahl doch so scharf, wie Dein letztes Nein!"

„Au! Wie affektiert! War das Messer stumpf?"

„Ja, es war stumpf."

„Warum hat er es nicht vorher geschliffen?"

„Es war nicht sein Messer."

„Wem gehörte es denn?"

Der Wirt bedenkt sich ein wenig und sagt dann:

„Es gehörte Fräulein Kielland."

„Fräulein Kielland?" fragte Nagel. Und gleich darauf fragte er weiter: „Nun, und wer ist Fräulein Kielland?"

„Dagny Kielland. Sie ist die Tochter des Pfarrers."

„So! Sonderbar. Hat man je dergleichen gehört! War der junge Mensch denn so verliebt in sie?"

„Ja, das war er wohl! Überdies sind alle in sie verliebt. Er war nicht der einzige."

Nagel versank in Sinnen und sagte nichts mehr. Da unterbrach der Wirt das Schweigen und sagte:

„Was ich Ihnen gesagt habe, ist ein Geheimnis, und deshalb bitte ich Sie ....“

„Ach so“, entgegnete Nagel. „Na ja, Sie können ganz ruhig sein.“

Als Nagel darauf zum Frühstück hinunter ging, stand der Wirt bereits in der Küche und erzählte, daß er nun endlich eine ordentliche Unterhaltung mit dem gelben Menschen von Nummer 7 gehabt habe. „Er ist Agronom“, sagte der Wirt, „und er kommt aus dem Auslande. Er sagt, er wolle mehrere Monate hier bleiben. Gott weiß, was das für ein Einfall von ihm ist ....“

II.

Am Abend desselben Tages geschah es, daß Nagel plötzlich mit Minutte zusammentraf. Es entwickelte sich ein langweiliges und endloses Gespräch zwischen ihnen, ein Gespräch, das gut seine drei Stunden dauerte.

Das Ganze trug sich von Anfang bis zu Ende folgendermaßen zu:

Johann Nagel saß im Café des Hotels, als Minutte eintrat. Es saßen noch andere Leute an den Tischen; unter diesen eine dicke Bauernfrau mit einem schwarz und rot gestreiften, gestrickten Wolltuch um die Schultern. Minutte schien allen bekannt zu sein; er grüßte höflich nach rechts und links, als er eintrat, wurde aber mit lauten Rufen und Gelächter empfangen. Selbst die Bauerfrau erhob sich und wollte mit ihm tanzen.

„Heute nicht, heute nicht", sagt er ausweichend zu der Frau, und damit geht er direkt auf den Wirt zu und wendet sich mit dem Hut in der Hand an diesen:

„Ich habe die Kohlen in die Küche hinauf getragen, und nun ist heute wohl nichts mehr zu thun?“

„Nein“, entgegnet der Wirt, „was sollte denn sonst noch zu thun sein?“

„Nein“, sagt Minutte ebenfalls und tritt furchtsam zurück.

Er war ganz ungewöhnlich häßlich. Er hatte ruhige, blaue Augen, aber hervorstehende, abscheuliche Vorderzähne, und eine ganz verzwickte Gangart, denn er hatte ein körperliches Gebrechen. Sein Haar war ziemlich grau; der Bart hingegen war dunkler, aber so dünne, daß die Haut überall durchschimmerte. Dieser Mann war einmal Seemann gewesen, lebte jetzt aber bei einem Verwandten, der unten an den Quais einen kleinen Kohlenhandel betrieb. Er blickte selten oder nie vom Boden auf, wenn er mit jemandem sprach.

Vom einen der Tische rief man ihm zu; ein Herr in grauem Sommeranzug winkte ihm eifrig und zeigte ihm eine Bierflasche.

„Kommen Sie einmal her und holen sich ein Glas Brustmilch! Außerdem will ich sehen, wie Sie ohne Bart aussehen“, sagt er.

Ehrerbietig, die Mütze noch immer in der Hand, mit gekrümmtem Rücken nähert Minutte sich dem Tische. Als er an Nagel vorüber kam, grinste er und bewegte die Lippen ein wenig. Er stellt sich vor den Herrn in Grau und flüstert:

„Nicht so laut, Herr Landrichter, ich bitte Sie. Sie sehen, es sind Fremde zugegen.“

„Aber mein Gott", sagt der Landrichter, „ich wollte Ihnen nur ein Glas Bier anbieten. Und da kommen Sie und schelten, weil ich so laut spreche."

„Nein, Sie mißverstehen mich, und ich bitte um Entschuldigung. Wenn aber Fremde da sind, mag ich nicht gern was von den alten Possen hören. Ich kann auch kein Bier trinken, jetzt nicht."

„So? Sie können nicht? Sie können kein Bier trinken?"

„Nein, ich danke Ihnen, jetzt nicht."

„Wie? Sie danken mir jetzt nicht? Wann danken Sie mir denn?"

„Ach, Sie mißverstehen mich, — meinetwegen!"

„Na, na. Keinen Unsinn! Was ist Ihnen denn eigentlich?"

Der Landrichter zieht Minutte auf einen Stuhl nieder, und Minutte sitzt auch einen Augenblick, steht aber sofort wieder auf.

„Nein, lassen Sie mich in Ruhe", sagt er, „ich vertrage das Trinken nicht; seit einiger Zeit vertrage ich es weniger, als früher; Gott mag wissen, woher das kommt. Ich bin betrunken, ehe ich mich's versehe, und dann rede ich lauter Unsinn."

Der Landrichter steht auf, sieht Minutte fest an, drückt ihm ein Glas in die Hand und sagt:

„Prosit!"

Pause. Minutte blickt auf, streicht das Haar aus der Stirn und schweigt.

„Nun, um Ihnen zu Willen zu sein; aber nur

ein paar Tropfen", sagt er dann. „Aber nur ein wenig, um die Ehre zu haben, mit Ihnen anzustoßen."

„Austrinken!" ruft der Landrichter und wendet sich ab, um nicht laut aufzulachen.

„Nein, nicht ganz, nicht ganz. Weshalb muß ich austrinken, wenn es mir zuwider ist? Ja, nehmen Sie mir's nicht übel und machen Sie deshalb kein böses Gesicht; lieber will ich es diesmal noch thun, wenn Sie es denn durchaus wollen. Hoffentlich steigt es mir nicht zu Kopf; es ist lächerlich, aber ich vertrage so wenig.

„Auf Ihr Wohl!"

„Austrinken! Austrinken!" schreit der Landrichter wieder. „Bis auf den Grund! So — das ist recht. Nun setzen wir uns und schneiden Gesichter. Erst können Sie mal mit den Zähnen knirschen, und darauf schneide ich Ihnen den Bart ab, um Sie zehn Jahre jünger zu machen. Zuerst also mit den Zähnen knirschen!"

„Nein, das thue ich nicht. Nicht, wenn all die fremden Leute dabei sind. Verlangen Sie das nicht von mir, ich thue es wirklich nicht", entgegnet Minutte und will gehen. „Ich habe auch keine Zeit", sagt er.

„Auch keine Zeit? Das ist traurig. Ha, ha, wirklich traurig. Nicht einmal Zeit, was?"

„Nein, jetzt nicht!"

„Jetzt hören Sie mal: wenn ich Ihnen nun erzähle, daß ich Ihnen schon längst einen anderen Rock zugedacht habe, als den, den Sie anhaben . . . Lassen

Sie mich übrigens mal sehen! Ja, der ist ja total hin! Sehen Sie mal! Der hält nicht mehr einen Fingerdruck aus!" Und der Landrichter findet ein kleines Loch, in das er den Finger hineinbohrt. „Der Stoff giebt nach; er hält nicht die Spur mehr, nein, sehen Sie doch mal her!"

„Lassen Sie mich in Frieden! Um Gottes willen, was habe ich Ihnen gethan? Und lassen Sie meinen Rock doch in Ruhe!"

„Aber mein Gott, ich verspreche Ihnen ja einen anderen morgen am Tage; ich verspreche es Ihnen in — lassen Sie mal sehen; ein, zwei, vier, sieben — also in Gegenwart von sieben Menschen. Was haben Sie heute abend eigentlich? Sie fahren auf und sind böse und möchten uns alle mit Füßen treten. Ja, das thun Sie. Nur weil ich Ihren Rock anfasse."

„Entschuldigen Sie, aber es war nicht meine Absicht, böse zu sein; Sie wissen, ich thue Ihnen gern jeden Gefallen, aber . . . ."

„Na, dann thun Sie mir den Gefallen und setzen Sie sich."

Minutte streicht sich das graue Haar aus der Stirn und setzt sich.

„Gut, und nun thun Sie mir den Gefallen und knirschen Sie ein bischen mit den Zähnen."

„Nein, das thue ich nicht."

„So? Sie thun es also nicht? Ja oder nein!"

„Nein, du guter Gott, was habe ich Ihnen gethan?

Können Sie mich denn nicht in Ruhe lassen? Weshalb soll denn gerade ich für alle den Narren abgeben? Der Fremde da drüben sieht her; ich habe es bemerkt, er hat uns im Auge und lacht vermutlich auch. So geht es beständig; den ersten Tag, als Sie kamen, hatte Doktor Stenersen mich gefaßt und lehrte Sie sofort, mich zum Narren zu machen, und jetzt lehren Sie den Herrn dort dasselbe. Einer lernt es hier immer vom andern."

„Schon gut. Schon gut! Ja oder nein?!"

„Nein! Sie hören's ja!" schreit Minutte und springt vom Stuhl auf. Aber wie wenn er fürchtete, zu heftig gewesen zu sein, setzt er sich wieder und fügt hinzu: „Ich kann nicht einmal mit den Zähnen knirschen, glauben Sie mir doch!"

„Sie können nicht? Hah, ha! Und ob Sie können! Sie knirschen ganz famos mit den Zähnen!"

„Gott steh mir bei, ich kann nicht!"

„Ha, ha, ha, Sie haben es doch schon einmal gethan!"

„Ja, aber damals war ich betrunken; ich erinnere mich gar nicht mehr; es ging alles mit mir im Kreise herum. Ich war zwei Tage nachher noch krank."

„Ganz richtig", sagt der Landrichter. „Sie waren damals betrunken; das gebe ich zu. Wozu plappern Sie dies übrigens in Gegenwart all dieser Leute aus? Das hätte ich nicht gethan; aber Sie haben keinen Takt im Leibe, das kann ich Ihnen sagen, obgleich Sie sonst ein ganz vortrefflicher Mann sind."

Hier verließ der Wirt das Café. Minutte schweigt; der Landrichter sieht ihn an und sagt:

„Na, was wird nun daraus? Denken Sie an den Rock.“

„Ich denke dran“, entgegnet Minutte, „aber ich kann und will nicht mehr trinken. Damit Sie's wissen.“

„Sie wollen und Sie können! Haben Sie gehört, was ich sagte? Wollen und können, sagte ich. Und wenn ich es Ihnen in die Kehle gießen soll, so . . .“ Bei diesen Worten erhebt der Landrichter sich und nähert sich Minutte mit dem Glase in der Hand. „So — und nun den Mund auf.“

„Nein, ich schwöre bei Gott, ich will kein Bier mehr!“ ruft Minutte bleich vor Erregung. „Und keine Macht auf Erden bringt mich dazu. Ja, Sie müssen mich entschuldigen, mir wird schlecht danach; Sie wissen nicht, wie mir danach ist. Thun Sie mir das doch nicht an, ich bitte Sie aufrichtig. Lieber will ich noch — lieber noch mit den Zähnen knirschen, ohne Bier!“

„Na, das ist etwas anderes, sehen Sie mal; zum Teufel, das ist etwas ganz anderes, wenn Sie es ohne Bier thun wollen.“

„Ja, lieber thue ich es ohne Bier.“

Und Minutte knirscht unter dem Höllengelächter der Umhersitzenden mit seinen fürchterlichen Zähnen. Nagel liest anscheinend noch immer seine Zeitung; er sitzt ganz still hinten auf seinem Platz am Fenster.

„Lauter! Lauter!“ ruft der Landrichter; „lauter knirschen, sonst können wir es nicht hören!“

Minutte sitzt steif und kerzengerade auf seinem Stuhl und hält sich mit beiden Händen fest, als ob er fürchtete zu fallen; dabei knirscht er mit den Zähnen, daß ihm der Kopf bebt. Alle lachen; die Bauerfrau lacht auch, so daß ihr die Thränen über die Backen laufen; sie weiß sich nicht zu lassen vor Lachen und spuckt vor lauter Entzücken zweimal auf den Fußboden.

„Gott bewahre mich vor Ihnen!“ heult sie ganz außer sich.

„So! Lauter kann ich nicht knirschen“, sagt Minutte, ich kann wirklich nicht, Gott ist mein Zeuge; glauben Sie mir, jetzt kann ich wirklich nicht mehr.“

„Na, dann ruhen Sie sich aus und fangen nachher wieder an. Aber Sie müssen noch mit den Zähnen knirschen. Nachher schneiden wir Ihnen den Bart ab. Nun kosten Sie mal von dem Bier; ja, Sie müssen, hier steht es vor Ihnen!“

Minutte schüttelt nur den Kopf und schweigt. Der Landrichter zieht seine Geldbörse hervor und legt ein 25 Örestück auf den Tisch. Darauf sagt er:

„Sonst pflegen Sie es für zehn zu thun, aber ich gönne Ihnen auch fünfundzwanzig; ich erhöhe Ihre Gage. So!“

„Quälen Sie mich nicht, ich thue es nun einmal nicht.“

„Sie thun es nicht? Sie weigern sich?“

„Aber du himmlischer Gott, hören Sie doch einmal auf und lassen Sie mich in Ruhe! Ich thue nun nichts mehr, um den Rock zu bekommen, ich bin doch auch ein Mensch. Was wollen Sie denn von mir?“

„Nun, ich will Ihnen eins sagen: Wie Sie sehen, knipse ich dies bischen Cigarrenasche in Ihr Glas, sehen Sie? Und nun nehme ich dieses unbedeutende Streichholz und diese Kleinigkeit von einem Streichholz und stecke diese beiden Streichhölzer vor Ihren eigenen Augen in dasselbe Glas. So! Und nun garantiere ich Ihnen, daß Sie trotzdem Ihr Glas bis auf den Grund austrinken werden. Ganz gewiß!“

Minutte sprang auf. Er zitterte sichtlich, sein graues Haar war ihm wieder in die Stirn gefallen, und er starrte dem Landrichter ins Gesicht. Das dauert mehrere Sekunden.

„Nein, das ist zuviel, das ist zuviel!“ rief sogar die Bauerfrau. „Thun Sie's nicht! Ha, ha, ha, Gott bewahre mich vor Ihnen!“

„Sie wollen also nicht? Sie weigern sich?“ fragt der Landrichter. Er stand ebenfalls auf und blieb stehen.

Minutte machte eine Anstrengung zum Sprechen, brachte jedoch kein Wort hervor. Alle sahen ihn an.

Da erhebt Nagel sich plötzlich von seinem Platz am Fenster, legt die Zeitung hin und geht durch das Zimmer. Er überhastet sich nicht und macht kein Aufhebens, trotzdem aber zieht er Aller Aufmerksam-

keit auf sich. Er bleibt neben Minutte stehen, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt mit lauter, klarer Stimme:

„Wenn Sie Ihr Glas nehmen und es dem Hund dort an den Kopf werfen wollen, so zahle ich Ihnen zehn Kronen bar und rette Sie auch vor den möglichen Folgen.“ Er deutete dem Landrichter ins Gesicht und wiederholte: „Ich meine den Hund dort!“

Es wurde mit einem Male still. Minutte sah starr vor Schreck von dem einen zum andern und sagte: „Aber . . .? Nein, . . . aber . . .?“ Weiter kam er nicht; dies wiederholte er aber unaufhörlich mit bebender Stimme, als ob es eine Frage sei. Kein Anderer sagte etwas. Der Landrichter trat bestürzt einen Schritt zurück und tastete nach seinem Stuhl; er war kreideweiß geworden und sagte ebenfalls kein Wort. Sein Mund stand offen.

„Ich wiederhole“, fuhr Nagel laut und langsam fort, „daß ich Ihnen zehn Kronen gebe, damit Sie dem Hund dort Ihr Glas an den Kopf werfen. Hier halte ich das Geld in der Hand. Sie brauchen sich auch vor den Folgen nicht zu ängstigen!“ Und Nagel hielt Minutte wirklich eine Zehnkronennote hin.

Minutte aber betrug sich seltsam. Er steuerte plötzlich in eine Ecke des Cafés, lief mit seinen kleinen, verzwickten Schritten in diese Ecke und setzte sich dort, ohne zu antworten. Er saß mit gesenktem Kopf und schielte nach allen Seiten, während er mehremal die Kniee wie in Angst hoch empor zog.

Jetzt ging die Thür auf, und der Wirt kam zurück. Er begann mit seinen eigenen Sachen drüben am Büffet zu hantieren und achtete nicht auf das, was um ihn her vorging. Erst als der Landrichter plötzlich aufstand und beide Arme mit einem rasenden, beinahe stimmlosen Ruf vor Nagel emporhob, wurde der Wirt aufmerksam und fragte:

„Was in aller Welt . . . ?“

Aber niemand entgegnete etwas. Der Landrichter schlug zweimal wild um sich, stieß aber jedesmal gegen die geballten Fäuste Nagels. Er richtete nichts aus; sein Mißgeschick reizte ihn und er schlug blindlings in die Luft, als ob er sich alles vom Leibe halten wollte; endlich schob er sich seitwärts nach den Tischen hin, taumelte auf ein Taburett und fiel auf die Kniee. Er keuchte hörbar, die ganze Gestalt war unkenntlich vor Raserei; überdies hatte er sich die Arme fast wund gestoßen gegen diese beiden spitzen Fäuste, die überall waren, wohin er schlug. Jetzt brach ein allgemeiner Tumult im Café aus, die Bauerfrau und ihre Begleitung flüchteten nach der Thür, während die übrigen durcheinander schrieen und sich ins Mittel legen wollten. Endlich erhebt der Landrichter sich wieder und geht auf Nagel zu; er bleibt stehen und schreit mit weit ausgestreckten Händen, schreit kurzatmig und in lächerlicher Verzweiflung, da ihm die Worte fehlen:

„Du verdammter . . . der Teufel soll Dich schwärzen, Du Laffe!“

Nagel sah ihn an und lächelte, trat an den Tisch, nahm den Hut des Landrichters und überreichte ihn diesem mit einer Verbeugung. Der Landrichter riß den Hut an sich und wollte ihn in seiner Raserei zurückschleudern, bedachte sich aber und drückte ihn sich mit einem Knall auf den Kopf. Darauf drehte er sich um und ging zur Thür hinaus. Er hatte zwei große Beulen im Hut und bekam dadurch ein komisches Aussehen.

Nun drängte der Wirt sich vor und verlangte eine Erklärung. Er wandte sich an Nagel, faßte ihn beim Arm und sagte:

„Was geht hier vor? Was soll das bedeuten?"

Nagel entgegnete:

„Wollen Sie wohl augenblicklich meinen Arm loslassen? Ich laufe Ihnen nicht fort. Übrigens geht hier nichts vor; ich habe den Mann beleidigt, der eben hinausging, und er wollte sich verteidigen; dagegen ist nichts zu sagen, alles ist in bester Ordnung!"

Der Wirt wurde aber böse und stampfte mit dem Fuße.

„Bitte hier kein Aufhebens zu machen!" rief er, „in keiner Weise Aufhebens! Wenn Sie Spektakel machen wollen, so gehen Sie auf die Straße, aber in meinem Lokal will ich nichts davon wissen. Ich glaube, die werden hier alle verrückt!"

„Ja, das ist alles recht gut!" mischen sich hier ein paar Gäste ein, „aber wir haben das Ganze gesehen." Und mit dem Hang der meisten Leute, es mit dem

zu halten, der für den Augenblick Sieger ist, nehmen sie unbedingt Partei für Nagel. Sie erklärten dem Wirt den ganzen Zusammenhang.

Nagel selbst zuckte die Achseln und ging zu Minutte. Ohne irgend welche Einleitung fragte er den kleinen, grauköpfigen Narren:

„Aber in welchem Verhältnis stehen Sie zu dem Landrichter, daß er Sie auf diese Weise behandeln darf?"

„Reden Sie keinen Unsinn!" antwortet Minutte, „ich stehe in gar keinem Verhältnis zu ihm, er ist mir fremd. Ich habe ihm einmal auf dem Marktplatz für zehn Öre etwas vorgetanzt. Überdies treibt er immer seinen Spaß mit mir."

„Sie tanzen also den Leuten was vor und nehmen Bezahlung dafür?"

„Ja, dann und wann. Aber das geschieht nicht oft, es ist nur, wenn ich die zehn Öre notwendig brauche und sie nirgend anderswo auftreiben kann."

„Wozu brauchen Sie denn das Geld?"

„Ich brauche Geld zu vielen Dingen. Erstens mal bin ich ein dummer Mensch, ich bin wenig begabt, und das ist traurig für mich. Als ich Seemann war und mich allein ernähren konnte, ging es mir in allen Dingen besser; dann aber bekam ich einen Schaden, ich fiel aus dem Mast und trug einen Bruch davon, und seitdem kann ich mich nicht mehr so gut durchschlagen. Ich bekomme mein Essen und alles, was ich brauche, von meinem Onkel; ich wohne

auch bei ihm und habe es gut, ja, sogar Überfluß, denn mein Onkel betreibt einen Kohlenhandel, von dem er lebt. Aber ich selbst trage auch ein bischen zu meinem Unterhalt bei, besonders jetzt im Sommer, da wir beinahe gar keine Kohlen verkaufen. Das ist so wahr, als wie ich jetzt hier vor Ihnen sitze und Ihnen die Sache erkläre. Das sind so die Tage, wo einem zehn Öre gut zu statten kommen, ich kaufe dann immer etwas dafür und bringe es mit nach Hause. Was aber den Landrichter betrifft, so amüsiert es ihn, mich tanzen zu sehen, gerade weil ich den Schaden habe und nicht ordentlich tanzen kann."

„Geschieht es also mit Wissen und Willen Ihres Onkels, daß Sie so für Bezahlung auf dem Marktplatz tanzen?"

„Nein, nein, das nicht. Das dürfen Sie nicht glauben. Er sagt oft: Weg mit diesem Bajazzogeld! Ja, er nennt es oft Bajazzogeld, wenn ich mit meinen zehn Öre komme, und er schilt mir den Buckel voll, weil die Menschen mich zum besten haben."

„Na, dies war also das erste. Nun zum zweiten!"

„Wie?"

„Zum zweiten!"

„Ich verstehe nicht."

„Sie sagten, erstens seien Sie ein dummer Mensch, na, und nun zweitens?"

„Wenn ich das gesagt habe, bitte ich um Entschuldigung."

„Sie sind also nur dumm?"

„Ich bitte aufrichtig um Entschuldigung.“

„War Ihr Vater Pastor?“

„Ja, mein Vater war Pastor.“

Pause.

„Hören Sie mal“, sagt Nagel, „wenn Sie nichts zu versäumen haben, so kommen Sie ein wenig mit mir hinauf auf mein Zimmer. Wollen Sie? Gut! Rauchen Sie? Gut! Also bitte! Ich wohne oben. Wenn Sie mit hinaufkommen, bin ich Ihnen sehr dankbar.“

Zur größten Verwunderung aller gingen Nagel und Minutte in die zweite Etage hinauf, wo sie den ganzen Abend zusammen blieben.

III.

Minutte nahm Platz und zündete sich eine Cigarre an.

„Trinken Sie nichts?“ fragte Nagel.

„Nein, ich trinke nicht viel; mir wird davon so wirr im Kopf, und nach kurzer Zeit sehe ich alles doppelt“, antwortete sein Gast.

„Haben Sie jemals Champagner getrunken? Das haben Sie natürlich!“

„Ja, vor vielen, vielen Jahren, auf der silbernen Hochzeit meiner Eltern habe ich Champagner getrunken.“

„Hat er Ihnen geschmeckt?“

„Ja, ich kann mich besinnen, daß er gut schmeckte.“

Nagel schellte und bestellte Champagner.

Während sie an den Gläsern nippen und dazu rauchen, sagt Nagel plötzlich, indem er Minutte fest anblickt:

„Sagen Sie mir — ja, es ist nur eine Frage, die Ihnen vielleicht obendrein lächerlich vorkommt; aber, könnten Sie sich nicht für eine gewisse Summe

als den Vater eines Kindes eintragen lassen, dessen Vater Sie nicht sind? Es fällt mir nur so zufällig ein."

Minutte sah ihn mit weitaufgerissenen Augen an, schwieg jedoch.

„Für eine kleinere Summe, fünfzig Kronen, oder sagen wir bis zu ein paar hundert Kronen?" fragt Nagel. „Es kommt nicht so genau darauf an."

Minutte schüttelt den Kopf und schweigt lange.

„Nein", antwortete er dann.

„Könnten Sie es wirklich nicht? Ich würde Ihnen das Geld kontant auszahlen."

„Das hilft nichts! Nein, ich kann es nicht thun. Damit kann ich Ihnen nicht dienen."

„Weshalb denn eigentlich nicht?"

„Halt! Sagen Sie nichts, und bitten Sie mich nicht; lassen Sie mich. Ich bin doch auch ein Mensch."

„Ja, natürlich sind Sie ein Mensch! Na, aber vielleicht war es auch allzu grob! Weshalb sollten Sie einem Menschen denn auch solch einen Dienst erweisen? Aber ich hätte Lust, noch eine Frage an Sie zu richten! Sind Sie willens . . . . . könnten Sie für fünf Kronen durch die ganze Stadt gehen mit einer Zeitung oder einer Papierdüte auf dem Rücken festgeheftet, hier am Hotel anfangen und dann den Weg über den Marktplatz und den Quai nehmen — könnten Sie das? Und für fünf Kronen?"

Minutte senkt beschämt den Kopf und wiederholt mechanisch: fünf Kronen. Sonst sagte er nichts.

erklären, obgleich er stammelt wie ein Kind. „Verzeihung! Vergeben Sie mir!“ sagt er. Und während einer ganzen Weile vermag er nicht, mehr hervorzubringen.

„Was wollten Sie sagen?“

„Ich wollte Ihnen Dank sagen, aufrichtigen Dank aus aufrichtigem .....“

Pause.

„Na ja, damit sind wir fertig“, schließt Nagel.

„Nein, warten Sie mal!“ rief Minutte. Entschuldigen Sie, aber wir sind noch nicht fertig damit. Sie haben geglaubt, ich wolle es nicht thun, es sei Böswilligkeit von meiner Seite, und es mache mir Freude, mich auf die Hinterbeine zu stellen; aber so wahr es einen Gott giebt .... Sind wir also fertig damit? Können wir sagen, daß wir damit fertig sind, wenn es auf Sie doch vielleicht den Eindruck machte, daß es mir nur auf den Preis ankam, und ich es nicht für fünf Kronen thun wollte? Ich hoffe, Sie glauben nicht, daß ich es in Hinsicht auf die Bezahlung nicht thun wollte. — Weiter wollte ich nichts sagen.“

„Ja, ja, es ist schon gut! Wir sprechen nicht mehr davon. Ein Mann mit Ihrem Namen und Ihrer Bildung darf solche Narrenspossen nicht machen. Nicht wahr? Da fällt mir eben ein ..... Sie kennen natürlich alle Verhältnisse der Stadt, nicht wahr? Ich will Ihnen sagen, ich beabsichtige nämlich, mich eine Zeit lang hier aufzuhalten, mich in der That für

einige Sommermonate hier niederzulassen; was meinen Sie dazu? Sind Sie von hier?"

„Ja, ich bin hier geboren; mein Vater war hier Pastor, und ich wohne seit 13 Jahren hier, seitdem ich den Schaden habe."

„Tragen Sie Kohlen herum? Mich dünkt, Sie sprachen davon, daß Sie Kohlen hier ins Hotel getragen hatten?"

„Ja, ich trage Kohlen in die Häuser. Es geniert mich nicht, wenn Sie deshalb fragen. Es ist eine alte Gewohnheit, und es schadet mir nicht, wenn ich auf den Treppen nur vorsichtig bin. Im vorigen Winter aber bin ich einmal gefallen und verschlimmerte es dadurch, so daß ich lange am Stock gehen mußte."

„Wirklich? Wie ging das zu?"

„Es war auf der Treppe der Bank, auf den Stufen lag ein wenig Eis. Ich steige mit einem ziemlich schweren Sack hinauf. Als ich ungefähr zur Hälfte oben war, sehe ich ganz oben Konsul Andresen, der herunter kommt. Ich will also umkehren und wieder hinunter gehen, damit der Konsul weiter kommt; er verlangte es nicht von mir, aber es war selbstverständlich, und ich würde es unaufgefordert gethan haben; im selben Augenblick aber hatte ich das Unglück auf der Stufe auszugleiten und zu fallen. Ich fiel auf die rechte Schulter; es klingt lächerlich, aber ich fiel wirklich auf die rechte Schulter nachdem ich mich ein paarmal umgedreht hatte. Wie ist Ihnen? sagt der Konsul zu mir; Sie schreien nicht, Sie haben

„Nun ja, oder zehn Kronen, wenn Sie wollen; sagen wir zehn Kronen. Für zehn könnten Sie es also thun?"

Minutte streicht sich das Haar aus der Stirn.

„Ich begreife nicht, woher alle Leute, die hieher kommen, schon im voraus wissen, daß ich für alle den Narren abgebe", sagt er.

„Wie Sie sehen, kann ich Ihnen das Geld sofort überreichen", fährt Nagel fort, „es kommt nur auf Sie an."

Minutte heftet die Blicke auf den Schein, starrt einen Augenblick wie verloren auf das Geld, man sah ihm förmlich den Lecker an, und ruft aus:

„Ja, ich . . . . ."

„Entschuldigen Sie!" sagt Nagel hurtig, „entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche", sagt er wieder, um den andern am Sprechen zu hindern. „Wie ist Ihr Name? Ich weiß nicht, ich glaube kaum, daß Sie mir gesagt haben, wie Sie heißen."

„Mein Name ist Gröngaard."

„So? Gröngaard? Sind Sie denn verwandt mit dem Eidsvoldsmann?" *)

„Ja, auch das."

„Wovon sprachen wir doch gerade? Also Gröngaard? Nun, Sie wollen diese zehn Kronen natürlich nicht auf solche Weise verdienen? Wie?"

---

*) Eidsvold, Kirchspiel im norweg. Amt Agershuus, 1814 war hier der erste Versammlungsort des norwegischen Storthings.

„Nein“, flüstert Minutte schwankend.

„Nun will ich Ihnen etwas sagen“, sagt Nagel und sprach dabei sehr langsam, „ich will Ihnen mit Freuden diese zehn Kronen geben, weil Sie nicht thun wollen, was ich Ihnen vorgeschlagen habe. Und ich will Ihnen überdies noch zehn Kronen geben, wenn Sie mir die Freude machen wollen, sie anzunehmen. Springen Sie nicht auf; diese kleine Gefälligkeit geniert mich nicht; ich habe jetzt viel Geld, sehr viel Geld; so etwas bereitet mir keine Verlegenheit.“ Als er das Geld heraus gesucht hatte, fügte Nagel hinzu: „Sie machen mir nur eine Freude, bitte!“

Aber jetzt sitzt Minutte stumm da; sein Glück steigt ihm zu Kopf, und er beginnt mit den Thränen zu kämpfen. Während einer halben Minute blinzelt er mit den Augen und schluckt; da sagt Nagel:

„Sie werden ungefähr vierzig Jahre alt sein, oder so.“

„Dreiundvierzig, ich bin über dreiundvierzig.“

„So, stecken Sie jetzt das Geld in die Tasche und ..... Wohl bekomm's! Hören Sie mal, wie heißt der Landrichter, mit dem wir unten im Café sprachen?“

„Das weiß ich nicht, wir nennen ihn nur den Landrichter; er ist Landrichter der Hardesvogtei.“

„Na, ja, es ist auch ganz gleichgültig. Sagen Sie mir .....“

„Verzeihung!“ Minutte vermag sich nicht länger zu halten, er ist überwältigt und will sich durchaus

erklären, obgleich er stammelt wie ein Kind. „Verzeihung! Vergeben Sie mir!" sagt er. Und während einer ganzen Weile vermag er nicht, mehr hervorzubringen.

„Was wollten Sie sagen?"

„Ich wollte Ihnen Dank sagen, aufrichtigen Dank aus aufrichtigem . . . . ."

Pause.

„Na ja, damit sind wir fertig", schließt Nagel.

„Nein, warten Sie mal!" rief Minutte. Entschuldigen Sie, aber wir sind noch nicht fertig damit. Sie haben geglaubt, ich wolle es nicht thun, es sei Böswilligkeit von meiner Seite, und es mache mir Freude, mich auf die Hinterbeine zu stellen; aber so wahr es einen Gott giebt . . . . Sind wir also fertig damit? Können wir sagen, daß wir damit fertig sind, wenn es auf Sie doch vielleicht den Eindruck machte, daß es mir nur auf den Preis ankam, und ich es nicht für fünf Kronen thun wollte? Ich hoffe, Sie glauben nicht, daß ich es in Hinsicht auf die Bezahlung nicht thun wollte. — Weiter wollte ich nichts sagen."

„Ja, ja, es ist schon gut! Wir sprechen nicht mehr davon. Ein Mann mit Ihrem Namen und Ihrer Bildung darf solche Narrenspossen nicht machen. Nicht wahr? Da fällt mir eben ein . . . . . Sie kennen natürlich alle Verhältnisse der Stadt, nicht wahr? Ich will Ihnen sagen, ich beabsichtige nämlich, mich eine Zeit lang hier aufzuhalten, mich in der That für

einige Sommermonate hier niederzulassen; was meinen Sie dazu? Sind Sie von hier?"

„Ja, ich bin hier geboren; mein Vater war hier Pastor, und ich wohne seit 13 Jahren hier, seitdem ich den Schaden habe."

„Tragen Sie Kohlen herum? Mich dünkt, Sie sprachen davon, daß Sie Kohlen hier ins Hotel getragen hatten?"

„Ja, ich trage Kohlen in die Häuser. Es geniert mich nicht, wenn Sie deshalb fragen. Es ist eine alte Gewohnheit, und es schadet mir nicht, wenn ich auf den Treppen nur vorsichtig bin. Im vorigen Winter aber bin ich einmal gefallen und verschlimmerte es dadurch, so daß ich lange am Stock gehen mußte."

„Wirklich? Wie ging das zu?"

„Es war auf der Treppe der Bank, auf den Stufen lag ein wenig Eis. Ich steige mit einem ziemlich schweren Sack hinauf. Als ich ungefähr zur Hälfte oben war, sehe ich ganz oben Konsul Andresen, der herunter kommt. Ich will also umkehren und wieder hinunter gehen, damit der Konsul weiter kommt; er verlangte es nicht von mir, aber es war selbstverständlich, und ich würde es unaufgefordert gethan haben; im selben Augenblick aber hatte ich das Unglück auf der Stufe auszugleiten und zu fallen. Ich fiel auf die rechte Schulter; es klingt lächerlich, aber ich fiel wirklich auf die rechte Schulter nachdem ich mich ein paarmal umgedreht hatte. Wie ist Ihnen? sagt der Konsul zu mir; Sie schreien nicht, Sie haben

sich also nicht weh gethan? Nein, sage ich, die Sache ging noch glücklich. Aber es dauerte keine fünf Minuten, da fiel ich zweimal hintereinander in Ohnmacht; außerdem schwoll mir der Unterleib an wegen meines alten Leidens. Der Konsul hat mich hinterher übrigens reichlich bedacht, obgleich er keine Schuld hatte."

„Haben Sie nicht sonst noch Schaden genommen? Haben Sie sich den Kopf nicht gestoßen?"

„O doch, ein wenig. Ich spie auch etwas Blut."

„Und der Konsul hat Ihnen während der Krankheit geholfen?"

„Ja, und das in großartiger Weise. Er schickte mir bald dies, bald jenes, er vergaß mich nicht einen einzigen Tag. Das beste von allem aber war, daß er an dem Tage, wo ich wieder auf war und zum Konsul ging, um ihm zu danken, schon die Flagge hatte hissen lassen. Er hatte ausdrücklich Order gegeben, die Flagge zu hissen, nur mir zur Ehren, obgleich es auch gerade der Geburtstag von Fräulein Friederike war."

„Wer ist Fräulein Friederike?"

„Seine Tochter."

„So. Ja, das war hübsch von ihm .... Ach ja, wissen Sie nicht, weshalb hier vor einigen Tagen geflaggt wurde?"

„Vor einigen Tagen? Lassen Sie mich mal nachdenken — war es vor ungefähr einer Woche? Nun ja, dann war es wegen Fräulein Kiellands Verlobung,

Dagny Kiellands Verlobung. Ja, ja, eine nach der andern verlobt sich, und heiratet und reis't fort. Ich habe jetzt so zu sagen Freundinnen und Bekannte im ganzen Lande, und darunter ist keine, die ich nicht gern wiedersehen möchte. Ich habe sie spielen und in die Schule gehen und konfirmiert werden und heranwachsen sehen, alle miteinander. Dagny war erst dreiundzwanzig Jahre alt und der Liebling der ganzen Stadt. Sie war auch hübsch. Sie hat sich mit Lieutenant Hansen verlobt, der mir seiner Zeit die Mütze geschenkt hat, die ich hier habe. Er ist auch von hier."

„Hat dieses Fräulein Kielland helles Haar?"

„Ja, sie hat helles Haar. Sie ist ganz ungewöhnlich hübsch, und alle hatten sie lieb."

„Ich habe sie wohl beim Pfarrhof gesehen. Pflegt sie mit einem roten Sonnenschirm zu gehen."

„Richtig. Soviel ich weiß, hat keine andere einen roten Sonnenschirm. Sie haben sie gewiß gesehen, wenn sie eine Dame mit einem dicken, blonden Hängezopf gesehen haben; sie ist keiner andern ähnlich. Aber Sie haben vielleicht noch nicht mit ihr gesprochen?"

„Doch; vielleicht auch mit ihr gesprochen." Und nachdenklich sagt Nagel vor sich hin: „Nein, — das war also Fräulein Kielland!"

„Ja, aber nicht ordentlich? Sie haben wohl kein längeres Gespräch mit ihr geführt? Das bleibt Ihnen noch vorbehalten. Sie lacht sehr laut, wenn sie etwas komisch findet, und oft lacht sie auch über nichts.

Wenn Sie mit ihr sprechen, werden Sie sehen, wie aufmerksam sie auf das horcht, was Sie sprechen, bis Sie fertig sind, und dann antwortet sie auf das, was Sie gesagt haben; wenn sie aber antwortet, wird sie rot; ich habe das oft bemerkt, wenn sie mit jemand spricht. Mit mir ist es jedoch etwas anderes, mit mir plaudert sie, wenn es sich gerade so trifft; sie macht weiter keine Umstände mit mir. Ich könnte z. B. auf der Straße zu ihr gehen; sie würde stehen bleiben und mir die Hand geben, selbst wenn sie es eilig hat. Wenn Sie es nicht glauben, brauchen Sie nur einmal darauf zu achten."

„Doch, ich glaube es gern. Sie haben also eine gute Freundin an Fräulein Kielland?"

„Natürlich nur in der Weise, daß sie immer Nachsicht mit mir hat; auf andere Weise könnte es natürlich nicht sein, das ist ja klar. Ich bin dann und wann im Pfarrhof, wenn ich eingeladen werde, und soviel ich sehen kann, bin ich auch nicht unwillkommen, wenn ich einmal ungebeten hingehe. Fräulein Dagny hat mir sogar Bücher geborgt, als ich krank war, sie ist sogar selbst damit gekommen und hat sie den ganzen Weg unterm Arm getragen."

„Was für Bücher können das gewesen sein?"

„Sie meinen, was für Bücher können das sein, die ich lesen und verstehen kann?"

„Nein, diesmal mißverstehen Sie mich; Ihre Frage ist scharfsinnig, aber Sie mißverstehen mich. Sie sind ein interessanter Mensch! Ich meinte: was für Bücher

mögen es sein, die diese junge Dame selbst hält und liest? Das zu wissen, wäre mir angenehm."

„Ich erinnere mich, daß sie mir einmal Garborgs „Bauernstudenten" brachte, und noch zwei andere; das eine war wohl Turgéniews „Rudin." Bei einer andern Gelegenheit aber las sie mir laut aus Garborgs „Unversöhnlich" vor."

„Und das waren ihre eigenen Bücher?"

„Ihres Vaters Bücher. Der Name des Vaters stand darin."

„So .... Nein, jetzt müssen Sie trinken! Wollen wir nicht auf irgend jemandes Wohl trinken? Zum Beispiel auf das Wohl der Familie Kielland? Das muß eine gute Familie sein."

Nachdem sie getrunken hatten, sagte Nagel:

„Apropos! als Sie damals zu Konsul Andresen kamen, um ihm zu danken, wie Sie erzählen ...."

„Ich wollte ihm für seine Hülfe danken."

„Allerdings. — Aber war die Flagge an jenem Tage schon gehißt, bevor Sie kamen?"

„Ja, er hatte sie mir zu Ehren aufziehen lassen; er selbst hat es mir erzählt."

Pause.

„Mag sein. Aber sollte die Flagge doch wohl nicht zu Ehren des Geburtstages aufgezogen gewesen sein?"

„Doch, das war sie wohl, das kann sein; auch gut. Es wäre eine Schande, wenn die Flagge an Fräulein Friederikens Geburtstag nicht gehißt gewesen wäre."

„Da haben Sie ganz recht . . . . . Doch um von was anderem zu sprechen: Ihr Onkel, wie alt ist er?"

„Er ist sicher beinahe siebzig. Nein, das ist doch wohl zu viel, aber jedenfalls ist er über sechzig. Er ist sehr alt, aber rührig für sein Alter; zur Not kann er noch ohne Brille lesen."

„Wie heißt er?"

„Er heißt auch Grögaard. Wir heißen beide Grögaard."

„Besitzt Ihr Onkel ein Haus oder wohnt er zur Miete?"

„Er hat das Zimmer gemietet, in dem wir wohnen; der Kohlenschuppen aber gehört ihm. Es fällt uns nicht schwer, die Miete zu zahlen, wenn es das ist, was Sie meinen; wir bezahlen mit Kohlen, und zuweilen kann ich auch durch irgend eine kleine Arbeitsleistung zahlen."

„Ihr Onkel trägt wohl keine Kohlen aus?"

„Nein, das fällt mir zu. Er mißt und versteht sich auf alles, und ich trage sie aus. Ich kann ja besser damit umher gehen, weil ich stärker bin."

„Allerdings. Und dann haben Sie also irgend eine Frau, die für Sie kocht?"

Pause.

„Entschuldigen Sie", antwortet Minutte, „werden Sie nicht ärgerlich; aber ich will gern gehen, wenn Sie meinen. Ganz, wie Sie wünschen. Sie behalten mich vielleicht hier, um mir eine Freude zu machen, obgleich es Ihnen selbst doch kein Vergnügen machen

kann, von meinen Verhältnissen zu hören. Es mag auch sein, daß Sie aus irgend einem Grunde mit mir reden, den ich nicht verstehe; dann ist es gut. Aber wenn ich auch gehe — mir thut niemand was zu Leide; das dürfen Sie nicht glauben, ich begegne keinen übelgesinnten Menschen. Der Landrichter paßt mir nicht vor der Thür auf, um sich zu rächen, wenn Sie das vielleicht fürchten; und selbst, wenn er dort stände, würde er mir jedenfalls kein Leid anthun; das glaube ich nicht."

„Thun Sie, wozu Sie Lust haben. Mir machen Sie ein Vergnügen, wenn Sie bleiben; aber Sie sollen sich nicht verpflichtet fühlen, mir etwas zu sagen, nur weil ich Ihnen ein paar Kronen für Tabak vorgestreckt habe. Thun Sie ganz, wie Sie wollen."

„Ich bleibe! Ich bleibe!" ruft Minutte, „und Gott segne Sie!" ruft er. „Ich bin glücklich darüber, daß Sie ein wenig Vergnügen an mir finden, obgleich ich mich sowohl über mich selbst, wie darüber schäme, daß ich hier in diesem Anzug sitze. Ich hätte doch bedeutend anständiger sein können, wenn ich ein bischen Zeit zur Vorbereitung gehabt hätte; ich habe einen von Onkels alten Röcken an, und der hält nichts mehr aus, es ist wirklich wahr, man darf ihn nicht anfassen. Sehen Sie mal, hier hat nun auch der Landrichter einen langen Riß gemacht, den Sie hoffentlich entschuldigen . . . . . Nein, was die Frau zum Kochen betrifft, so haben wir keine Frau dazu. Wir kochen und waschen alles selbst. Es ist nicht so be-

sonders schwer, und überdies machen wir es uns so leicht wie möglich. Wenn wir z. B. morgens Kaffee kochen, trinken wir abends den Rest, ohne ihn wieder heiß zu machen, und ebenso ist es mit dem Mittagbrot, das wir auch sozusagen gleich ein für allemal kochen. Was können wir in unserer Lage denn auch mehr verlangen? Und außerdem kommt das Waschen auf mein Teil; es ist sogar ein kleiner Zeitvertreib, wenn ich nichts anderes zu thun habe."

Jetzt läutet unten eine Glocke, und die Leute beginnen zum Abendessen hinunter zu gehen.

„Das ist die Essensglocke", sagt Minutte.

„Ja", erwidert Nagel. Aber er erhebt sich nicht und giebt auch kein Zeichen der Ungeduld; im Gegenteil, er setzt sich noch einmal zurecht und fragt: „Sie kannten vielleicht auch den Karlsen, den man neulich tot im Walde gefunden hat? War das nicht ein trauriges Ereignis?

„Ja, ein äußerst trauriges Ereignis. Und ob ich ihn gekannt habe! Ein prächtiger Mensch und ein edler Charakter. Wissen Sie, was er mir einmal gesagt hat? Eines Sonntagsmorgens früh wurde ich zu ihm gerufen; es mag jetzt ein Jahr her sein; es war im Mai vorigen Jahres. Er bat mich, einen Brief für ihn zu besorgen. — „Ja", sagte ich, „das will ich thun; aber ich habe heute keine anständigen Schuhe an; in diesen Schuhen kann ich nicht gut zu Leuten gehen. Wenn es Ihnen recht ist, gehe ich nach Hause und borge mir andere."

„Nein, das ist nicht nötig", antwortet er, „ich glaube, das thut nichts, wenn Sie in denen nur keine nassen Füße bekommen." — Sogar das bedachte er, daß ich mir keine nassen Füße holen solle! Na, dann steckte er mir heimlich eine Krone in die Hand und gab mir den Brief. Als ich schon auf dem Flur war, reißt er die Thür auf und kommt mir nach; er strahlt über das ganze Gesicht, und ich bleibe stehen und sehe ihn an; Thränen stehen ihm in den Augen. Da faßt er mich um, ja, er schmiegt sich förmlich an mich und sagt: „Gehen Sie jetzt mit dem Briefe, alter Freund, ich werde später an Sie denken. Wenn ich Prediger bin und einmal ein Amt habe, sollen Sie zu mir kommen und immer bei mir bleiben. Ja, ja, nun gehen Sie aber, und Glück mit Ihnen!" — Leider hat er nie ein Amt bekommen; aber er hätte mir gewiß sein Wort gehalten, wenn er gelebt hätte!"

„Und da brachten Sie den Brief fort."

„Ja."

„Und freute Fräulein Kielland sich, als sie ihn bekam?"

„Wie können Sie wissen, daß er an Fräulein Kielland war?"

„Wie ich das wissen kann? Sie haben es ja eben selbst gesagt."

„Ich habe es selbst gesagt? Das ist nicht wahr."

„He, he, nicht wahr? Glauben Sie, daß ich Ihnen etwas vorlüge?"

„Nein, entschuldigen Sie, es kann gern sein, daß Sie recht haben; aber jedenfalls hätte ich es nicht sagen dürfen. Es geschah aus Unachtsamkeit. Habe ich es wirklich gesagt?"

„Weshalb nicht? Verbot er Ihnen denn, es zu sagen?"

„Nein, er nicht."

„Aber sie?"

„Ja."

„Schon gut; bei mir ist es sicher aufgehoben. Aber können Sie begreifen, weshalb er gerade jetzt starb?"

„Nein. Das Unglück sollte nun einmal sein."

„Das Unglück? Ach ja, richtig! Er ist also gefallen und hat sich tot gestochen?"

„Ja, vermutlich ging er so in Gedanken dahin, ist gestolpert und hat sich im Fallen die Pulsadern aufgeschnitten. Ein beklagenswertes Unglück."

„Wissen Sie, wann er begraben wird?"

„Ja, morgen mittag."

Dann wurde nicht weiter über die Sache gesprochen. Eine Weile sprach keiner von beiden. Sara steckte den Kopf zur Thür hinein und meldete, daß das Essen fertig sei. Gleich darauf sagte Nagel:

„Nun ist Fräulein Kielland also verlobt. Wie sieht ihr Bräutigam denn aus?"

„Er ist Lieutenant Hansen, ein mutiger, wirklich ausgezeichneter Mann. Sie wird keinen Mangel bei ihm leiden."

„Ist er reich?“

„Sein Vater ist sehr reich.“

„Ist er Kaufmann?“

„Nein, er ist Schiffsrheder. Er wohnt ein paar Häuser von hier; es ist gerade kein großes Haus, das er hat, aber er braucht es auch nicht größer; wenn der Sohn fort ist, sind nur die beiden Alten da. Sie haben auch eine Tochter, aber die ist in England verheiratet.“

„Wieviel glauben Sie, daß der alte Hansen besitzt?“

„Na, er hat vielleicht eine Million. Das weiß niemand!“

Pause.

„Ja“, sagt Nagel dann, „es ist ungeschickt verteilt auf dieser Welt! Was, Grögaard, wenn Sie nun so ein wenig von seinem Gelde hätten?“

„Nein, Gott bewahre, weshalb das? Nein, wir müssen zufrieden sein mit dem, was wir haben. Vielleicht sind die auch nicht so viel glücklicher, die so viel haben.“

„Nein, so sagt man . . . . . Aber da fällt mir gerade etwas ein: Sie haben wohl nicht viel Zeit für andere Arbeit übrig, wenn Sie all die Kohlen umher tragen müssen, nicht wahr? Nein, das begreife ich wohl. Aber ich bemerkte, daß Sie den Wirt fragten, ob er heute noch etwas anderes für Sie zu thun habe; erinnern Sie sich dessen?“

„Nein.“

„Ja, unten im Café; Sie sagten, Sie hätten die

Kohlen in die Küche gebracht, und da fragten Sie gleichzeitig, ob heute sonst noch etwas zu thun sei; besinnen Sie sich nicht drauf?"

„Doch, aber das hatte einen anderen Grund. Haben Sie es beachtet? — Nein, die Sache ist nämlich die, daß ich hoffte, gleich Bezahlung für die Kohlen zu bekommen; aber ich mochte nicht geradezu darum bitten, deshalb sagte ich nur, heute sei wohl nichts anderes mehr zu thun. So hängt es zusammen. Wir waren gerade in Verlegenheit und setzten unsere Hoffnung auf die Bezahlung."

„Wieviel brauchten Sie wohl, um aus dieser Verlegenheit zu kommen?" fragt Nagel.

„Gott bewahre mich!" ruft Minutte mit lauter Stimme. „Sprechen Sie nicht mehr davon; uns ist schon mehr als reichlich geholfen. Das ganze drehte sich um sechs Kronen, und nun sitze ich hier mit Ihren zwanzig Kronen in der Tasche, und Gott vergelt's Ihnen! Aber diese sechs Kronen waren wir gerade schuldig; unser Kaufmann hatte sie zu fordern für Kartoffeln und andere Dinge. Er hatte uns die Rechnung geschickt, und wir beide dachten immerfort daran, wieviel Geld wir brauchten; aber nun hat es keine Not mehr, davor können wir jetzt ruhig schlafen und morgen wieder aufstehen und ganz vergnügt sein."

Pause.

„Ja, ja! aber jetzt ist's am besten, wenn wir austrinken und uns gute Nacht sagen", sagt Nagel und steht auf. „Prosit! Ich hoffe, wir haben uns nicht

zum letztenmal getroffen. Sie müssen mir wirklich versprechen, wiederzukommen; ich wohne auf Nummer 7, wie Sie sehen. Danke für Ihren Besuch!"

Nagel sprach dies im aufrichtigsten Ton und schüttelte Minuttes Hand. Er begleitete seinen Gast hinunter und brachte ihn an die Hausthür; hier nahm er seine Samtmütze ab, wie schon einmal zuvor und grüßte tief.

Minutte ging. Er verbeugte sich unzähligemal, während er rückwärts die Straße hinunter ging; aber er brachte nicht ein Wort hervor, obgleich er sich die ganze Zeit bemühte, etwas zu sagen.

Als Nagel ins Speisezimmer trat, bat er Sara höflich um Entschuldigung, weil er zu spät zum Abendessen kam.

IV.

Johann Nagel erwachte am nächsten Morgen davon, daß Sara anklopfte und ihm seine Zeitungen brachte. Er sah diese flüchtig durch und warf sie dann auf die Erde, je nachdem er mit ihnen fertig war; ein Telegram, daß Gladstone einer Erkältung wegen das Bett gehütet habe, jetzt aber wieder wohl sei, las er zweimal durch und lachte dabei hell auf. Dann kreuzte er die Arme im Nacken und überließ sich folgendem Gedankengang, dann und wann laut vor sich hin sprechend:

„Es ist gefährlich, mit geöffnetem Taschenmesser in den Wald zu gehen. Wie leicht kann man nicht so ungeschickt ausgleiten, daß die Klinge sich um ein, oder beide Handgelenke schließt! Wie ist es Karlsen nicht ergangen! . . . . Na, übrigens weshalb nicht? Wozu in aller Welt erhält man sich so krampfhaft aufrecht? Besonders wenn man trotzdem in geweihte Erde kommt und obendrein noch ein Privattelegram in „Verdens Gang" bekommt. He, he, he! Und dann,

wo ist eigentlich der Unterschied, ob man mit einem geöffneten Federmesser in der Hand oder einer kleinen Medizinflasche in der Westentasche umhergeht?

Nein, Gladstone ist doch ein wahrer Riese. Gladstone lebt ganz entschieden bis er eines Tages vor lauter Wohlbefinden stirbt. Und hoffentlich wird er die Menschheit noch ungezählte Jahre mit einer Erkältung au courant erhalten. Gladstone ist gewaltig, Gladstone ist unbedingt der größte Mann der Jetztzeit. Wer sollte sonst wohl unser größter Mann sein? Victor Hugo ist tot, und . . . . Ich nehme jetzt an, wir schrieben 1703, sagen wir den 5. März 1703: eine Welt ohne Gladstone eine öde Welt, nur konservative Zeitungen!

Wäre Dein Stahl doch so scharf wie Dein letztes Nein! Wie schön das ist! Wie entzückend abgeschmackt! Ah, schwulstig genug, um menschlich zu sein! Ich muß dabei an eine so recht geschwollene Kindernase denken. Aber die richtige Energie hat er doch gehabt; unter anderem hat er eine natürliche Stellung gewählt, auf dem Bauche liegend, mit dem Gesicht in einer Wasserlache. Aber die Zeit! — nein, Gott bewahre mich! Am hellen Tage, mit einem Lebewohl in der Hand, pfui! Übrigens hatte der Mann Geschmack; er ging mit der Affaire in den Wald, und da halte ich mit ihm. „Es ging ein Knäblein in den Wald, la la la la!“ Da haben wir nun zum Beispiel die Vardalwälder, auf dem Wege von Gjövik herauf. Dort liegen und duseln und sich selbst vergessen, und in die Luft star-

ren, in den Himmel hinein gucken, so daß man beinahe erfährt, wie da oben über Einen hier unten geflüstert und getuschelt wird. Der da, sagt die selige Mama, nein, wenn der herauf kommt, so gehe ich meiner Wege, sagt sie und macht eine Kabinetsfrage daraus. He, he, sage ich, und: Pst, laß mich nicht stören, laß mich nur nicht stören! Und das sage ich so laut, daß ich die allgemeine Aufmerksamkeit von zwei weiblichen Engelein auf mich ziehe, nämlich Jairi Töchterlein und Svava Björnson . . . .

Aber die Zeit war absolut unglücklich gewählt. Ich hätte eine herrliche Unwetternacht gewählt, eine Rabenfinsternis ohne einen einzigen Stern. Und von einem schriftlichen Lebewohl wäre gar keine Rede gewesen . . . . Weshalb liege ich übrigens hier und denke daran? Was geht das mich an? Was in aller Welt habe ich mit diesem sentimentalen Teologen mitsamt seinem Stahl und seinem letzten Nein zu schaffen? He, he, he, he, was Teufel habe ich damit zu schaffen . . . . ?

Wieviel absonderliche Laute doch in einem Menschen sind! So zum Beispiel das Lachen; woher kommt es und wohin geht es? Ein widerlicher Laut, ein schamloser Laut, ein Laut, der an Elstern und Affen erinnert. Das Lachen muß einfach ein Rudiment sein, ergo ist das Lachen ein Rudiment. Und dieser unsinnige, unartikulierte Laut kommt aus irgend einer Stelle in meinem Körper, wenn man mich nur unterm Kinn kitzelt! Was hat Schlachter Hange mir doch so

manchesmal gesagt, Schlachter Hange, der selbst ein so starkes Lachen hatte, und dadurch sehr zur Geltung kam? Er sagte, daß kein Mensch mit seinen fünf Sinnen . . . .

Nein, das reizende Kind, das er hatte! An dem Tage, wo ich sie auf der Straße traf, regnete es; sie trug einen Eimer in der Hand und hatte das Geld für die Dampfküche verloren; sie ging und weinte. Du selige Mutter, sahst Du vom Himmel, daß ich nicht einen einzigen Schilling besaß, mit dem ich das Kind hätte erfreuen können? Daß ich mir das Haar auf der Gasse raufte und nicht einen Öre besaß? Da kam die Musik vorüber; die hübsche Diakonissin drehte sich einmal um und warf mir einen glänzenden Blick zu; dann ging sie still weiter, mit gesenktem Kopf, vermutlich trauerte sie über sich selbst wegen des glänzenden Blickes, den sie mir gegönnt. Aber im selben Augenblick riß mich ein langbärtiger Mann mit weichem Filzhut am Arm, sonst wäre ich überfahren worden. Ja, weiß Gott, überfahren . . . .

Scht! Ein . . . zwei . . . drei; wie langsam sie schlägt! Vier . . . fünf . . . sechs . . . sieben . . . acht; ist es schon acht? Neun . . . zehn. Nein, Gott steh mir bei, ist die Uhr schon zehn! Ja, dann muß ich aufstehen. Auf, auf, auf, auf, auf, auf, auf, auf, ach, ja freilich! Wo mag die Uhr geschlagen haben? Im Café konnte das doch nicht sein? Na, das ist ja auch gleichgültig. Aber war das gestern abend im Café nicht ein komischer Auftritt? Minutte zitterte;

ich kam gerade zu rechter Zeit; es hätte ganz gewiß damit geendet, daß er sein Bier mit der Asche und den Streichhölzern drin getrunken hätte. Na ja, und was dann? Darf man so naseweis sein und Dich fragen: was dann? Wozu mische ich mich in anderer Leute Angelegenheiten? Geschah es auf Grund irgend einer Katastrophe im Universum, zum Beispiel auf Grund von Gladstones Erkältung? He—he—he, helf Dir Gott, Kind, wenn Du sagst, was wahr ist: daß Du eigentlich auf dem Wege in die Heimat warst, daß Du aber plötzlich beim Anblick dieser Stadt so lebendig bewegt wurdest — wie klein und elend sie auch ist — daß Du nahe dran warst vor geheimnisvoller, Dir fremder Freude zu weinen, als Du all die Flaggen sahst. Apropos: es war am 12. Juni; wegen Fräulein Kiellands Verlobung wurde geflaggt. Und zwei Tage später traf ich sie selbst.

Weshalb mußte ich sie gerade an dem Abend treffen, da ich mich in so zerrissener Stimmung befand, und es mir ganz gleichgültig war, was ich that? Wenn ich jetzt über das Ganze nachdenke, schäme ich mich wie ein Hund.

Guten Abend, Fräulein! Ich bin hier fremd, verzeihen Sie mir, ich gehe spazieren und weiß nun nicht, wo ich hingeraten bin.

Minutte hat recht, sie wird gleich rot, und wenn sie antwortet, errötet sie noch mehr.

Wohin wollen Sie? sagte sie und mißt mich mit den Blicken.

Ich nehme die Mütze ab und stehe im bloßen Kopfe da, und während ich noch immer mit der Mütze in der Hand dastehe, fällt es mir ein zu sagen:

Haben Sie die Güte mir zu sagen, wie weit es in die Stadt ist, ganz genau wie weit.

Das weiß ich nicht, sagt sie, nicht von hier aus; aber das erste Gehöft, zu dem Sie kommen, ist der Pfarrhof, und von da ist es eine Viertelmeile in die Stadt. — Damit will sie ohne weiteres gehen.

Besten Dank, sage ich; aber wenn der Pfarrhof auf der andern Seite von diesem Walde liegt, so erlauben Sie, daß ich Sie begleite, wenn Sie dorthin wollen oder noch weiter; die Sonne scheint nicht mehr; lassen Sie mich Ihren Sonnenschirm tragen. Ich werde Sie nicht belästigen, nicht einmal reden, wenn Sie es so wollen; nur lassen Sie mich neben Ihnen gehen und auf das Zwitschern der Vögel lauschen. Nun, gehen Sie nicht, nicht gleich! Weshalb laufen Sie fort?

Als sie aber trotzdem lief und nicht auf mich hören wollte, da lief ich ihr nach, damit sie hören konnte, was ich sagte, und schrie:

Der Teufel soll Ihr klares Gesicht holen, wenn es nicht den stärksten Eindruck auf mich gemacht hat!

Da aber rannte sie so wild von dannen, daß sie mir nach ein paar Minuten aus den Augen war; den dicken blonden Zopf nahm sie beim Laufen einfach in die Hand. Ich habe nie was Ähnliches gesehen!

Ja, so ging es zu. Ich wollte sie nicht beleidigen, ich hatte nichts Böses im Sinn; ich möchte wetten, daß sie ihren Lieutenant lieb hat; es fiel mir gar nicht ein, mich ihr etwa in solcher Absicht aufdrängen zu wollen; aber es ist gut, alles sehr gut; ihr Lieutenant wird mich vielleicht fordern, he, he, er wird sich mit dem Landrichter, dem Landrichter der Hardesvogtei zusammenthun und mich fordern . . . .

Möchte übrigens wissen, ob der Landrichter sich dazu bequemt, mit einem neuen Rock für Minutte herauszurücken. Einen Tag kann ich warten; ich kann vielleicht zwei Tage warten; wenn er es aber innerhalb zweier Tage nicht gethan hat, so müssen wir ihn daran erinnern . . . . Ja, weshalb muß eigentlich ich ihn daran erinnern? Was kümmert das mich? Nun bin ich schon wieder dabei, mich zur Unzeit in anderer Leute Angelegenheit zu mischen; und das soll ein Ende haben. Ich leiste einen heiligen Eid darauf, es soll ein Ende haben! Punktum. Nagel.

Bin ich zum Beispiel aufgefordert worden, meinen disputierenden Senf dazu zu geben, wenn ein Klub über Religion disputiert? Keineswegs, keineswegs; nach meiner Meinung ist gar nicht gefragt worden. — Aber weshalb ließ ich den jungen Mann denn nicht seine ausgezeichneten Gründe darlegen? Er wußte viel und sprach gut, er teilte Sonne und Wind gleichmäßig zwischen Menschen und Gott und erklärte sich einig mit Drawden und Spinoza. Was ist daran auszusetzen? Und was war am folgenden Redner,

dem Stadtingenieur, auszusetzen? Er ging ein wenig weiter, beobachtete aber auf seine Weise die größte Mäßigung. Als er auf den Tisch schlug und es schwarz auf weiß verlangte, daß Gott sei, machte er sogar einen starken Eindruck; zwei alte Männer nickten vor sich hin und gingen zu seiner Ansicht über, kurz und gut, alle waren sich einig in der Sache; he—he. Da hätte ich ja auch meinen Mund halten und mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern können; mich persönlich ging es ja gar nichts an, was man im Klub that; aber ich stand auf und machte Unsinn und brachte sie in Verwirrung. Ich glaube schon, daß ich mich ehrerbietig erhob, aber das hilft alles nicht, da ich die ganze Gesellschaft zum Narren machte und endlich zur Thür hinaus geworfen wurde. He, he, he!

Nein, man sollte nie den Mund aufthun. Man sollte Delikatessenhändler sein und Würste befühlen und Speck beschauen und Schmalz mummeln und Hugo citieren. Man sollte Pferd und Wagen haben und ein Komptoir in der Stadt, sich menschlich einrichten, Verbindungen haben, Storthingsmänner bei sich sehen, es zu etwas bringen, und Haus und eine Frau und einen Hund halten. Punktum. Nagel.

Ja, ein Haus! Herrgott, wer doch ein Haus hätte! Und eine Frau dazu! Ich wäre jeden Tag dankbar dafür gewesen und hätte den Armen etwas gegeben, je nachdem ich die Mittel dazu gehabt hätte. Ich weiß eine arme Frau, die mich so verschämt angesehen hat, als wollte sie um etwas bitten; aber sie hat doch nichts

gesagt. Ihre Augen verfolgen mich förmlich, obgleich ihr Haar schon weiß ist; viermal habe ich einen Umweg gemacht, um ihr nicht begegnen zu müssen. Sie ist nicht alt, nicht vor Alter ist sie weiß geworden; ihre Wimpern sind noch fürchterlich schwarz, gräßlich schwarz, so daß ihre Augen zu lodern scheinen. Sie trägt beinahe immer einen Korb vor sich unter der Schürze, und deshalb schämt sie sich wohl so. Wenn sie an mir vorüber ist, drehe ich mich um und sehe, daß sie auf den Markt geht und einige wenige Eier aus dem Korbe nimmt, und diese zwei, drei Eier verkauft sie dem ersten Besten, worauf sie ebenso mit dem Korbe unter der Schürze wieder nach Hause geht. Sie wohnt in einem kleinwinzigen Hause unten am Quai. Das Haus hat nur ein Stockwerk und ist nicht gemalt. Ich habe sie einmal durch das Fenster gesehen; sie hat keine Gardinen davor, nur ein paar weiße Blumen habe ich da gesehen, und sie stand lange im Zimmer und starrte mich an, als ich vorüberging. Gott mag wissen, was für eine Person sie ist; aber ihre Hände sind ganz klein. Ein Almosen könnte ich Dir wohl geben, Du weißes Mädchen, aber lieber möchte ich Dir helfen, ordentlich helfen.

Ich weiß übrigens sehr wohl, weshalb Deine Augen mich so verfolgen, ich wußte es sofort. Seltsam, daß eine Jugendliebe einem so lange nachgehen kann und sich wieder melden, ehe man sich's versieht. Aber ihr süßes Gesicht hast Du doch nicht, und Du bist viel älter als sie. Ach ja, und trotzdem hat sie sich mit

einem Telegraphisten verheiratet und ist nach Kabelvaag gezogen! Du guter Gott! Na, soviel Köpfe, soviel Sinne; ich konnte ihre Liebe nicht erwarten, und besaß sie auch nicht. Dabei ist nichts zu machen.... So, nun schlägt es halb elf.... Nein, nein, dabei ist nichts zu machen. Aber wenn Du nur wüßtest, wie innig ich Dein während der zwölf Jahre gedacht habe und nie..... He, he! Es ist ja aber auch meine eigene Schuld; sie kann nicht dafür. Wenn andere Leute einen ein Jahr in gutem Andenken behalten und damit basta, so gehe ich herum und denke noch zehn Jahre an sie. Uf....

Übrigens, weshalb kann ich der weißen Eierfrau um ihrer Augen willen nicht ebensogut ein Almosen geben, wie ihr eine Hülfe gewähren? Hier habe ich ja, wovon ich nehmen kann, zweiundsechzigtausend Kronen für ein Landgut, und das bar in der Hand. He—he—he—he— ich brauche nur einen Blick auf den Tisch zu werfen und finde drei telegraphische Dokumente von größtem Wert auf meinem Tische. .... O Du großer Gott, was für ein Einfall, was für ein Streich! Ja, ja, man ist Agronom und Kapitalist; man verkauft nicht sofort auf das erste Angebot, sondern schläft darauf und bedenkt sich. Das thut man; man bedenkt sich. Und inzwischen wundert sich kein Mensch darüber, obgleich man den Streich absichtlich so grob und den Einfall so toll gemacht hat. Nein. Hol mich der Teufel, ich hätte bald gesagt, ist es nicht zu arg mit all der Dummheit! Mensch, Dein

Name ist Esel! Man kann Dich an der Nase führen, wohin man will. Aahai, — ja — darauf habe ich gegähnt. Und damit basta.

Da drüben aus meiner Westentasche steckt zum Beispiel ein kleiner Flaschenhals heraus; das ist Medizin, Blausäure; ich bewahre sie der Kuriosität wegen auf und habe nicht den Mut, sie zu nehmen. Weshalb nehme ich sie denn, und weshalb habe ich sie angeschafft? Auch das ist Humbug, nur Humbug, moderner Dekadencehumbug, Reklame und Geschmacklosigkeit. Pfui . . . .

Oder nehmen wir eine so unschuldige Sache wie meine Rettungsmedaille. Ich habe sie, was man so nennt, ehrlich verdient; ja, ja, man pfuscht in allem ein bischen, man rettet auch Menschen. Aber Gott weiß, ob es in Wirklichkeit ein Verdienst meinerseits war. Urteilen Sie selbst, meine Herren und Damen: Am Schanzwerk steht ein junger Mann und weint, daß ihm die Schultern beben; als ich ihn anrede, sieht er mich ganz verstört an und schießt dann plötzlich hinunter in den Salon. Ich folge ihm, der Mann ist bereits in die Koje gegangen. Ich untersuche die Passagierliste, finde den Namen des Mannes und sehe, daß er nach Hamburg will. Das ist am ersten Abend. Ich behalte ihn von nun an beständig im Auge, ich überrasche ihn an auffälligen Orten und blicke ihm ins Gesicht. Weshalb thue ich das? Meine Herren und Damen, urteilen Sie selbst! Ich sehe ihn weinen; etwas quält ihn fürchterlich, und oft blickt er mit

wahnsinniger, abwesender Miene in die Tiefe. Was kümmert das mich? Gar nicht, allerdings, und daher urteilen Sie selbst, genieren Sie sich nicht! Es vergehen ein paar Tage, wir haben widrigen Wind und hohe See. In der Nacht um zwei kommt er nach hinten, ich liege dort schon versteckt und beobachte ihn. Der Mond macht sein Gesicht gelb und seltsam. Und was nun? Er wendet sich hierhin und dorthin, streckt die Arme empor und springt über Bord, die Beine voran. Einen Schrei ist er jedoch nicht im stande zurückzuhalten. Bereute er seinen Entschluß? Wurde ihm im letzten Augenblicke angst? Wenn nicht, weshalb schrie er denn? Meine Herren und Damen, was würden Sie an meiner Stelle gethan haben? Das überlasse ich vollständig Ihnen. Vielleicht hätten Sie den ehrlichen, wenn auch zuletzt etwas schwankenden Mut eines Unglücklichen respektiert und wären ruhig in Ihrem Versteck liegen geblieben; ich aber brülle zur Kommandobrücke hinauf und gehe ebenfalls über Bord, vor lauter Eile sogar noch mit dem Kopfe voran. Ich schlage wie ein Wahnsinniger um mich, ich schieße nach allen Richtungen umher und höre, daß oben auf dem Schiffe mit Donnerstimme gerufen wird. Da stoße ich plötzlich gegen seinen einen Arm, der noch steif ausgestreckt ist mit gespreizten Fingern. Er stampft noch ein bischen mit den Beinen. Gut, ich packe ihn im Nacken, er wird schwerer und schwerer, er legt sich auf die faule Seite und stampft nicht mehr; schließlich macht er doch einen Ruck, um los zu kommen.

Ich wirble mit ihm herum, die See geht hoch und stößt uns mit der Stirn zusammen; es wird mir schwarz vor Augen. Was sollte ich thun? Ich knirsche mit den Zähnen und fluche drauf los und halte den Kerl treu und fest, während der ganzen langen Zeit im Nacken fest, bis das Bot endlich kommt. Was hätten Sie gethan? Ich rettete ihn wie ein roher, rücksichtsloser Bär; und weiter? Ja, habe ich es Ihnen nicht schon selbst überlassen zu urteilen, meine Herren und Damen? Sie brauchen es nicht mit Glacéhandschuhen anzufassen! Was kümmert das mich? Aber nehmen wir an, daß dem Manne viel daran lag, nicht in Hamburg zu landen? Da haben wir den Knoten! Aber die Medaille! Das ist eine Medaille für eine verdienstvolle That, und ich trage sie in der Tasche und werfe sie keineswegs vor die Schweine. Auch darüber können Sie urteilen! Urteilen sie nur drauf los, was Teufel kümmert das mich? Das Ganze kümmert mich so wenig, daß ich mich nicht einmal mehr auf den Namen des unglücklichen Menschen besinne, obgleich er gewiß heut und diesen Tag noch lebt. Weshalb that er es? Vielleicht aus unglücklicher Liebe; vielleicht war wirklich ein Weib mit im Spiel, das weiß ich nicht; aber es ist mir auch gleichgültig. Basta! . . . .

Ja, die Weiber, die Weiber! Da ist nun zum Beispiel Kamma; die kleine dänische Kamma. Gott behüte Dich! Zärtlich wie eine junge Taube, ganz krank vor Zärtlichkeit, und dann voller Hingabe, aber trotzdem im stande, einem den letzten Heller heraus=

zulocken, ja, einen bis zum Notleiden auszusaugen, bloß wenn sie den verschlagenen Kopf auf die Seite legt und flüstert: Simonsen, bitte, Simonsen! Na, Gott mit Dir, Kamma, Du warst voll Hingabe; hol Dich der Teufel, meinetwegen, wir sind quitt . . . .

Und jetzt stehe ich auf . . . .

Nein, vor dergleichen soll man sich in acht nehmen. Mein Sohn, hüte Dich vor Frauengunst, sagt ein großer Dichter, — oder was sagt der große Dichter? Karlsen war ein schwacher Mensch, ein Idealist, der für seine großen Gefühle in den Tod ging, das heißt für seine dünnen Nerven, was wiederum heißt aus Mangel an kräftiger Kost und Draußenarbeit . . . . he—he, und Draußenarbeit. „Wär' doch Dein Stahl so scharf wie Dein letztes Nein!" Gott steh mir bei, ich kann es nicht vergessen; nein, ich kann nicht. Da ging die gute Seele nun hin und ruinierte sich ihre ganze irdische Nachrede durch eine abgeschmackte Redensart! Ich möchte drauf schwören, daß sie von Victor Hugo ist, ja, ich höre es ihr an, sie stammt von dem größten Manne der Jetztzeit her. Ich setze nun den Fall, ich hätte Karlsen zu rechter Zeit getroffen, meinetwegen noch an seinem letzten Lebenstage, aber doch noch eine halbe Stunde vor der Katastrophe, und er hätte mir da erzählt, daß er Victor Hugo in seiner Todesstunde citieren wolle, dann würde ich ihm folgendes gesagt haben. Sehen Sie mich an, ich habe meine fünf . . . . meine fünf, hätte ich gesagt . . . . sehen Sie mich an, ich habe meine fünf Sinne,

ich habe im Namen der Menschheit ein bischen Interesse daran, daß Sie Ihren letzten Augenblick nicht mit dem Citat eines großen Dichters beschmutzen. Wissen Sie, was ein großer Dichter ist? Ja, ein großer Dichter ist ein Mensch, der sich nicht schämt, der wirklich nicht über sein eigenes Humbuggeschäft errötet. Andere Narren haben Augenblicke, wo sie mit sich allein vor Scham erröten, aber der große Dichter nicht. Sehen Sie mich noch mal an: wollen Sie jemand citieren, so citieren Sie einen Geographen und blamieren Sie sich nicht. Victor Hugo . . . . ! Haben Sie Sinn für das komische! Baron Lesdain sprach eines Tages mit Viktor Hugo. Im Laufe des Gesprächs fragte der intrikate Baron Lesdain: Wer ist nach Ihrer Ansicht Frankreichs größter Dichter? — Viktor Hugo lächelte, biß sich auf die Lippen und sagte endlich: Alfred de Musset ist der zweitgrößte. — He, he, he! Aber Sie haben vielleicht keinen Sinn für das Komische? . . . Nein, citieren Sie einen Geographen, sagen Sie so zum Beispiel, daß es so hoch im Norden wie in Norwegen absolut notwendig ist, kräftig zu leben, da Blut Gefühl, und Gefühl Nerven, und Nerven daher ganz einfach eine Frage des Klimas sind . . . He, he, oder vielleicht ist das gar Ethnographie? Ja, Gott mag wissen, was es ist; darüber kann ich im Augenblick nicht entscheiden; aber citieren Sie etwas Derartiges und lassen es damit bewenden. Aber dieser Hugo, dieser schwulstige Geist, von dem es brandrot heruntertriefte, dessen Feder ein Speckschinken war . . . .

Überlegen Sie sich's; ich will Sie retten. Wissen Sie was Victor Hugo 1870 gemacht hat? Er erließ eine Proklamation an die Bewohner der Erde, in der er den deutschen Truppen aufs strengste verbot, Paris zu belagern und zu bombardieren. „Ich habe Enkel und andere Familienmitglieder hier; ich wünsche nicht, sie von Granaten zerrissen zu sehen, sagte Victor Hugo. He—he—he. Na, aber es ist ja wahr, Sie haben keinen Sinn für das Komische . . . .

Aber nun sollst Du sehen, — Du sollst bloß sehen! Was Teufel — ich habe ja noch gar keine Stiefel. Wo bleibt Sara mit den Stiefeln? Die Uhr ist bald elf, und sie ist noch nicht mit den Stiefeln hier gewesen . . . . Was wird sie wohl sagen, wenn sie jetzt herein kommt? Ich meine genau, ich meine den Wortlaut! Entschuldigen Sie man, daß ich Ihnen so lange auf Ihre Schuhe warten ließ! — Oder wird sie gar nichts sagen? Es wäre wirklich ein Spaß, wenn sie gar nichts sagte. Aber etwas pflegt sie doch immer zu sagen; jedenfalls sagt sie „bitte", das thut sie immer, folglich wird sie es auch jetzt nicht vergessen. Aber, wenn sie nun wirklich nichts sagt, was dann? Nehmen wir mal an: wenn sie nichts sagt, so wird mir heute im Laufe des Tages etwas zustoßen. Ja, das nehmen wir an! Es wird mir aber etwas Unangenehmes passieren, wenn sie nichts sagt. Jetzt werden wir sehen! . . . He, he, he. Pfui, zum Teufel! Unsinn, Narrenpossen, Blödsinn und Dummheiten . . . .

. . . Nein, was das Citieren . . . .

. . . Sie hat übrigens eine wunderbar schöne Figur, diese Sara! Die Hüften beben, wenn sie geht; genau wie die Lenden an einer so recht fetten Stute. Ganz großartig. Möchte wissen, ob sie schon mal verheiratet gewesen ist? Wenigstens kreischt sie nicht sehr, wenn man sie mal in die Seite pufft, und ich glaube, sie wäre mit allem möglichen einverstanden . . . . . Nein, ich habe seiner Zeit eine Hochzeit erlebt . . . . sozusagen mit erlebt. Hm! Meine Herren und Damen, es war an einem Sonntag Abend auf einer Eisenbahnstation in Schweden, auf der Station Kungsbacka. Aber, ich bitte Sie, nicht zu vergessen, daß es ein Sonntag Abend war. Sie hatte große weiße Hände, er eine funkelnagelneue Kadettenuniform und noch keinen Bart, so jung war er. Sie reisten zusammen von Gothenburg, und jung war sie auch, beide die reinen Kinder. Ich saß hinter meiner Zeitung und sah sie an; sie waren ganz ratlos, weil ich da saß: die ganze Zeit sahen sie sich an. Das Mädchen hatte blanke Augen und vermochte nicht still zu sitzen. Plötzlich pfeift der Zug vor Kungsbacka; er faßte ihre Hand, sie verstanden sich, und sobald der Zug hielt, sprangen sie beide eilig hinaus. Sie eilt auf ein Häuschen auf dem Perron zu, er ihr nach — bei Gott, er geht fehl, er tritt in dieselbe Thür! Und schnell ziehen sie sie hinter sich zu. Im selben Augenblick fangen oben im Ort die Glocken an zu läuten, denn es war Sonntag Abend. Unter vollem Glockenklang waren sie da drinnen; drei Minuten, vier

Minuten, fünf Minuten vergehen; wo bleiben sie? Sie sind noch immer drinnen, und die Kirchenglocken läuten; wer weiß, ob sie nicht zu spät kommen! Da endlich öffnet er die Thür und späht hinaus. Er war im bloßen Kopf, sie steht dicht hinter ihm und setzt ihm die Mütze auf, und er dreht sich zu ihr um und lächelt. Dann ist er mit einem Sprung die Treppe hinunter, sie ihm nach, noch mit dem Ordnen ihrer Kleidung beschäftigt, und als sie den Zug erreichten und ihre Plätze wieder einnahmen, hatte keine Seele sie bemerkt, nein, keine Seele außer mir. Die Augen des Mädchens waren ganz goldig, als sie mich anblickte und lächelte; ihr kleiner Busen aber wogte auf und ab, auf und ab. Ein paar Minuten später waren sie beide eingeschlafen; wie tot; so herrlich müde waren sie.

Wie finden Sie dies? Meine Herren und Damen, meine Erzählung ist zu Ende; aber haben Sie nicht die Empfindung gehabt, daß es ein klein winziges Stückchen treibenden Menschenlebens gewesen, das an Ihnen vorüber zog? Ich übergehe die vortreffliche Dame da hinten, die mit der Lorgnette und dem Herrenstehkragen, das heißt die mit den blauen Strümpfen; ich wende mich an die zwei, drei unter Ihnen, die Sie Ihre Tage nicht mit zusammengebissenen Zähnen und gemeinnütziger Thätigkeit hinleben. Entschuldigen Sie, wenn ich jemand verletzt habe, besonders bitte ich noch, die geehrte Dame mit der Lorgnette und den blauen Strümpfen um

Entschuldigung. So — seht, jetzt steht sie auf, sie steht auf! Bei Gott, entweder will sie fortgehen oder jemand citieren. Und wenn sie jemand citieren will, so will sie mich wohl widerlegen. Aber wenn sie mich widerlegen will, so wird sie folgendes sagen: Hm! wird sie sagen, der Herr hat von dem, was leben ist, die männerrohste Vorstellung, die ich je gehört habe. Das wäre leben? So? Das nennt man leben! Ich weiß nicht, ob der Herr total unwissend ist über das, was einer der größten Denker über das gesagt hat, was leben ist: „Leben — ein Krieg mit den Wichten in unserm Herzen und Hirn, sagt er . . . .

Di de li de li de li de li de li de leja.
Leben — ein Krieg mit den Wichten, ja
In unserm Herzen und Hirn.

Richtig! das stimmt, stimmt auf ein Haar! Meine Herren und Damen, der Norweger Per Postillon fuhr eines Tages einen großen Dichter. Als sie nun so saßen und fuhren, sagt der einfältige Per Postillon, sagt er: Mit Verlaub, was ist das eigentlich: dichten — nach Ihrer Ansicht? — Der große Dichter bringt einen zusammengekniffenen Mund zuwege, strämmt die kleine Vogelbrust aufs äußerste und spricht folgende Worte: Dichten — sich selber richten mit unbefangener Stirn.

Worauf der Norweger Per Postillon sich in jedem Gliede durch die Worte getroffen fühlt . . . .

Elf Uhr. Die Stiefel, wo zum Teufel bleiben die

Stiefel? . . . . Nun, — aber aus Rücksicht auf die unglückselige Bullenbeißermanier, sich gegen alles und alle zu sträuben, in einer Zeit, wo sonst niemand die Mittel hat jemand oder etwas zu stechen; seien es nun Disteln, Dornen, Stachelschweine oder Rochefort... He—he! Ich möchte den Boden unter ein paar verrückten Begriffen dieses Lebens erschüttern . . . .

Eine schlanke, blasse Dame, schwarz gekleidet, mit dem rosigsten Lächeln; sie wollte mir wohl, zupfte mich am Ärmel und wollte mich aufhalten. Bringen Sie nur annähernd eine solche Bewegung zu stande wie Victor Hugo, sagte sie, dann haben Sie jedenfalls das Recht mitzureden.

He, he, entgegnete ich. Ich, der ich nicht einmal einen Dichter kenne und niemals mit einem gesprochen habe; ich, der ich Agronom bin und seit meinem vierundzwanzigsten Jahre Guano und Futterkorn studiert habe; ich, der ich nicht einmal über einen Regenschirm dichten könnte, wieviel weniger über Tod und Leben und den ewigen Frieden!

Ja, oder irgend ein anderer großer Mann, sagt sie dann; Sie gehen umher und machen sich wichtig und setzen alle großen Männer herab. Aber die großen Männer stehen immer noch, und sie werden auch stehen, solange sie leben; Sie werden mal sehen.

Gnädige Frau, sage ich und neige ehrerbietig das Haupt, gnädige Frau, aber Du mein Gott, wie halbgebildet, armselig geistig gebildet das klingt, was Sie eben gesagt haben. Verzeihen Sie übrigens, daß ich

so geradezu spreche; aber wenn Sie ein Mann und nicht eine Frau wären, so würde ich einen heiligen Eid darauf ablegen, daß Sie zur Linken gehören. Ich setze nicht alle großen Männer herab, aber ich beurteile die Größe eines Mannes nicht nach dem Umfange der Bewegung, die er zu stande gebracht; ich beurteile ihn aus mir selbst heraus, nach meinem Ermessen, nach meinem seelischen Schätzungsvermögen; ich beurteile ihn sozusagen nach dem Geschmack, den seine Thätigkeit mir im Munde zurückläßt. Das ist keine Wichtigthuerei, das ist der Ausschlag, den die subjektive Logik meines Blutes giebt. Das ist es nicht, worauf es vor allen Dingen ankommt: eine Bewegung zu stande zu bringen, Kingo in der Kommune Hojvaag pr. Lillesand durch Sandstad verdrängen zu lassen. Es handelt sich nicht darum, Lärm unter einem Haufen von Sachwaltern, Lehrerinnen, Journalisten oder galiläischen Fischern zu machen, oder eine Broschüre über Napoleon petit herauszugeben. Es kommt darauf an, die Macht zu erzielen und aufzuerziehen, die geistige und praktische Macht, die Auserwählten und Überlegenen, die Herrenleute, die Großen, Kaiphas, Pilatus, den Kaiser. Was hülfe es, daß ich Bewegung unter dem Pack machte, wenn ich trotzdem dem Kreuze überantwortet würde? Man kann das Pack so zahlreich machen, daß es ein Stück Herrschaft an sich reißen könnte; man kann ihm ein Schlachtermesser in die Hände geben und ihm gebieten, daß es sticht und schlägt und man kann es antreiben,

so daß es bei einer Abstimmung die Oberhand gewinnt; aber einen Sieg gewinnen, gewinnen an geistigem Grundwert, die Welt auch nur um eines Fußes Breite an Ertrag weiter bringen, nein, das kann es nicht, das kann das Pack nicht. Die großen Männer sind vortreffliche Konversationsthemata, aber die hohen Menschen, die Herren, die Weltgeister zu Pferd, die müssen sich genau besinnen, um zu wissen, wer die sind, die man die großen Männer nennt. Da bleibt dann der große Mann zurück mit dem Haufen, der wertlosen Majorität, dem Sachwalter, der Lehrerin, dem Journalisten und dem Kaiser von Brasilien als Bewunderer.

Nun, sagt die gnädige Frau ironisch . . . . der Vorsitzende klopft auf den Tisch und bittet um Ruhe, die gnädige Frau aber beharrt bei ihrer Sache und sagt trotzdem: Nun, da Sie aber nicht alle großen Männer angreifen, so nennen Sie mir einige oder doch wenigstens einen, der auch vor Ihren Augen Gnade findet. Das wäre doch amüsant zu hören.

Ich antworte:

Das könnte ich wohl. Die Sache ist aber die, daß Sie mich allzu brutal beim Wort nehmen würden. Nennte ich einen oder zwei oder zehn, so würden Sie sicher glauben, daß ich außer diesen keine mehr zu nennen wüßte. Und überdies, weshalb sollte ich das thun? Wenn ich Ihnen zum Beispiel die Wahl ließ zwischen Leo Tolstoi, Jesus Christus und Emanuel Kant, so würden Sie sich bedenken, bevor sie den

rechten von ihnen wählten. Sie würden sagen, sie seien alle große Männer, jeder auf seine Weise, und darin würde die gesammte liberale und fortgeschrittene Presse Ihnen recht geben ....

Ja, wer ist denn nach Ihrer Ansicht der größte von diesen, unterbricht sie.

Nach meiner Ansicht, gnädige Frau, ist nicht der der größte, der den größten Umsatz gemacht hat, obgleich es jetzt und immer dieser sein wird, von dem am meisten Aufhebens auf der Welt gemacht wird. Nein, die Stimme meines Blutes sagt, daß der am größten ist, welcher dem Dasein am meisten Grundwert, am meisten positiven Profit zugeführt hat. Der große Terrorist ist am größten, die Dimension, die Hebemaschine, welche Weltkörper hebt.

Aber von den drei Genannten ist es doch wohl Christus, der ....?

.... ist es Christus, ja! beeile ich mich zu sagen. Sie haben ganz recht, gnädige Frau, und es freut mich, daß wir doch in diesem Punkt übereinstimmen .... Nein, überhaupt stelle ich die Gabe des Umsatzmachens, die Verkündergabe sehr niedrig, diese rein formelle Gabe, stets das Wort bereit zu haben. Was ist denn ein Verkünder, ein professioneller Verkünder? Ein Mann, der vom negativen Nutzen des Zwischenhändlers ist, ein Agent, der in Waren macht. Und je mehr er in Waren macht, desto größere Weltberühmtheit erlangt er! He, he, he! Je marktschreie-

rischer er zu Werke gehen kann, desto mehr kann er das Geschäft erweitern. He, he, he! Aber ist es von Gewicht, wenn ich meinem guten Nachbarn Ola Nordistuen Faust's Ansichten über das Dasein verkünde? Wird das vielleicht die Denkweise des kommenden Jahrhunderts verändern?

Aber wie soll es Ola Nordistuen ergehen, wenn niemand ....

Lassen Sie Ola Nordistuen zur Hölle fahren! unterbreche ich sie. Ola Nordistuen hat nichts weiter zu thun auf der Welt als auf den Tod zu warten; das heißt mit anderen Worten je schneller desto besser zu machen, daß er fortkommt. Ola Nordistuen ist gut, um die Erde zu düngen, er ist der Soldat, über den Napoleon mit beschlagenem Pferd wegreitet; das ist Ola Nordistuen, — damit Sie's wissen! Ola Nordistuen ist, hol mich der Teufel, nicht einmal ein Anfang, wieviel weniger ein Resultat von irgend etwas; er ist nicht einmal ein Komma in dem großen Buch, nur ein Fleck im Papier. Das ist Ola Nordistuen ....

Scht! Um Gottes willen! sagt die gnädige Frau erschrocken und sieht nach dem Vorsitzenden hin, ob er mir nicht die Thür zeigt.

Gut! antwortete ich he—he—he, gut, ich sage nichts mehr. Im selben Augenblick aber sehe ich ihren hübschen Mund und sage: Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie so lange mit Unsinn und Gewäsch aufgehalten habe. Darf ich Ihnen übrigens für Ihr

Wohlwollen danken? Ihr Mund ist wunderbar schön, wenn Sie lächeln. Adieu!

Da aber errötet sie über das ganze Gesicht und ladet mich zu sich nach Hause ein. Ganz einfach zu sich nach Hause, da, wo sie wohnt. He, he, he. Sie wohne in der und der Straße, die und die Nummer; sie möchte gern noch ein wenig mehr über diesen Gegenstand mit mir sprechen; sie sei nicht einig mit mir und habe dies und jenes einzuwenden. Wenn ich morgen Abend käme, würde ich sie ganz allein finden. Ob ich aber morgen Abend kommen wolle? Danke. Also auf Wiedersehen!

He, he, he. Und dann wollte sie nichts anderes von mir, als mir eine neue weiche Bettdecke zeigen, ein nationales Muster, Gewebe aus Halligdal. He, he, he! Ja, das hätte ich übrigens vorher wissen können. Aber schön war sie, und ....

Nein, jetzt muß ich raus, ob ich nun meine Stiefel bekomme oder nicht!

Er sprang aus dem Bette, zog die Vorhänge auf und sah hinaus. Die Sonne schien, und es war ruhiges Wetter. Er läutete. „Ob sie nun etwas sagen wird?“ fragte er und sprach laut vor sich hin: „Gewiß wird sie; „entschuldigen Sie man“ wird sie sagen. Gesetzt den Fall aber, daß sie nichts sagt, nicht ein Wort, nicht einen Muck, was dann? Dann wird mir heute nichts Böses zustoßen. Nichts Böses! Gebe Gott, daß sie den Mund hält!“

Nach diesen Worten überlegte er einen Moment.

Da vernahm er Schritte auf der Treppe, und kaum hat Sara die Thür aufgemacht, so ruft er, der beinahe nackt mitten im Zimmer steht:

„Nun, was sagen Sie, Frauenzimmer?“

„Ja, entschuldigen Sie man bloß wegen die Stiefeln“, erwiderte sie. „Aber wir haben heut' große Wäsche und dabei is immer viel zu thun.“

„Schon gut“, sagte er.

Bis 12 Uhr blieb er zu Hause; darauf ging er nach dem Kirchhof, um dem Begräbnis beizuwohnen. Wie gewöhnlich hatte er seinen gelben Anzug an.

V.

Als Nagel auf dem Kirchhof ankam, war noch niemand zu sehen. Er ging an die Gruft und blickte hinein; unten auf dem Grunde lagen zwei weiße Blumen. Wer hatte sie hinein geworfen, und in welcher Absicht? Diese weißen Blumen habe ich schon einmal gesehen, dachte er. Plötzlich fiel ihm ein, daß er unrasiert sei. Er sah auf die Uhr, überlegte einen Augenblick und ging dann schnell wieder in die Stadt hinunter. Mitten auf dem Marktplatz sah er den Landrichter auf sich zukommen; Nagel steuerte auf ihn los und sah ihn an, aber keiner der Herren sagte etwas; auch grüßten sie sich nicht. Nagel ging in die Barbierstube. Im selben Augenblick begannen die Glocken für das Gefolge zu läuten.

Nagel ließ sich Zeit, redete mit niemand, sprach nicht ein Wort, betrachtete aber während mehrer Minuten die Bilder an den Wänden, ging von Wand zu Wand und betrachtete jedes einzeln. Endlich kam er an die Reihe; er lehnte sich in den Stuhl zurück.

Als er gerade fertig war und wieder auf die Straße hinaus trat, sah er den Landrichter Reinert, der wieder umgekehrt zu sein schien und jetzt auf irgend etwas wartete. Er trug einen Stock in der linken Hand; sobald er jedoch Nagel gewahrte, nahm er ihn in die rechte Hand und schwenkte ihn hin und her. Beide gingen einander langsam entgegen. Als ich ihm vorhin begegnete, hatte er keinen Stock, sprach Nagel zu sich. Er ist nicht neu; er hat ihn nicht gekauft, er hat ihn geborgt. Es ist ein spanisches Rohr.

Als sie neben einander angelangt waren, blieb der Landrichter stehen; Nagel stand auch plötzlich still; sie hielten beide fast gleichzeitig inne. Dann schob Nagel seine Samtmütze nach vorn, wie um sich im Nacken zu kratzen, und schob sie gleich wieder zurück. Der Landrichter hingegen stemmte seinen Stock fest auf das Steinpflaster und stützte sich darauf. So blieb er mehrere Sekunden stehen und sagte immer noch nichts. Plötzlich richtete er sich auf, wandte Nagel den Rücken und ging seines Wegs. Nagel sah seinen Rücken um die Ecke beim Barbier verschwinden.

Dieser stumme Auftritt ging vor den Augen mehrer Leute vor sich. Unter andern hatte ein Mann, der Lose zu einer Wäscherolle verkaufte, das ganze mit angesehen. Etwas weiterhin saß ein Mann, der mit Gipsfiguren handelte, und dieser Mann hatte den seltsamen Auftritt ebenfalls beobachtet; Nagel erkannte in dem Gipsgießer einen der Gäste wieder,

die am Abend vorher der Scene im Café beigewohnt hatten und später dem Wirt gegenüber seine Partei nahmen.

Als Nagel zum zweitenmal auf den Kirchhof kam, stand der Prediger bereits und hielt die Rede. Es war schwarz vor Menschen. Nagel ging nicht an das Grab, sondern setzte sich abseits auf eine große, neue Marmorplatte, welche folgende Inschrift trug: „Wilhelmine Meek. Geboren am 20. Mai 1873, gestorben am 16. Februar 1891.“ Sonst stand nichts darauf. Die Platte war nagelneu, und der Hügel, auf dem sie ruhte, war eben erst aufgeworfen.

Nagel winkte einen kleinen Jungen heran.

„Siehst Du den Mann da drüben, den mit dem braunen Rock?“ fragte er.

„Ja, den mit der Mütze? Das ist Minutte.“

„Jawohl. Geh hin und bitte ihn her zu kommen.“

Der Junge ging.

Als Minutte kam, stand Nagel auf, reichte ihm die Hand und sagte:

„Guten Tag, mein Freund. Freut mich, Sie wiederzusehen. Haben Sie den Rock schon bekommen?“

„Den Rock? Nein, noch nicht. Aber ich werde ihn schon noch bekommen“, entgegnete Minutte. „Darf ich Ihnen für gestern danken — und Dank für alles! Ja, ja, heute begraben wir nun Karlsen! Ach ja, in Gottes Namen, wir müssen uns drin finden.“

Sie setzten sich beide auf die neue Marmorplatte und sprachen mit einander. Nagel zog einen Bleistift

aus der Tasche und begann etwas auf die Platte zu schreiben.

„Wer liegt hier begraben?“ fragte er.

„Wilhelmine Meek. Wir nannten sie übrigens nur Mina Meek, der Kürze wegen. Sie war fast noch ein Kind, ich glaube kaum, daß sie zwanzig Jahre alt war.“

„Nein, nach dem, was die Inschrift sagt, war sie noch nicht mal achtzehn. War sie ebenfalls ein gutes Geschöpf?“

„Sie sagen das so sonderbar; aber . . . .“

„Mir ist nur die schöne Eigenschaft von Ihnen aufgefallen, daß Sie von allen Menschen gut sprechen, wer sie auch seien.“

„Ja, aber wenn Sie Mina Meek gekannt hätten, so bin ich sicher, daß Sie dasselbe gesagt hätten. Das war eine selten gute Seele. Wenn jemand ein Gottesengelchen geworden ist, so ist sie es.“

„So? War sie verlobt?“

„Verlobt? Nein, weit entfernt. Wenigstens nicht, daß ich wüßte. Ach nein, sie war gewiß nicht verlobt; sie war so fromm, und sie pflegte laut auf der Straße mit Gott zu reden, so daß alle es hörten. Und dann blieben die Leute wohl stehen und hörten zu; alle Menschen hatten Mina Meek lieb.“

„Es war also mit andern Worten ein Mädchen, das seinen Geist brauchte, wie? Von ihrem Körper könnte man hingegen vielleicht sagen, daß sie ihn unserm Herrgott zurückgab, für das Geliehene dankte und sagte: „ich habe es nicht gebraucht!“

„Ich fasse nicht gar so leicht, und ich bin auch nicht sehr gescheit; vielleicht verstehe ich gar nicht, was Sie meinen, wenn Sie sagen, sie hätte für das Geliehene gedankt."

„Na, schon gut; ich meinte gar nichts."

„Inzwischen schrieb Nagel auf die Platte; es war ein Vers, und als er ihn geschrieben hatte, steckte er den Bleistift wieder in die Tasche.

„Es ist ganz unglaublich, was für ein Aufsehen ein fremder Mensch in einer kleinen Stadt macht", sagte Minutte. „Ich stand jetzt da drüben am Grabe und hörte auf die Rede; aber ich bemerkte, daß mindestens die Hälfte vom Gefolge mit Ihnen beschäftigt war."

„Mit mir?"

„Ja. Mehrere flüsterten und fragten einander, wer Sie seien. Jetzt stehen die da drüben auch und sehen hierher."

„Wer ist die Dame mit der großen schwarzen Feder auf dem Hut?"

„Die mit dem weißen Sonnenschirmgriff? Das ist Friederike Andresen, Fräulein Friederike, von der ich Ihnen erzählt habe. Und die neben ihr, die jetzt gerade hersieht, das ist die Tochter vom Polizeimeister; sie heißt Fräulein Olsen, Gudrun Olsen. Ja, ich kenne sie alle. Dagny Kielland ist auch hier; sie hat heute ein schwarzes Kleid an, und das kleidet sie beinahe besser als irgend ein anderes Kleid; haben Sie sie gesehen? Übrigens haben sie heute alle schwarze

Kleider an, selbstverständlich; ich schwatze lauter Unsinn. Sehen Sie den Herrn mit dem blauen Frühlingsüberzieher und der Brille. Das ist Doktor Stenersen. Er ist nicht Kreisphysikus; er ist nur praktischer Arzt und hat sich im vorigen Jahre verheiratet. Seine Frau steht weiter zurück; ich weiß nicht, ob Sie eine kleine dunkle Dame in einem Mantel mit Seidenbesatz sehen? Ja, das ist seine Frau. Sie ist ein bischen kränklich und muß immer hübsch angezogen sein. Da kommt auch der Landrichter . . . .

Nagel fragte:

„Können Sie mir Fräulein Kiellands Verlobten zeigen? Ist er hier?“

„Nein, Lieutenant Hansen. Er ist nicht hier. Er ist auf der Fahrt; er ist vor mehren Tagen abgereist, gleich nach der Verlobung.“

Nach kurzem Schweigen sagte Nagel:

„Unten im Grabe lagen zwei Blumen, zwei weiße Blumen. — Sie wissen wohl nicht, wo sie herkommen?“

„Nein“, entgegnete Minutte, „das heißt . . . . fragen Sie? Ist das eine direkte Frage? . . . . Es ist eine Schande, das zu erzählen; ich hätte sie vielleicht auf dem Sarge anbringen können, wenn ich darum gebeten hätte, und sie nicht auf diese Weise sozusagen wegwerfen; aber was konnten denn zwei Blumen ausmachen? Und wo ich sie auch anbrachte — es blieben ja immer nur zwei Blumen. Da bin ich denn

lieber heute ganz früh, ein wenig nach drei Uhr aufgestanden, ja, ich kann wohl sagen, heute Nacht, und habe sie tief unten ins Grab gelegt; ich war unten auf dem Grunde und legte sie zurecht; und dann habe ich ihm zweimal ganz laut Fahrwohl gesagt, als ich unten im Grabe war. Es hat einen so starken Eindruck auf mich gemacht, daß ich nachher in den Wald gegangen bin und vor Kummer die Hände vor die Augen gehalten habe. Es ist seltsam, so für immer von jemand zu scheiden, und wenn auch Jens Karlsen in jeder Weise hoch über mir stand, ist er mir doch ein so guter Freund gewesen."

„So? Die Blumen waren also von Ihnen?"

„Ja, sie waren von mir. Aber nicht, um damit zu prahlen, habe ich es gethan; Gott ist mein Zeuge. Es lohnt auch nicht, von solcher Bagatelle zu reden. Ich habe sie gestern abend gekauft, als ich von Ihnen fortging. Es traf sich gerade, daß Onkel mir eine halbe Krone zum eigenen Gebrauch gab, als ich ihm das Geld von Ihnen brachte; er freute sich auch so, daß er mich beinahe umgerissen hätte; ja, er kommt gewiß eines Tages und dankt Ihnen; doch, doch, das thut er, ich weiß, daß er es thut. Aber als ich diese halbe Krone bekam, fiel mir mit einem Male ein, daß ich mir keine Blumen zum Begräbnis besorgt hatte, und da ging ich hinunter nach dem Quai . . . ."

„Sie gingen hinunter nach dem Quai?"

„Ja, zu einer Dame die da unten wohnt."

„In einem einstöckigen Hause?"

„Ja!"

„Hat die Dame weißes Haar?"

„Ja, ganz weißes Haar; haben Sie sie gesehen? Sie ist die Tochter von einem Schiffskapitän, aber sehr arm. Erst wollte sie meine halbe Krone gar nicht nehmen, aber ich legte sie trotzdem wieder auf einen Stuhl, obgleich sie protestierte und mehremal nein sagte. Sie ist so schüchtern, und leidet gewiß manches Mal wegen ihrer Bescheidenheit."

„Wissen Sie, wie sie heißt?"

„Martha Gude."

„Martha Gude?"

„Ja, Martha Gude."

Nagel zog sein Notizbuch aus der Tasche, schrieb ihren Namen auf und sagte:

„War sie verheiratet? Ist sie Witwe?"

„Nein. Lange ist sie mit dem Vater gefahren; solange er ein Schiff hatte; aber seitdem er tot ist, wohnt sie hier."

„Hat sie denn keine Verwandte?"

„Das weiß ich nicht. Nein; wahrscheinlich nicht."

„Wovon lebt sie denn?"

„Ja, Gott mag wissen, wovon sie lebt. Das weiß keiner. Übrigens bekommt sie gewiß etwas von der Armenverwaltung."

„Sagen Sie mal, Sie sind also bei dieser Dame, dieser Martha Gude gewesen; wie sieht es denn bei ihr aus?"

„Wie kann es denn in einer alten, armseligen

Stube wohl aussehen? Es steht ein Bett drinnen, ein Tisch, ein paar Stühle; übrigens sind es wohl drei Stühle, wenn ich's recht bedenke; denn in der Ecke beim Bett steht auch einer; er ist mit rotem Plüsch bezogen, aber er muß gegen die Wand gelehnt werden, sonst kann er nicht stehen; so schlecht ist er schon. Sonst kann ich mich auf nichts mehr besinnen."

„Ist wirklich sonst nichts mehr da? Hängt keine Uhr an der Wand? Ein altes Bild oder dergleichen?"

„Nein, weshalb fragen Sie danach?"

„Und der Stuhl, der nicht stehen kann, ich meine den mit dem roten Plüsch, wie sieht der aus? Ist er sehr alt? Weshalb steht er denn am Bett? Kann man nicht darauf sitzen? Ist es ein Stuhl mit hoher Rücklehne?"

„Ja, mit hoher Rücklehne, glaube ich; ich weiß nicht mehr genau."

„Und sonst ist nichts im Zimmer?"

„Nein!"

Drüben am Grabe begann man zu singen; das Begräbnis war zu Ende. Und als auch der Gesang zu Ende war, blieb es noch einen Augenblick ganz still; dann fingen die Leute an, sich nach allen Seiten zu zerstreuen. Die meisten gingen nach der großen Friedhofpforte hinunter, andere blieben stehen und sprachen zusammen. Eine Gruppe von Herren und Damen kamen auf Nagel und Minutte zu; alles junge Leute, Damen mit glänzenden, verwunderten Augen, die die beiden musterten. Dagny Kiellands Gesicht

wurde hochrot, aber sie blickte unverwandt vor sich hin und sah weder nach rechts noch nach links; auch der Landrichter sah nicht auf; er sprach gedämpft mit einer der Damen.

Gerade als sie vorüber gingen, blieb Doktor Stenersen, der auch dabei war, stehen. Er winkte Minutte zu; dieser stand auf. Nagel blieb allein sitzen.

„Wollen Sie den Herrn ersuchen ....“ hörte er den Doktor sagen; mehr hörte er nicht. Bald darauf wurde sein Name ziemlich laut genannt, und er erhob sich ebenfalls. Er nahm die Mütze ab und grüßte tief.

Der Doktor bat um Entschuldigung: er habe den unangenehmen Auftrag von einer Dame, einer Dame in seiner Begleitung, Fräulein Meek, den Herrn zu bitten, daß er etwas vorsichtiger mit dem Stein, der Gruftplatte, sein möge, und nicht darauf sitzen. Die Platte sei neu, eben erst aufgelegt, das Fundament noch so frisch, das Erdreich noch so weich, daß das Ganze zusammensinken könne, ehe man sich's versah. Die Schwester der Verstorbenen bäte darum.

Nagel bat vielmals um Entschuldigung. Es sei eine Gedankenlosigkeit von ihm, eine Achtlosigkeit; er begreife die Besorgnis der Dame um den Stein vollkommen. Er dankte auch dem Doktor.

Inzwischen waren sie unwillkürlich weitergegangen. Als sie an die Pforte gekommen waren, empfahl Minutte sich, und der Doktor und Nagel blieben allein. Erst jetzt stellten sie sich gegenseitig vor.

Der Doktor fragte:

„Und jetzt wollen Sie sich hier wohl für einige Zeit aufhalten?

„Ja“, entgegnete Nagel. „Man muß doch die Mode mitmachen, den Sommer auf dem Lande zubringen und Ferien halten, sich für den Winter stärken und wieder anfangen .... Dies ist eine angenehme kleine Stadt.“

„Woher sind Sie? Ich fundiere, welchen Dialekt Sie sprechen, aber ich komme nicht darauf.“

„Ursprünglich bin ich aus Finnmarken, ich bin Kwäne. Aber ich habe bald hier, bald dort gelebt.“

„Das kann ich mir denken. Der nordländische Dialekt pflegt sonst sehr ausgesprochen zu sein .... Kommen Sie aus dem Auslande?“

„Nur aus Helsingfors.“

Anfangs sprachen sie über viele gleichgültige Dinge; dann aber kamen sie bald auf andere Fragen, auf die Wahlen, die Mißernte in Rußland, die Litteratur und den verstorbenen Karlsen.

„Was ist Ihre Ansicht, haben Sie heute einen Selbstmörder begraben?“ fragte Nagel.

Der Doktor konnte es nicht sagen, wollte es nicht sagen. Es kümmere ihn nicht, und er wolle sich deshalb nicht hineinmischen. Es würde so viel gesprochen. Übrigens weshalb sollte er nicht Selbstmörder sein? Alle Theologen müßten sich umbringen.

Weshalb das?

Weshalb? Weil ihre Rolle ausgespielt sei, weil

unser Jahrhundert sie überflüssig gemacht hätte. Die Menschen hatten angefangen, selbständig zu denken, und ihr religiöses Gefühl sei mehr und mehr erloschen.

Aber Nagel konnte nicht begreifen, welch ein Gewinn es für die Menschheit sein könne, wenn man alle Symbole, alle Poesie zerpflückte. Es dürfte übrigens noch die Frage sein, ob das Jahrhundert die Theologen überflüssig gemacht habe, da das religiöse Gefühl gerade nicht im Rückgang begriffen sei . . . .

Nein, allerdings nicht in den niederen Volksschichten — obgleich auch dort mehr und mehr; — bei aufgeklärten Menschen aber sei es entschieden in Abnahme.

Damit war Nagel nicht einverstanden. Das religiöse Gefühl sei eine individuelle Sache: einige Menschen hätten mehr, andere weniger, wieder andere durchaus keine religiösen Bedürfnisse. Aber es ginge doch kaum an, zu sagen, daß nur die irreligiösen Menschen aufgeklärt seien; im Gegenteil sehr oft . . . .

„Nun, sprechen wir nicht mehr darüber", sagte der Doktor kurz, „wir nehmen einen allzu verschiedenen Standpunkt ein." Der Doktor war Freidenker; der Doktor hatte diese Einwendungen schon allzuoft gehört, er wußte nicht wie oft. Ob es ihn bekehrt habe? Seit zwanzig Jahren sei er derselbe. Als Arzt habe er den Leuten die „Seele" theelöffelweise genommen! Nein, dem Aberglauben sei er entwachsen . . . . Was halten Sie von den Wahlen?"

„Von den Wahlen?“ Nagel lachte. „Ich hoffe das Beste!“ sagte er.

„Ich ebenfalls“, sagte der Doktor. „Es wäre eine ewige Schande, wenn das Ministerium nicht die Majorität für ein so durch und durch demokratisches Programm bekäme. Der Doktor gehörte zur Linken und war Radikaler, war es, seitdem er seinen Verstand hatte. „Die Sache ist nämlich die“, fuhr er fort, „daß wir zu wenig klingende Münze auf der Linken haben. Sie und andere, die das Geld jetzt haben, müßten unterstützen. Es gilt jetzt doch wahrlich die Zukunft des ganzen Landes.“

„Ich? Ich habe Geld?“ fragte Nagel. „Ach, damit ist es nur kläglich beschaffen.“

„Na, wenn Sie auch nicht gerade Millionär sind. Jemand hat erzählt, Sie seien Geldmann, Sie besäßen zum Beispiel einen Grundbesitz im Werte von zweiundsechszigtausend Kronen.“

„Ha, ha, ha! Das beste, was ich je gehört habe! Nein, es beschränkt sich darauf, daß ich in diesen Tagen eine kleine Erbschaft von meiner Mutter ausbezahlt bekommen, einige tausend Kronen. Das ist alles. Grundbesitz hingegen habe ich keinen, das ist eine Mystifikation.“

Sie waren an das Haus des Doktors gekommen, ein gelbgestrichenes, zweistöckiges Haus mit Veranda. Der Anstrich war an mehreren Stellen abgefallen; die Dachränder hingen in Fetzen. In der oberen Etage fehlte eine Fensterscheibe, die Vorhänge waren weit

entfernt von Sauberkeit. Nagel fühlte sich antipathisch berührt von dem unordentlichen Aussehen des Hauses und wollte gleich gehen; der Doktor aber sagte:

„Wollen Sie nicht mit hineinkommen? Nein? Nun, dann hoffe ich, Sie später zu sehen. Meine Frau sowohl wie ich werden uns freuen, wenn Sie uns besuchen. Wollen Sie jetzt nicht mit hineinkommen und meine Frau besuchen?“

„Ihre Frau war ja auf dem Friedhof; sie kann kaum wieder zu Hause sein.“

„Da haben Sie recht; sie ist mit den andern gegangen. Na ja, sehen Sie ein andermal bei uns ein, wenn Sie vorbeikommen.“

Nagel schlenderte wieder nach dem Hotel hinunter; aber gerade als er in die Thür treten wollte, fiel ihm etwas ein. Er knipste mit den Fingern, lachte kurz auf und sagte laut: „Es sollte mich doch interessieren, ob der Vers noch da steht!“ Damit ging er wieder nach dem Friedhof hinauf und blieb vor Mina Meeks Grab stehen. Menschen waren nirgend zu sehen; aber der Vers war ausgestrichen. Wer hatte das gethan? Von seinen Buchstaben war keine Spur zu sehen.

VI.

Am folgenden Morgen war Nagel in zarter und fröhlicher Stimmung. Sie war über ihn gekommen, als er noch im Bette lag; es war, als ob die Decke des Zimmers sich plötzlich hob und hob, sich in das Unendliche emporhob und zur fernen blauen Himmelswölbung wurde. Und er fühlte mit einem Male einen milden, süßen Hauch über sich fortstreichen, als ob er draußen im grünen Grase läge. Auch die Fliegen summten im Zimmer umher; es war ein warmer Sommermorgen. Er fuhr schnell in die Kleider, verließ das Hotel, ohne zu frühstücken und schlenderte hinaus in die Stadt. Es war elf Uhr.

Aus jedem Hause erklang Klavierspiel; aus den geöffneten Fenstern drangen lauter verschiedene Melodieen, und auf der Straße antwortete ein nervöser Hund mit langem Heulen. Nagel wurde von fröhlichem Behagen erfaßt; er fing unwillkürlich an, leise vor sich hin zu singen, und als er an einem alten Manne vorüberging, nahm er die Gelegenheit wahr, ihm einen Schilling zuzustecken.

Er kam an ein großes, weißes Haus. In der zweiten Etage wird ein Fenster aufgemacht; eine weiße, schlanke Hand hängt den Haken ein. Die Gardine bewegt sich noch; die Hand ruht noch auf dem Haken, und Nagel hatte die Empfindung, daß jemand hinter dem Vorhang stehe und ihn beobachte. Er blieb stehen und starrte hinauf; länger als eine Minute stand er fest auf seinem Posten; aber es kam niemand zum Vorschein. Er sah auf das Schild über der Thür: F. M. Andresen, dänisches Konsulat.

Nagel wollte gerade weitergehen, aber als er sich umdrehte, steckte Fräulein Friederike ihr langes, vornehmes Gesicht zum Fenster hinaus, und ihre erstaunten Augen blickten ihm nach. Er blieb wieder stehen, ihre Blicke begegneten sich; sie errötete, aber wie um Trotz zu bieten, streifte sie die Kleiderärmel ein wenig auf und legte sich mit dem ganzen Oberkörper zum Fenster hinaus. So lag sie sehr lange; es trat gar keine Veränderung ein, und so mußte Nagel endlich ein Ende machen und gehen. Zugleich tauchte eine sonderbare Frage in ihrem Kopfe auf: Ob die junge Dame wohl auf den Knieen vor dem Fenster lag? Dann — dachte er — können die Zimmer in der Wohnung des Konsuls nicht sehr hoch sein, da das Fenster doch kaum über sechs Fuß hoch war und nur einen Fuß breit unter dem Dachfirst stand. Er mußte innerlich über den Gedanken lachen, der ihn gar nicht anging; was zum Teufel hatte er mit Konsul Andresens Wohnung zu thun?

Und so bummelte er weiter.

Unten an den Landungsbrücken war die Arbeit in vollem Gange. Speicherarbeiter, Zollbeamte und Fischer liefen durcheinander, jeder schaffte das Seine; das Gangspill rasselte, zwei Dampfschiffe pfiffen fast gleichzeitig zur Abfahrt. Das Meer lag spiegelblank da, die Sonne schien darauf und machte das Wasser zu einer einzigen goldigen Fläche, in welche Schiffe und Boote bis zum Bug hineingeschmolzen waren. Von einem ungeheuren Dreimaster weit draußen klangen die Töne einer Drehorgel herüber, und wenn Dampfpfeife und Gangspill einen Augenblick schwiegen, klang die Melodie wie eine bebende, hauchende, zagende Mädchenstimme. An Bord des Dreimasters trieb man auch seinen Spott mit der Leier und begann Polka zu ihrem Sang zu tanzen.

Nagels Blick fiel auf ein kleines, winziges Mädchen, das eine Katze an sich drückte; die Katze hing ganz geduldig herab, so daß ihre Hinterbeine fast die Erde berührten; sie bewegte sich nicht. Nagel streichelte der Kleinen die Backen und sagte:

„Ist das Deine Katze?"

„Ja, zwei, vier, sechs, sieben."

„So? Du kannst auch zählen?"

„Ja, sieben, acht, elf, zwei, vier, sechs, sieben?"

Er setzte seinen Weg fort. In der Richtung des Pfarrhofes taumelte eine sonnentrunkene, weiße Taube seitwärts vom Himmel herunter und verschwand hinter den Baumwipfeln; sie sah aus wie ein blinkender

Silberpfeil, der in der Ferne zur Erde fiel. Irgendwo ging ein kurzer, fast lautloser Schuß los, und gleich darauf stieg ein leichter Hauch blauen Rauches aus dem Walde jenseits der Bucht auf.

Als er bei der letzten Landungsbrücke angekommen und ein paarmal auf dem öden Quai auf und ab gegangen war, ging er, ohne darüber nachzudenken den Hügel hinauf und begab sich in den Wald. Er ging eine gute halbe Stunde, beständig weiter und weiter in den Wald hinein und hielt endlich auf einem kleinen Pfade inne. Alles war still, nicht einmal ein kleiner Singvogel war zu sehen, und am Himmel war nicht eine Wolke. Er ging noch ein paar Schritte auf die Seite, suchte sich eine trockene Stelle und legte sich dort seiner ganzen Länge nach auf den Rücken. Rechts hatte er den Pfarrhof, links die Stadt, und über sich das unendliche Meer blauen Himmels.

Wie, wenn man dort oben wäre, zwischen Sonnen umher bummelte und fühlte, wie einem Kometenschweife um die Stirn fächelten! Wie winzig war doch die Erde, und wie klein die Menschen! Was bedeutet es, Mensch zu sein? Im Schweiße seines Angesichts schob man sich, die Arme in die Seite gestemmt, einige Jahre durch den Erdenstaub, um dann trotzdem zu vergehen, trotzdem! Nagel rieb sich den Kopf; o, es würde damit enden, daß er sich aus der Welt schaffte und die Sache zu Ende brachte! Würde er jemals Ernst damit machen? Ja, und bei Gott im Himmel,

ja, er würde nicht zurückweichen! Und in diesem Augenblick war er ganz entzückt darüber, diesen einfachen Ausweg im Hinterhalt zu haben; die Thränen traten ihm vor Begeisterung in die Augen, und er atmete beinahe hörbar. Er schaukelte schon auf dem Himmelsmeer umher und angelte mit silberner Angel und sang dazu. Und das Boot war aus wohlriechendem Holze, und die Ruder blitzten wie weiße Flügel; aber das Segel war aus lichtblauer Seide und geschnitten in Form eines Halbmondes. . . .

Eine zitternde Freude durchfuhr ihn, er vergaß alles umher, fühlte sich wie hingerissen und versteckte sich in den brütenden Sonnenschein. Die Stille machte ihn besessen vor Zufriedenheit, nichts störte ihn, nur oben in der Luft sauste der weiche Laut, der Laut des ungeheuren Stampfwerkes, Gott, der sein Rad trat. Im Walde ringsumher rührte sich kein Blatt, keine Nadel.

Nagel kroch zusammen vor Behagen, zog die Kniee förmlich unter sich auf und schüttelte sich, weil alles so gut war. Er wurde gerufen und antwortete ja und lauschte; aber niemand zeigte sich. Das war doch seltsam, er hatte so deutlich rufen gehört; aber er sann nicht mehr darüber nach, es war vielleicht nur Einbildung, auf jeden Fall aber wollte er sich nicht stören lassen. Er war in einem rätselhaften Zustande, von physischem Behagen erfüllt; jeder Nerv in ihm war wach, er empfand Musik im Blut, fühlte sich verwandt mit der ganzen Natur, mit der Sonne und

den Bergen, und allem anderen, fühlte sich aus Bäumen und Erdhaufen und Halmen von seinem Ichgefühl umbraust. Seine Seele wurde groß und volltönend wie eine Orgel in ihm, und niemals vergaß er, wie die milde Musik in seinem Blute geradezu auf und nieder schwebte.

Er lag noch eine Zeitlang und genoß seine Einsamkeit. Dann hörte er Schritte unten auf dem Fußpfade, wirkliche Schritte, über die er nicht im Irrtum sein konnte; er hob den Kopf und sah einen Mann, der aus der Stadt kam. Der Mann trug ein langes Brot unterm Arm und führte eine Kuh hinter sich am Strick; er trocknete sich fortwährend den Schweiß vom Gesicht und ging in Hemdärmeln, der Hitze wegen, um den Hals hatte er jedoch einen dicken, roten Wollshawl doppelt gewunden. Nagel lag still und beobachtete den Bauern. Da war er also! Da war der Sätersdöle, der Norweger, hehe, ja, ja, da war der Eingeborene mit dem Brot unterm Arm, und der Kuh auf den Fersen! Ah, — war das ein Anblick! Hehe-he-he-he, Gott steh Dir bei, Du braver Viking Norwegens, wenn Du Deinen Shawl ein bischen lockern und das Ungeziefer herauslassen wolltest! Du könntest nicht leben, Du würdest zu viel frische Luft dadurch bekommen und dran sterben. Und die Presse würde Deinen frühen Tod beklagen und eine Nummer daraus machen; und der liberale Stortingsmann Vetle Vetlesen würde einen Vorschlag wegen strengen Schutzes des nationalen Ungeziefers einbringen.

In Nagels Gehirn schoß eine lustige Bitterkeit nach der andern auf. Er erhob sich und ging erhitzt und mißmutig heimwärts. Nein, er behielt beständig recht, überall nur Thranstiefeln und Ungeziefer und Gammelost*) und Luthers Katechismus. Ja, das mußte er wirklich sagen, an allen Ecken und Kanten war Armseligkeit und Dürftigkeit. Und die Menschen sind mittelgroße Bürger in drei Stockwerk hohen Hütten; sie essen und trinken zur Notdurft, lassen sich's wohl sein bei Toddy und Wahlpolitik und handeln tagaus, tagein mit grüner Seife und Messingkämmen und Fisch! Aber in der Nacht, wenn es blitzt und donnert, dann liegen sie da und lesen vor lauter Angst im Gesangbuch! Ja, schafft uns doch eine einzige ordentliche Ausnahme und seht, ob es sich thun läßt! Gebt uns zum Beispiel ein entwickeltes Verbrechen, eine hervorragende Sünde! Aber nicht die lächerlichen, bürgerlichen Abc-Verirrungen, nein, die seltene, haarsträubende Ausschweifung, die ausgesuchte Ruchlosigkeit, die Königssünde, die voll ist von der ganzen rohen Herrlichkeit der Hölle! Nein, das Ganze ist so kleinlich, Du großer Gott, so jämmerlich! . . . .

Als er aber wieder über die Brücken kam und all das rege Leben um sich her gewahrte, wurde seine Laune nach und nach wieder besser, er wurde wieder lustig und fing an zu singen. Es war kein Wetter, um unlustigen Gedanken nachzuhangen, es war gutes Wetter, Schönwetter, ein strahlender Junitag. Die

*) Alter Käse.

ganze kleine Stadt lag da und flimmerte im Sonnenschein wie eine verzauberte Stadt.

Als er in die Hotelthür trat, hatte er längst all seine Bitterkeit vergessen, sein Herz war ohne Groll, in seinem Innern strahlte wieder das Bild vom Boot aus wohlriechendem Holz und einem Segel aus lichtblauer Seide, das geschnitten war in Form eines Halbmondes.

Seine seltsame, milde Stimmung hielt den ganzen Tag an. Gegen Abend ging er wieder aus, nahm wieder den Weg zum Meer hinunter und fand wieder die tausend Kleinigkeiten, die ihn in Entzücken versetzten. Die Sonne sank, das brutale, brennende Licht wurde gedämpft und ergoß sich weich über die Flut; selbst der Lärm draußen von den Schiffen wurde leiser. Nagel sah, daß hier und da auf der Bucht die Flaggen gehißt wurden; auch an mehren Häusern in der Stadt wehten Flaggen, und nach und nach hörte die Arbeit am ganzen Quai entlang auf.

Er sann ein wenig darüber nach, ging wieder hinauf in den Wald, streifte hin und her, ging bis an die Wirtschaftsgebäude des Pfarrhofes und blickte hinein in den Hofraum. Von dort ging er wieder in den Wald, bohrte sich durch bis an die dunkelste Stelle, die er finden konnte und setzte sich auf einen Stein. Er stützte den Kopf in die eine Hand und trommelte mit der andern aufs Knie. So saß er lange, vielleicht eine ganze Stunde, und als er sich endlich erhob, um zu gehen, war die Sonne fort. Die ersten Tinten der Dämmerung lagerten über der Stadt.

Es harrte seiner eine große Überraschung. Als er aus dem Walde trat, gewahrte er eine Menge lodernder Feuer rings umher auf den Höhen, vielleicht gegen zwanzig Scheiterhaufen, die in allen Richtungen wie kleine Sonnen brannten. Draußen auf dem Wasser wimmelte es von Booten, in denen bengalische Streichhölzer angezündet wurden, die mit roter und grüner Flamme aufleuchteten; aus einem Boot, in welchem ein Quartett saß und sang, stiegen sogar Raketen in die Luft. Viele Menschen waren auf den Beinen; drüben am Dampfschiffsquai war es ganz schwarz vor Menschen.

Nagel stieß einen verwunderten Laut aus. Er wandte sich an einen Mann und fragte, was die Feuer und Flaggen zu bedeuten hätten. Der Mann sah ihn an, spuckte aus, sah ihn wieder an und antwortete, es sei der 23. Juni, Johannisabend. So? Also Johannisabend! Ja, es hatte übrigens seine Richtigkeit, es war nicht mißzuverstehen, es stimmte auch mit dem Datum. So — also Johannisabend heute, he-he, das Gute häufte sich ordentlich, es war obendrein noch Johannnisabend! Nagel rieb sich vergnügt die Hände und bummelte ebenfalls nach dem Damfschiffsquai hinunter; mehremal wiederholte er für sich, es sei ein beispielloses Glück, obendrein noch Johannisabend!

Inmitten einer Schar Damen und Herren erblickte er schon von weitem Dagny Kiellands blutroten Sonnenschirm, und als er auch Doktor Stenersen in dem

Schwarm gewahrte, bedachte er sich nicht, sondern ging zu ihm. Er grüßte, drückte des Doktors Hand und stand ein paar Minuten mit entblößtem Kopf da. Der Doktor stellte ihn der Gesellschaft vor; Frau Stenersen reichte ihm ebenfalls die Hand, und er setzte sich neben sie. Die Frau war bleich und hatte eine graue Gesichtsfarbe, die ihr ein kränkliches Aussehen gab; aber sie war sehr jung, kaum über zwanzig Jahre. Sie war warm gekleidet.

Nagel setzte die Mütze auf und sagte, an alle gewandt:

„Bitte zu entschuldigen, daß ich mich in Ihre Gesellschaft dränge, daß ich so ungerufen komme ..."

„Bester, Sie machen uns ein Vergnügen", unterbrach die Frau ihn liebenswürdig. „Am Ende bringen Sie auch noch ein Lied zu stande?"

„Nein, das kann ich leider nicht", antwortete Nagel, „ich bin musikalisch so unbegabt wie möglich."

„Es war im Gegenteil gut, daß Sie kamen; wir sprachen gerade von Ihnen", meinte der Doktor. „Aber jedenfalls spielen Sie doch Violine?"

„Nein", sagte Nagel wieder und schüttelte den Kopf; er lächelte auch, „nein, ich spiele nicht."

Plötzlich aber, ohne irgend eine Veranlassung steht er auf und sagt, während seine Augen förmlich funkeln: „Ja, ich bin heute fröhlich. Es ist heute den ganzen Tag über so außerordentlich schön gewesen, seitdem ich heute früh erwachte! zehn Stunden lang bin ich im schönsten Traum umhergegangen. Können Sie sich denken: ich werde buchstäblich von der Vor-

stellung verfolgt, daß ich mich in einem Boot von wohlriechendem Holze befinde, mit einem Segel aus lichtblauer Seide, das geschnitten ist in Form eines Halbmondes. Ist das nicht hübsch? Der Duft des Bootes läßt sich nicht beschreiben, ich könnte es nicht, wenn ich auch noch so gern wollte, und wenn ich auch noch so geschickt wäre, das rechte Wort fände ich nicht. Aber denken Sie, mir ist, als sei ich draußen und angelte mit einer silbernen Angel. Ja, einer silbernen Angel, müssen Sie wissen; wie? Entschuldigen Sie, aber finden Sie nicht, meine Damen, daß es eine ebenso schöne wie merkwürdige Vorstellung ist, dies mit dem Boot, ein Boot dieser Art?"

Keine der Damen antwortete; sie sahen sich verlegen an und fragten sich gegenseitig mit den Augen, was nun zu thun sei; endlich aber fing eine nach der andern an zu lachen; sie erwiesen ihm keine Schonung, sondern lachten über das Ganze.

Nagel blickte von der einen zur andern, seine Augen schimmerten noch, und er dachte offenbar noch an das Boot mit dem blauen Segel, aber seine beiden Hände bebten ein wenig, obgleich sein Gesicht ruhig war.

Der Doktor kam ihm zu Hülfe und sagte:

„Ja, das ist also eine Art Hallucination, die . . ."

„Nein, entschuldigen Sie", entgegnete er. „Übrigens ja; warum nicht? Es kömmt auch nicht darauf an, wie Sie es n e n n e n. Ich war den ganzen Tag so verzaubert; ob es nun Hallucination ist oder

nicht. Es fing heute früh an, als ich noch im Bette lag. Ich hörte eine Fliege summen, das war meine erste bewußte Vorstellung, nachdem ich erwachte; dann sah ich die Sonne durch ein Loch in der Gardine hereinsickern, und mit einem Schlage war eine zarte, lichte Stimmung in mir erstanden. Ich hatte so eine Empfindung von Sommer in meiner Seele; stellen Sie sich ein leises Rauschen im Grase vor, und daß dieses Rauschen durch Ihr Herz geht. Hallucination, — ja, das war es wohl, ich weiß es nicht; aber bemerken Sie gefälligst, daß ich in einem gewissen Zustand von Empfänglichkeit gewesen sein muß, daß ich die Fliege gerade im rechten Augenblick hörte, daß ich in diesem Augenblick gerade diese Art und so viel Licht brauchte; aber nur ein Strahl Sonne, der durch ein Loch in der Gardine kam, u. s. w. Als ich aber später aufstand und ausging, sah ich zuerst eine hübsche Dame in einem Fenster" — dabei blickte er Fräulein Andresen an, die die Augen niederschlug, — „dann sah ich eine große Anzahl von Schiffen, darauf ein kleines Mädchen, das eine Katze im Arm hielt u. s. w., alles Dinge, von denen jedes einzelne seinen Eindruck auf mich machte. Kurz darauf ging ich in den Wald, und dort war's, wo ich das Boot und den Halbmond sah, nur indem ich auf dem Rücken lag und hinauf in den Himmel stierte."

Die Damen lachten noch immer; es schien, als ob der Doktor ebenfalls von ihrem Kichern angesteckt werden sollte; er sagte lächelnd:

„Also mit einer silbernen Angel haben Sie gefischt?“

„Ja, mit einer silbernen Angel.“

„Hahaha!“

Da stieg Dagny Kielland plötzlich das Blut ins Gesicht, und sie sagte:

„Ich begreife sehr wohl, daß solch eine Vorstellung .... Ich meinesteils sehe das Boot ganz deutlich; und das Segel, jenen blauen Halbmond .... und denkt nur, eine weiße Silberangel, die so hinunter ins Wasser geht! Mich dünkt, das ist hübsch.“

Mehr konnte sie nicht sagen, sie stotterte und saß fest; sie blickte zu Boden.

Nagel befreite sie sofort:

Ja, nicht wahr? Ich sagte auch mit einem Male zu mir selbst: paß auf, dies ist ein Traum, eine Vorbedeutung; dies soll eine Warnung für Dich sein; fische nur mit reinen Angeln, mit reinen! .... Sie fragten, Doktor, ob ich spiele? Ich spiele nicht, durchaus nicht; ich ziehe mit einem Violinkasten umher, aber es ist nicht einmal eine Violine drin, der Kasten ist leider voll schmutziger Wäsche. Mich dünkte nur, es würde sich so gut machen, wenn ein Violinkasten unter dem Gepäck wäre; deshalb habe ich ihn mir angeschafft. Ja, haben Sie schon einmal so etwas Verrücktes gehört? Ich weiß nicht, ob Sie hiernach einen allzu schlechten Eindruck von mir bekommen; aber dem ist nicht mehr zu helfen, obgleich es mir wirklich leid thut. Übrigens ist die silberne Angel an allem schuld.“

Die erstaunten Damen lachten nicht mehr; selbst der Doktor, der Landrichter Reinert und der Adjunkt saßen alle drei mit offenem Munde da. Alle gafften sie Nagel an; der Doktor wußte augenscheinlich nicht, was er denken solle. Was in aller Welt focht diesen wildfremden Menschen an? Nagel selbst setzte sich ruhig hin und schien nichts mehr sagen zu wollen. Das peinliche Schweigen wollte anscheinend gar kein Ende nehmen; jetzt aber kam Frau Stenersen zu Hülfe. Sie war die Liebenswürdigkeit selbst, war allen eine Mutter und paßte auf, daß Keiner zu kurz kam. Sie runzelte absichtlich die Stirn und machte sich älter, als sie war, nur um ihren Worten mehr Gewicht verleihen zu können.

„Sie kommen aus dem Auslande, Herr Nagel?" sagte sie.

„Ja, gnädige Frau."

„Aus Helsingfors, dünkt mich, sagte mein Mann?"

„Ja, aus Helsingfors. Das heißt, zuletzt aus Helsingfors. Ich bin Agronom und habe dort kurze Zeit die Schule besucht."

Pause.

„Und wie gefällt Ihnen die Stadt?" fragte sie weiter.

„Helsingfors?"

„Nein, unsere Stadt."

„Ah, eine vortreffliche Stadt, ein bezaubernder Ort! Ich will gar nicht wieder fortreisen, nein, wirklich nicht. Hahaha, ja; das darf Sie übrigens nicht

allzu sehr erschrecken, ich reise vielleicht doch einmal fort, das kommt auf die Umstände an .... Apropos“, sagte er und stand wieder auf, „wenn ich durch mein Kommen gestört habe, bitte ich sehr um Entschuldigung. Die Sache ist die, daß ich sehr zufrieden wäre, wenn ich hier sitzen und mit Ihnen zusammen sein dürfte; ich habe eigentlich nicht viele, mit denen ich sein kann, und bin allen fremd. Sie machen mir eine Freude, wenn Sie vollkommen ignorieren, daß ich hier unter Ihnen bin und im übrigen sich unterhalten wie vor meinem Kommen.“

„Sie haben doch manche Abwechselung gehabt, seitdem Sie kamen“, sagte Reinert gedämpft.

Darauf entgegnete Nagel:

„Ihnen, Herr Landrichter, habe ich noch eine private Entschuldigung zu machen, und bin bereit, Ihnen jede Genugthuung zu geben, die Sie verlangen können; doch nicht jetzt. Nicht wahr? Nicht jetzt?“

„Nein, das gehört nicht hierher“, sagte Reinert kurz.

„Nein, nicht wahr?“ sagte auch Nagel. „Überdies bin ich heute vergnügt“, fuhr er fort, und ein warmes Lächeln überflog sein Gesicht; dies Lächeln machte sein Gesicht heller; einen Augenblick sah er aus wie ein Kind, „Dies ist ein wunderbarer Abend, und bald werden die Sterne am Himmel stehen. Hoch und tief auf den Hügeln brennen die Feuer, und vom Meer tönt Gesang herüber. Hören Sie nur! Nicht übel. Ich verstehe mich nicht darauf; aber ist es nicht ganz

gut? Es erinnert mich ein wenig an eine Nacht auf dem Mittelländischen Meer an der Küste von Tunis. Es waren wohl hundert Passagiere an Bord, ein Sängerchor, der von irgendwo auf Sardinien kam. Ich gehörte nicht zur Gesellschaft und konnte nicht singen; ich saß nur auf Deck und hörte zu, während der Chor unten im Salon sang. Es dauerte beinahe die ganze Nacht; ich werde nie vergessen, wie mystisch schön es in der lauen Nacht klang. Heimlich zog ich alle Thüren zum Salon zu, schloß den Gesang sozusagen ein, und da war es, als ob die Töne vom Meeresgrund heraufdrängen, ja, als ob das Schiff unter rauschender Musik in die Ewigkeit einfahren solle. Denken Sie sich etwas wie ein Meer voller Sang, ein unterirdischer Chor."

Fräulein Andresen, die Nagel am nächsten saß, sagte unwillkürlich:

„Ja, Gott, wie herrlich muß das gewesen sein!"

„Fräulein", sagte Nagel, „ich habe nur einmal etwas Schöneres gehört, und das war im Traum. Aber es ist lange her, seitdem ich das geträumt habe; damals war ich ein Kind. Man träumt nicht mehr schön, wenn man erwachsen ist — hätte ich beinahe gesagt."

„Nicht?" sagte das Fräulein.

„Ach, nein. Das ist natürlich Übertreibung, aber .... Meines letzten Traums entsinne ich mich noch so deutlich. Ich sah ein weites Moor .... Entschuldigen Sie übrigens, ich spreche fortwährend und

quäle Sie, indem Sie mir zuhören müssen; das kann auf die Dauer zu langweilig werden. Aber ich spreche nicht immer so viel, das dürfen Sie nicht glauben.“

Da nahm Dagny Kielland das Wort und sagte:

„Hier ist gewiß keiner, der Ihnen nicht lieber zuhörte, als daß er selbst erzählte.“ Und indem sie sich zu Frau Stenersen hinüber beugte, flüsterte sie: „Können Sie ihn nicht dazu bringen? Beste, thun Sie's. Hören Sie doch nur, welche Stimme er hat.“

Nagel sagte lächelnd:

„Ja, ich plaudere gern weiter. Im großen ganzen bin ich ja heute abend so recht dazu aufgelegt; Gott mag wissen, was mich eigentlich ansicht . . . . Na, der kleine Traum war übrigens nichts Besonderes. Ich sah ein weites Moor, ohne Bäume, nur mit einer Menge von Baumwurzeln, die überall umherlagen wie seltsam verrenkte Schlangen. Ein wahnsinniger Mann ging zwischen all diesen krummen Wurzeln umher. Ich sehe ihn noch, er war bleich und hatte einen dunklen Bart, der Bart aber war so klein und dünn, daß sein Gesicht überall durchschimmerte. Er starrte mit weitaufgerissenen Augen um sich, und seine Augen waren voll Leiden. Ich lag hinter einem Stein und rief ihm zu. Da sieht er mit einem Male nach dem Stein hin und stutzt gar nicht über den Laut, der von dort kommt; es war, als ob er wohl wüßte, daß ich gerade dort lag, obgleich ich gut versteckt war. Er fuhr fort, den Stein die ganze Zeit hindurch anzustarren. Ich dachte: er findet mich trotzdem nicht, und im schlimmsten

Falle kann ich davonlaufen, wenn er kommt. Und obgleich es mir nicht lieb war, daß er so nach mir hinstarrte, rief ich wieder, um ihn zu ärgern. Er that ein paar Schritte zu mir hin, den Mund hatte er geöffnet und war bereit, zu beißen; aber er kam nicht von der Stelle, die Wurzeln türmten sich vor ihm auf, Wurzeln drückten ihn zu Boden, und er kam nicht weiter. Ich rief wieder, ich rief viele Mal hintereinander, um ihn tüchtig in Harnisch zu bringen, und er begann mit den Wurzeln zu arbeiten und sie wegzuräumen, er warf ganze Arme voll beiseite und mühte sich, um zu mir zu gelangen; aber es war vergebens. Er begann zu stöhnen, daß ich es bis zu mir hin hörte, und seine Augen wurden starr vor Schmerz; als ich aber sah, daß ich absolut sicher war, stand ich auf, und schwenkte meine Mütze und zeigte mich ihm in meiner ganzen Gestalt und reizte ihn, indem ich ihm unablässig hallo zurief und mit den Füßen stampfte und wieder Hallo rief; ich ging näher, um ihn bis aufs Blut zu quälen, ich streckte die Finger aus und deutete auf ihn und rief in schmachvoller Nähe hallo, um ihn womöglich noch mehr außer Fassung zu bringen; darauf trat ich wieder zurück und ließ ihn dort stehen und sehen, daß ich ihm so nahe gewesen. Aber er gab noch nicht alles auf, er kämpfte immer noch mit den Wurzeln, arbeitete wie vom Schmerz gehärtet, riß sich blutig, schlug sich ins Gesicht, hob sich auf die Zehen und stand und schrie zu mir herüber. Ja, können Sie sich das denken, er

stand auf den Zehen und sah mich an und schrie! Und sein Gesicht troff vor Schweiß, es war von fürchterlichen Leiden verzerrt, weil er mich nicht fassen konnte. Ich wollte ihn noch weiter treiben, ging noch näher, knipste vor seiner Nase mit den Fingern und sagte mit dem gräulichsten Hohn Tihihihihi. Ich schleuderte eine Baumwurzel nach ihm, traf ihn auf den Mund; es glückte mir, ihn beinahe ins Taumeln zu bringen; aber er spie das Blut nur aus und faßte sich an den Mund und begann wieder mit den Wurzeln zu arbeiten Da meinte ich, es wagen zu können, ich streckte die Hand aus und wollte ihn fassen, mitten auf die Stirn wollte ich ihm den Finger drücken und mich dann wieder zurückziehen; aber im selben Augenblick bekam er mich gefaßt. Herrgott, wie schrecklick war es, als er mich gefaßt hatte! Er that einen rasenden Griff und krampfte sich fest an meine Hand. Ich stieß einen Schrei aus; aber er hielt mich nur an der Hand und dann folgte er mir. Wir gingen aus dem Moor; die Baumwurzeln hinderten ihn nicht mehr, da er meine Hand gefaßt hatte, und wir kamen an den Stein, wo ich mich zuerst versteckt hatte. Als wir dort standen, warf der Mann sich vor mir nieder und küßte den Boden, den ich betreten hatte; blutig und zerrissen lag er vor mir auf den Knieen und dankte mir, weil ich gut gegen ihn gewesen sei, er segnete mich und bat Gott, mich zum Lohn zu segnen. Seine Augen waren offen und voll guter Bitten für mich zu Gott, und er küßte meine Hand nicht,

nein, nicht einmal meine Schuhe, sondern die Erde, dort, wo mein Fuß sie betreten. Ich sagte: weshalb küssest Du die Erde gerade dort, wo ich gegangen? — Weil, sagte er, weil mein Mund blutet, und ich Deine Schuhe nicht beschmutzen will. — Er wollte meine Schuhe nicht beschmutzen! — Dann sagte ich wieder: Aber weshalb dankst Du mir, wenn ich Dir doch Böses gethan und Dir Leiden gebracht habe? — Ich danke Dir, antwortete er, weil Du mir nicht mehr Leiden gebracht hast, weil Du gut gegen mich warst und mich nicht noch mehr gemartert hast. — Ja, sagte ich dann, aber weshalb schrieest Du mich dann an und öffnetest den Mund, um mich zu beißen? — Ich wollte Dich nicht beißen, erwiderte er, ich öffnete den Mund, um Dich um Hülfe zu bitten; aber ich kam nicht zu Wort, und Du verstandest mich nicht. Aber da schrie ich vor wirklich großem Leiden. — Hast Du deshalb geschrieen? fragte ich wieder. — Ja, deshalb! . . . . Ich sah den wahnsinnigen Mann an, er spie noch Blut, bat aber trotzdem zu Gott für mich; ich sah, daß ich ihn schon früher gesehen, und daß ich ihn kannte; er war ein halbalter Mann mit grauem Haar und ziemlich schlechtem Bartwuchs, — es war Minutte."

Nagel schwieg. Es ging wie ein Ruck durch die Gesellschaft. Landrichter Reinert schlug die Augen nieder und blickte eine Weile zu Boden.

„Minutte? War er es?" fragte Frau Stenersen.

„Ja, er war es", antwortete Nagel.

„Uf, Sie machen, daß mir ganz unheimlich zu Mute wird.“

„Ja, denken Sie nur, ich wußte es!“ sagte Dagny Kielland mit einem Mal. „Ich kannte ihn von dem Augenblick, wo Sie sagten, er sei niedergekniet und habe die Erde geküßt. Ich versichere Sie, ich kannte ihn wieder. Haben Sie eingehender mit ihm gesprochen?“

„O nein, ich habe ihn nur ein paarmal getroffen, ... Aber hören Sie, es scheint, daß ich die Stimmung gänzlich verdorben habe; gnädige Frau, Sie sind ja ganz blaß. Was in aller Welt .... es war ja nur ein Traum!“

„Nein, das geht nicht!“ sagte auch der Doktor. „Warum, zum Teufel schildern Sie uns, daß Minutte .... Meinetwegen mag er jede Baumwurzel in Norwegen küssen. Sehen Sie mal, nun sitzt auch Fräulein Andresen da und weint! Hahaha!“

„Ich? ich weine gar nicht“, wandte sie ein, „das sollte mir einfallen. Aber ich will gern zugestehen, daß dieser Traum Eindruck auf mich machte. Und übrigens glaube ich, daß er das auch auf Sie gemacht hat.“

„Auf mich“, rief der Doktor. „Nicht die Spur, natürlich! Hahaha, ich glaube, Sie werden verrückt! Nein, nun gehen wir ein bischen umher; alle Mann auf! Es zieht hier. Friert Dich, Jetta?“

„Nein, mich friert nicht, laß uns sitzen bleiben“, entgegnete die Frau.

Jetzt aber war der Doktor zum Umhergehen aufgelegt; er wollte absolut umhergehen; es ziehe stark, sagte er noch einmal, und wenn er ganz allein gehen solle, Bewegung wolle er sich machen. Nagel stand also auf und begleitete ihn.

Sie gingen ein paarmal auf dem Quai hin und her, schoben sich durch die Volksmassen, plauderten und erwiderten die Grüße der Leute. Auf diese Weise gingen sie vielleicht eine halbe Stunde, da rief Frau Stenersen zu ihnen hinunter:

„Nein, nun kommt doch endlich mal zurück! — Wißt Ihr, auf was wir verfallen sind, während Ihr fort wart? Wir haben uns entschlossen, morgen abend große Gesellschaft bei uns zu haben. Ja, Herr Nagel, Sie müssen absolut kommen! Aber nun müssen Sie wissen, daß unter großer Gesellschaft bei uns das mindest mögliche an Essen und Trinken zu verstehen ist . . . .“

„Und der größtmögliche Spektakel“, unterbrach der Doktor sie munter. „Ja, das kenne ich. Na, aber es ist gar kein schlechter Einfall; ich habe schon Dümmeres von Dir gehört, Jetta.“ Der Doktor war mit einem Mal guter Laune uud lachte gutmütig über das ganze Gesicht bei der Aussicht auf diesen Abend. „Kommen Sie nur nicht zu spät“, sagte er, „und wenn ich nur nicht fortgeholt werde.“

„Aber darf ich denn in diesem Anzug kommen?“ fragte Nagel, „ich habe keinen andern.“

Alle lachten, und Frau Stenersen antwortete:

„Ja, natürlich. Das ist ja sehr drollig."

Auf dem Heimwege ging Nagel neben Dagny Kielland. Er hatte gar keine Anstrengungen gemacht, dahin zu gelangen, es geschah ganz zufällig; das Fräulein that aber auch nichts, um es zu verhindern. Sie hatte gerade gesagt, daß sie sich schon auf morgen abend freue, es sei immer so gemütlich und ungeniert bei Doktors; sie seien so prächtige Menschen und wüßten es den Gästen so angenehm zu machen, — da sagte Nagel plötzlich leise:

„Darf ich zu hoffen wagen, Fräulein, daß Sie mir meine fürchterliche Taktlosigkeit von damals im Walde vergeben haben?"

Er sprach heftig, beinahe flüsternd, und sie war gezwungen, zu antworten.

„Ja", sagte sie, „ich verstehe Ihr Betragen an jenem Abend jetzt besser. Sie sind gewiß nicht ganz so wie andere Menschen."

„Danke!" flüsterte er. „Ach ja, ich danke Ihnen, wie ich nie im Leben gedankt habe! Ja, warum bin ich nicht, wie andere Menschen? Sie müssen wissen, Fräulein, daß ich mich den ganzen Abend angestrengt habe, um den Eindruck zu mildern, den Sie anfangs von mir empfangen haben mußten. Ich habe nicht ein Wort gesprochen, das nicht um Ihretwillen gewesen wäre. Wollen Sie mich deshalb verurteilen? Bedenken Sie, ich hatte mich stark gegen Sie vergangen und mußte deshalb etwas thun. Ich gestehe, daß ich allerdings während des ganzen Tages

in etwas ungewöhnlicher Stimmung gewesen bin; aber ich habe mich doch ziemlich viel schlechter gemacht, als ich war, und während der ganzen Zeit habe ich ein wenig verdächtig gespielt. Es war mir nämlich drum zu thun, Sie glauben zu machen, daß ich wirklich etwas unberechenbar sei, daß ich überhaupt bizarre Vergehen beging; dadurch hoffte ich, Sie dazu zu bringen, daß Sie mir soviel leichter verziehen. Deshalb drängte ich mich zur unrechten Zeit und am unrechten Ort mit meinen Träumen ein, ja, ich gab mir sogar eine schwere Blöße in Bezug auf einen Violinkasten, verriet freiwillig eine Narretei von mir, was ich gar nicht nötig hatte ...."

„Verzeihen Sie!" unterbrach sie ihn hastig. „Aber weshalb erzählen Sie mir dies alles und ruinieren das Ganze wieder."

„Nein, ich ruiniere es nicht, wenigstens glaube ich es nicht. Wenn ich Ihnen erzähle, daß ich damals draußen im Walde wirklich einer augenblicklichen boshaften Eingebung folgte und Ihnen nachlief, so werden Sie das verstehen. Das war nur der plötzliche Drang in mir, Sie zu ängstigen, weil Sie fortliefen. Damals kannte ich Sie ja nicht. Aber wenn ich nun erzähle, daß ich accurat so bin, wie andere Menschen, so werden Sie das auch verstehen. Ich habe mich heute abend zum Gelächter gemacht und eine ganze Gesellschaft durch ein höchst excentrisches Auftreten verblüfft, nur um Sie soweit milder zu stimmen, daß Sie mich wenigstens anhörten, wenn ich

kam und mich erklärte. Dies habe ich erreicht, Sie haben mich angehört, und ich danke Ihnen. Ich bin auch überzeugt, daß Sie mich jetzt, wo ich gesprochen habe, verstehen."

„Nein, ich muß offen gestehen", antwortete sie in etwas beleidigtem Ton, „daß ich Sie nicht ganz verstehe. Sei's drum; ich werde nicht darüber grübeln...."

„Nein, natürlich nicht; weshalb sollten Sie diese Frage auch studieren?" sagte er. „Aber, nicht wahr, diese Gesellschaft kam zu stande, weil Sie alle miteinander glaubten, ich sei ein ziemlich unregelmäßiger Herr, von dem man einer Menge sonderbarer Dinge gewärtig sein könne? Ich werde Sie vielleicht enttäuschen; vielleicht sage ich nur ha und ja, vielleicht komme ich auch gar nicht; wer weiß!"

„Nein, Sie müssen natürlich kommen."

„Muß ich?" sagte er und blickte sie an.

Sie sagte nichts mehr. Sie gingen noch weiter nebeneinander.

„Auf jeden Fall", sagte Nagel, „bin ich glücklich, Sie heute abend getroffen und mich erklärt zu haben. Es hat mich sehr gequält, daß ich Sie belästigt hatte. Fräulein, ich danke Ihnen nochmals, daß Sie mich angehört haben, und ich werde Ihnen tausendmal dafür danken, auch wenn ich nach Hause gekommen bin."

Sie waren an den Pfarrhofsweg gelangt, wo sie stehen blieb. Hier brach sie in ein lautes Gelächter aus und sagte:

„Nein, ich habe nie etwas Ähnliches gehört!"

Dann wartete sie auf die übrige Gesellschaft, die zurückgeblieben war. Er wollte fragen, ob er sie nach Hause begleiten dürfe und war gerade im Begriff, es zu wagen; aber da wandte sie sich ab und rief dem Adjunkten zu:

„Kommen Sie! Kommen Sie!“ Und dabei winkte sie eifrig mit der Hand, um ihn zur Eile anzuspornen.

VII.

Am nächsten Abend um 6 Uhr trat Nagel in das Zimmer des Doktors. Er glaubte, er käme allzufrüh; aber die Gesellschaft vom vorigen Abend war bereits versammelt. Außerdem waren noch zwei neue Gäste da, ein Sachwalter und ein junger, blonder Student. Man trank bereits Selterswasser und Cognac an zwei Tischen; an einem dritten Tische saßen die Damen, Landrichter Reinert und der junge Student im Gespräch. Der Adjunkt, dieser schweigsame Mann, der selten oder nie einen Laut von sich gab, war einfach schon betrunken und sprach jetzt in der Hitze der Stimmung mit glühenden Wangen laut über alles mögliche. Da sei nun Serbien, wo 80 Prozent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben können, — ob es dort um so viel besser bestellt sei? Das möchte er doch wirklich fragen! — Und der Adjunkt blickte mit zürnender Miene umher, obgleich ihm nicht eine Seele widersprochen hatte.

Die Hausfrau rief Nagel heran und machte ihm

am Tische der Damen Platz. Was er trinken wolle? Sie sprachen gerade über Christiania, sagte sie. Es sei doch eine wunderliche Idee von ihm, sich in einer solchen Kleinstadt niederzulassen, wenn er die Wahl habe und sogar in Christiania leben könne.

Nagel fand die Idee gar nicht so wunderlich; er wolle ja auf dem Lande sein, Ferien machen. Jedenfalls möge er nicht in Christiania sein, Christiania sei der letzte Ort, den er wählen würde.

Wirklich? Aber es sei doch immer die Hauptstadt; alles was das Land an Größen und Berühmtheiten und Kunst und Theater und allem möglichen habe, käme doch dort zusammen.

Ja, und außerdem all die Fremden, die herbeiströmten, bemerkte Fräulein Andresen; fremde Schauspieler, Sänger, Musiker, Künstler aller Fächer.

Dagny Kielland saß still und hörte nur zu.

Ach ja, das könne schon sein, gab Nagel zu; er wüßte nicht, wie es zugehe, aber jedesmal, wenn Christiania genannt würde, sähe er einen Teil der „Grenze" vor Augen, und es roch nach ausgehängten Kleidern. Wirklich, es sei keine Erfindung von ihm. Es dränge sich ihm die Vorstellung einer dünkelhaften Kleinstadt mit ein paar Kirchen, ein paar Zeitungen, einem Hotel und einer gemeinsamen Wasserpumpe, aber mit den größten Menschen der Welt auf. Er habe nie die Menschen sich brüsten sehen wie dort, und, Du lieber Gott, wie oft habe er sich fortgewünscht, wenn er dort lebte.

Der Landrichter konnte nicht begreifen, daß jemand eine derartige Antipathie hegen könne — nicht nur gegen einen einzelnen Menschen, sondern sogar gegen eine ganze Stadt, die Hauptstadt eines Landes. Christiania sei in Wirklichkeit nicht mehr so klein, es fange an, seinen Platz unter den Städten von Rang einzunehmen. Was sage man z. B. zu einem Café wie „Grand.“

Na ja, Nagel hatte ja auch anfangs nichts gegen „Grand“ einzuwenden; „Grand“ könne passieren, sagte er. Gleich darauf aber runzelte er die Stirn und bemerkte, daß alle es hörten:

„Das heißt: „Grand“ ist ein gutes Ausstellungslokal.“

Was er damit meine?

Er lachte. Christiania habe ein Café, und das sei Grand. Grand und Christiania seien beinahe ein und dasselbe; deshalb sei Grand der große Ort innerhalb der Stadt, wo alles Große einander Rendezvous gab. Dort saßen die größten Maler der Welt, die hoffnungsvollste Jugend der Welt, die fashionabelsten Damen der Welt, die tüchtigsten Redakteure der Welt und die größten Dichter der Welt! Haha, dort saßen sie und blähten sich auf vor einander und kokettierten und waren sehr geistreich, — der eine seelenvergnügt, weil er vom andern geehrt und beachtet und geschätzt wurde. Herr Gott! Die schönste Komödie, die man erleben könne! Im Grunde aber sei Grand nichts anderes als ein kleines,

gutbesuchtes Wirtshaus, wo gute Bürger im Friesrock ihren Schnaps trinken konnten; eine Pjolterbude, wo jedermann sitzen und sich drüber freuen konnte, daß jedermann saß und ihn beachtete. Das sei „Grand.“

Diese Entgegnung weckte allgemeine Erbitterung. Der Landrichter lehnte sich nach Fräulein Kiellands Stuhl hinüber und sagte ziemlich laut:

„So was von Dickethun habe ich mein Lebtage noch nicht gehört!“

Sie erwachte. Schnell sah sie nach Nagel hin; gewiß hatte er die Worte des Landrichters gehört; aber er schien sie sich nicht zu Herzen zu nehmen. Im Gegenteil, er trank dem jungen Studenten zu und begann mit gleichgültiger Miene von etwas anderem zu reden. Ja, sein überlegenes Wesen ärgerte auch sie; was mochte er eigentlich von ihnen allen denken, daß er ihnen solchen hochmütigen Unsinn zu bieten wagte! Welche Eingebildetheit, welcher Größenwahn! Als der Landrichter sie fragte: „Nun, wie finden Sie dies?“ erwiderte sie absichtlich laut: „Wie ich es finde? Ich finde, daß Christiania für mich groß genug ist.“

Auch dies störte Nagels Ruhe nicht. Als er diese laute, halb an ihn gewandte Stimme hörte und Fräulein Kiellands ein wenig bitteren Gesichtsausdruck sah, blickte er sie nachdenklich an, als wolle er sich besinnen, womit er sie geärgert haben könne. Länger als eine Minute sah er sie unablässig an,

blinzelte mit den Augen und besann sich und dabei sah er fast traurig aus.

Nun aber hatte auch der Adjunkt gehört, wovon die Rede war, und protestierte eifrig, daß Christiania kleiner sei als z. B. Belgrad — obgleich Belgrad nicht mit einer Silbe erwähnt worden war. Es gäbe kleinere Hauptstädte, als Christiania; es gäbe auch Hauptstädte, die weit weniger Kunst und Sehenswürdigkeiten hätten, ganz abgesehen davon, daß Christiania eine Hafeneinfahrt ohnegleichen habe. Was war darüber überhaupt zu reden! Im ganzen genommen, sei Christiania doch nicht kleiner als andere Hauptstädte von vernünftiger Größe . . . .

Hier begann alles zu lachen; der Adjunkt sah zu komisch aus mit seinen flammenden Backen und seiner unerschütterlichen Überzeugung. Rechtsanwalt Hansen, ein kleiner, dicker Mann mit goldener Brille und kahlem Schädel, lachte unablässig über ihn und schlug sich auf die Kniee und lachte.

„Vernünftige Größe, vernünftige Größe, ja!“ rief er; „Christiania ist nicht kleiner als andere Hauptstädte von derselben Größe, von accurat derselben Größe; durchaus nicht kleiner, nein! O du Grundgütiger! Prosit!“

Nagel hatte aber genug von der Sache. Weshalb, zum Teufel, hatte er den Mund aufgethan! Er hatte sich doch vorgenommen zu schweigen, um nicht mit Leuten im fremden Hause in Zank zu kommen, und nun war er mitten in einem Streit, und hatte

alle gegen sich! Na, aber in Zukunft würde er sich in acht nehmen; niemand solle wieder etwas gegen ihn zu sagen haben.

Er sah sich im Zimmer um. Es herrschte gerade keine große Ordnung, auch war nicht alles ganz sauber, aber die Farben waren angenehm, das Licht fiel durch drei große Fenster herein, und um den Tisch standen viele bequeme Stühle. Die Stühle sowohl wie die übrigen Möbel waren ein wenig abgenutzt, aber sie nahmen sich doch noch gut aus. An den drei Wänden hingen Gemälde von Heyerdahl, von Hjalmar Johnsen und von einem Deutschen; von Hjalmar Johnsen eine Marine.

Nagel sprach noch immer mit Student Ojen. Ja, in seiner Jugend habe auch er — Nagel — für Musik geschwärmt, und damals ganz besonders für Wagner; aber mit den Jahren hatte das sich verwischt. Er habe es übrigens auch nie weiter gebracht, als bis zum Notenlernen und ein paar Töne zu spielen.

„Klavier?“ fragte der Student. Das Klavier war sein Fach.

„Nein, pfui! Violine. Aber wie gesagt: ich habe es nicht weit gebracht und gab es sehr bald wieder auf!“

Zufällig streifte sein Blick Fräulein Andresen, die nun schon seit einer Viertelstunde drüben beim Ofen saß und mit dem Landrichter plauderte. Ihr Blick begegnete dem seinen; hurtig, unversehens,

aber trotzdem rückte sie unruhig auf dem Stuhl hin und her und hielt plötzlich inne mit dem, was sie sagen wollte.

Dagny saß gerade allein, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und blätterte dann und wann in einem Album. Sie trug keine Ringe an den langen, weißen Händen. Nagel musterte sie im geheimen. Du guter Gott, wie hübsch war sie heute abend! In dieser Beleuchtung, gegen das dunkle Seestück an der Wand sahen ihre dicken, hellen Haarflechten noch heller aus, während ihre Augenwimpern noch dunkler waren. Ihr Körper hatte, wenn sie saß, einen leichten Anflug von Üppigkeit; aber, wenn sie sich erhob, schwand er. Sie war groß, ein wenig voll, hatte aber einen leichten, seltsam reizvollen Gang.

Nagel erhob sich und ging zu ihr. Sobald sie ihn sah, sagte sie eifrig:

„Verzeihen Sie, was ich sagte? Thun Sie's! Das von Christiania; Sie erinnern sich wohl."

Er war sehr verwundert und erwiderte, daß er gar nicht mehr daran gedacht habe; er wisse nicht einmal bestimmt, ob er es auch gehört habe; nein, er habe ja die ganze Zeit mit dem jungen Menschen da drüben über Musik geschwatzt.

„Doch! Sie haben es gehört", sagte sie, „ich habe es Ihnen angesehen. Aber es war unüberlegt von mir, mich hineinzumischen; ich bin nie über die Landesgrenzen hinaus gekommen, und folglich kann

ich auch keine Ansicht über die Größe unserer eigenen Dinge haben."

„Ja, aber ich meinerseits sollte nicht mit Leuten disputieren, denn wir werden niemals einig. Und außerdem, welchen Nutzen hat es? Durch einen Streit bekehrt man niemand; niemals; das kommt nicht vor."

„Nun, ich hoffe, daß Sie mir verzeihen. Das war's, um was ich Sie bitten wollte."

Er sah sie an. Sie hatte einen Augenblick ihren eigentümlichen, dunkelblauen Blick auf ihn gerichtet, und ohne zu überlegen, rief er mit einem Mal:

„Gott bewahre mich, wie hübsch Sie heute abend sind!"

Diese Aufrichtigkeit machte sie ganz verwirrt; sie saß mit offenem Munde da, und wußte sich nicht zu helfen."

„Aber so seien Sie doch ein bischen vernünftig!" flüsterte sie.

Gleich darauf erhob sie sich und ging ans Klavier, wo sie mit hochroten Wangen in verschiedenen Notenheften blätterte.

Nun wurde das Gespräch allgemein. Der Doktor, der darauf brannte, von Politik sprechen zu können, fragte plötzlich mitten in die Schar hinein:

„Haben Sie heute die Zeitungen gelesen? Mit dem „Morgenblatt" ist es, hol mich der Teufel, zu arg. Das ist ja nicht mehr die Sprache gebildeter Menschen, das sind Schimpfworte und Pöbelreden."

Und alle fanden, daß es mit dem „Morgenblatt" zu arg sei.

Da aber niemand dem Doktor widersprach, kam er nicht weiter. Das wußte Rechtsanwalt Hansen und deshalb sagte er:

„Aber ich finde, daß es in der liberalen Presse ebenfalls grob genug hergeht."

„Na, aber weißt Du!" rief der Doktor und sprang auf. „Du willst doch wohl nicht sagen, daß sich das vergleichen läßt? Welche Ansicht man auch vom Ministerium haben mag . . . ."

Der Tisch war gedeckt. Die Gesellschaft begab sich ins Speisezimmer, der Doktor und der Rechtsanwalt diskutierten eifrig über den Ton der Presse. Das Gespräch setzte sich bei Tische fort; Nagel, der zwischen der Wirtin und dem jungen Fräulein Olsen, der Tochter des Polizeimeisters saß, brauchte nicht daran teilzunehmen. Als man vom Tisch aufstand, war man bereits mitten in der europäischen Politik; man sagte seine Meinung über den Zaren, über Constans, Parnell, und als zuletzt die Balkanfrage an die Reihe kam, hatte der berauschte Adjunkt wieder Gelegenheit, sich auf Serbien zu werfen. Ja, er habe genug von Serbien; er habe gerade die „Statistische Monatsschrift gelesen"; es herrschten dort fürchterliche Zustände, die Schulen gänzlich vernachlässigt . . . .

„Nein, eins freut mich über alle Maßen", sagte der Doktor mit ganz feuchten Augen, „und das ist, daß Gladstone noch lebt. Schenken Sie ein, meine

Herren, daß wir auf Gladstones Wohl trinken, ja, auf Gladstone, auf diesen großen und reinen Demokraten, den Mann der Gegenwart und der Zukunft."

„Warte doch, damit wir auch dabei sind!" rief die Frau. Sie füllte die Gläser der Damen an, goß vor lauter Eifer vorbei und reichte das Präsentierbrett mit bebenden Händen umher.

Alle tranken.

„Ja, ist er nicht ein bombenfester Kerl!" fuhr der Doktor fort und schnalzte mit der Zunge. „Der Arme, er ist jetzt ein bischen erkältet gewesen, aber das geht wohl vorüber. Keinen Politiker würde ich jetzt so ungern missen, wie Gladstone. Du großer Gott, wenn ich an ihn denke, steht er vor mir, wie ein Leuchtstern, der über die ganze Welt leuchtet! .... Sie sehen so abwesend aus, Herr Nagel; sind Sie nicht meiner Ansicht?"

„Ich? Wie beliebt? Aber Bester, ich bin nicht abwesend; natürlich bin ich hierin mit Ihnen vollkommen einig."

„Ja, natürlich. Na, Bismarck hat ja auch vieles, was mir imponiert, aber Gladstone schlägt einfach jeden Einwand nieder. Möchte wirklich wissen, wie lange Bismarck seinen unnützen Kampf noch fortführt! ...."

Dem Doktor wurde noch immer nicht widersprochen; er versuchte es sogar mit Kaiser Wilhelm; aber auch jetzt waren alle seiner Ansicht. Schließlich wurde die Unterhaltung so matt, daß der Doktor zum Zeitvertreib die Karten vorschlug.

Wer eine Partie bilden wolle? Aber jetzt rief Frau Stenersen durchs ganze Zimmer:

„Nein, das muß ich sagen! Wissen Sie, was Herr Ojen mir eben erzählt? Herr Nagel, Sie haben Gladstone nicht immer so großartig gefunden wie heute abend. Er hat sie einmal in Christiania gehört — war es im Arbeiterverein? — wo Sie Gladstone tüchtig zugerichtet haben. Ja, Sie sind mir der wahre! Ist dies wirklich wahr?"

Die Hausfrau sagte das im guten Glauben, mit lächelndem Mund und hob scherzend den Zeigefinger empor. Sie wiederholte, er möge sagen, ob es wahr sei.

Nagel stutzte.

„Ich erinnere mich nicht, Gladstone jemals zugerichtet zu haben", sagte er. „Wann sollte das gewesen sein?"

„Nein, ich will nicht gerade sagen, das Sie ihn zugerichtet haben", erwiderte Ojen, „aber Sie opponierten stark. Ich erinnere mich, daß Sie von Gladstone gesagt haben, er sei bigott."

„Ach, du großer Gott! Bigott! Gladstone bigott!" schrie der Doktor. „Waren Sie damals besoffen, Mensch?"

Nagel lachte.

„Nein, das war ich wohl nicht. Oder vielleicht war ich's doch, ich weiß nicht. Es hört sich beinahe so an."

„Ja, das thut es, weiß Gott!" sagte der Doktor zufriedengestellt.

Nagel wollte sich nicht erklären: er vermied es, mehr zu sagen, und Dagny Kielland bat Frau Stenersen, ihn anzutreiben.

„Laß ihn noch mehr sagen", flüsterte sie eifrig, „laß ihn doch erzählen, was er gemeint hat. Es ist zu komisch."

„Was beabsichtigten Sie denn eigentlich damit?" fragte die junge Frau weiter. „Wenn Sie opponierten, müssen Sie doch eine Absicht damit gehabt haben. So sagen Sie es uns doch! Außerdem machen Sie uns ein Vergnügen damit; denn es wird zu langweilig, wenn Sie jetzt Karten spielen werden."

„Ich weiß wirklich nicht mehr, von welchem Mal Herr Ojen spricht", sagte Nagel noch immer lachend. „Mag sein, daß ich etwas Ähnliches gesagt habe; aber .... Na, wenn ich mich bei der Gelegenheit nicht allzu himmelschreiend ausgesprochen habe, so bekenne ich mich noch immer zu meinen Worten; aber wenn sie zu schlimm waren, so leugne ich natürlich." Und wieder ernst werdend, fügte er hinzu: „Ich bin wirklich nicht ganz einig mit Ihnen über Gladstone. Ich bin es nicht, leider! Hieran möge übrigens niemand Anstoß nehmen, und ich bitte zu entschuldigen, daß ich in diesem Kreise damit hervorkomme. Ich bin sonst kein Fanatiker; ich kann sehr gut den Mund halten. Hat einer von Ihnen Gladstone gesehen oder ihn sprechen gehört? Einen Eindruck bekommt man von ihm von der Rednerbühne herab: das ist der reine Wandel des Mannes, seine große Recht-

schaffenheit! Es ist, als könne der Mann gar nicht anders, als reine Sache haben. Wie könnte er wohl die große Schlechtigkeit begehen und gegen Gott sündigen? Und so tief ist er selbst von dieser Idee mit der reinen Sache durchdrungen, daß er dasselbe auch bei seinen Zuhörern voraussetzt . . . ."

„Das ist doch aber ein sehr hübscher Zug bei ihm? Das beweist Rechtlichkeit und humane Denkart", unterbrach ihn der Doktor. „Ich habe nie etwas so Verrücktes gehört!"

„Na ja, der Ansicht bin ich ja auch; ich führe es auch nur zu seiner Charakteristik an, als ein hübscher Zug zu seinem Bilde, he — he — he! Gladstone ist ein fahrender Herold des Rechtes und der Wahrheit; sein Gehirn ist ganz steif vor lauter anerkannten Resultaten. Daß zweimal zwei vier sind, ist für ihn die größte Wahrheit unter der Sonne. Und können wir leugnen, daß zweimal zwei vier sind? Nein, natürlich nicht; ich sage es ja auch nur, um zu beweisen, daß Gladstone ewig recht hat. Aber es ist besser, wenn ich schweige", schloß Nagel.

Alle setzten sich wieder, und es entstand eine kleine Pause. Nun war das Sonderbare passiert, daß der Adjunkt wieder nüchtern geworden war. Sobald er zu essen bekommen, war der Rausch von ihm gewichen, und nun saß er still und unbemerkt, wie immer, wenn er nichts im Kopfe hatte. Er trank noch tüchtig, aber das schien ihm gar nichts zu machen, hingegen war Rechtsanwalt Hansen sehr lustig geworden.

Es war erst 10 Uhr; wieder war vom Kartenspiel die Rede; aber im selben Augenblick läutete es an der Bureauthür des Doktors Frau Stenersen sprang auf; natürlich, jetzt müsse der Doktor wieder fort, leider. Aber die andern dürften noch nicht aufbrechen, auf keinen Fall; wenigstens nicht vor zwölf. Fräulein Andresen solle sich nur wieder ruhig hinsetzen; Anna solle noch heißes Wasser zum Toddy bringen, viel heißes Wasser.

„Herr Landrichter, Sie trinken ja nicht."

Doch — der Landrichter bleibe nicht zurück.

„Aber Sie dürfen noch nicht aufbrechen. Sie müssen alle hier bleiben. Dagny, Du bist ja so still?"

„Nein, nicht stiller, als gewöhnlich."

Nun kam der Doktor wieder aus seinem Zimmer; Man möge ihn entschuldigen; er müsse fort; gefährlicher Fall, Verblutung. Nun, es sei nicht so weit, in zwei, drei Stunden würde er wieder da sein; hoffe die Gesellschaft dann noch beisammen zu finden. Adieu alle miteinander; adieu Jetta.

Dann ging er schnell. Eine Minute später sah man ihn in Begleitung eines andern Mannes den Weg nach der Landungsbrücke hinunter laufen; so eilig hatte er es.

Seine Frau sagte:

„Was nehmen wir denn jetzt vor . . . . . Uf, Sie können mir's glauben, es ist manchmal recht langweilig für mich, wenn ich allein zu Hause bin, und mein Mann fortfährt. Besonders in den Winter-

nächten ist es zu arg; dann bin ich oft nicht einmal sicher, daß er noch wiederkommt.“

„Hier sind keine Kinder im Hause, wie ich sehe?“ fragte Nagel.

„Nein, keine Kinder .... Na, ich fange jetzt schon an, mich an diese langen Nächte zu gewöhnen; im Anfang aber war es gräßlich. Ich versichere Sie, ich hatte solche Angst, fürchtete mich derartig im Dunkeln — ja, leider fürchte ich mich auch im Dunkeln, — daß ich zuweilen aufstehen, hinausgehen und mich im Zimmer des Dienstmädchens schlafen legen mußte .... Nein, aber Dagny, jetzt mußt Du auch mal was sagen! An was denkst Du denn eigentlich? Natürlich an den Schatz.“

Dagny wurde rot, lachte vor Verlegenheit und entgegnete:

„Allerdings denke ich an ihn; das ist doch begreiflich. Aber frag doch lieber, an was der Landrichter denkt; den ganzen Abend hat er kein Wort gesprochen.“

Der Landrichter protestierte; er habe mit den Damen Olsen und Andresen geplaudert, sozusagen im stillen eine größere Thätigkeit entwickelt, er sei die ganze Zeit sehr angeregt gewesen und den politischen Auseinandersetzungen der übrigen mit Interesse gefolgt, kurz und gut ....

„Fräulein Kiellands Verlobter ist nämlich wieder auf hoher See“, erklärte die Hausfrau Nagel. „Er ist Marineoffizier, jetzt auf dem Wege nach Malta, es war doch Malta?“

„Ja, nach Malta", antwortete Dagny.

„Wie schnell solche Leute sich verloben! Er kommt auf drei Wochen zu den Eltern auf Urlaub, und da eines Abends . . . ja, ja, die Lieutenants!"

Kecke Leute! meinte Nagel. In der Regel große, schöne, wettergebräunte Menschen mit frischem Sinn. Auch ihre Uniform sei so hübsch, und sie trügen sie mit so viel Eleganz. Ja, die Marineoffiziere hatten ihn immer bezaubert.

Mit einem Mal dreht Fräulein Kielland sich nach Ojen um und fragt lachelnd.

„Ja, das sagt Herr Nagel jetzt; aber was hat er in Christiania gesagt?"

Alle fingen an zu lachen; Rechtsanwalt Hansen rief trunken:

„Ja, was hat er in Christiania gesagt? in Christiania? Was hat Herr Nagel dort gesagt? Hahaha! Du Grundgütiger! — Prosit."

Nagel stieß mit ihm an und trank. Er sei wirklich immer für die Marineoffiziere eingenommen gewesen, behauptete er; Herr Ojen würde in Christiania nichts anderes von ihm gehört haben. Ja, er sei sogar so weit gegangen, zu sagen, daß, wenn er ein Mädchen wäre, müsse er einen Marineoffizier haben, sonst gar keinen.

Darüber lachte man wieder; der Anwalt stieß begeistert mit allen Gläsern an, die er auf dem Tische sah und trank allein. Da sagte Dagny plötzlich:

„Aber alle Lieutenants stehen in dem Ruf, so dumm zu sein; das glauben Sie also nicht?“

Dieser Ansicht war Nagel nicht, durchaus nicht; das sei Unsinn. Aber wenn es auch der Fall wäre, als Mädchen würde er einen hübschen Mann einem klugen Manne vorziehen. Unbedingt! Und besonders, wenn er ein junges Mädchen wäre. Was finge man denn mit einem Hirn ohne Körper an. Ja — man könne allerdings sagen — was thäte man mit einem Körper ohne Hirn? Aber das sei ein verteufelter Unterschied. Shakespeare's Eltern konnten nicht einmal lesen. Und Shakespeare selbst las auch vielleicht nicht besonders gut; aber er war doch eine historische Gestalt geworden. Aber wie dem auch sei, ein junges Mädchen müsse eher eines gelehrten und häßlichen, als eines hübschen und dummen Mannes überdrüssig werden. Ohne Hirn könne man überdies Gräben graben und Steine klopfen, im Notfall, ja. Nein, wenn er ein junges Mädchen wäre und die Wahl hätte, so würde er bei Gott vor allen Dingen einen hübschen Mann nehmen; die Ansichten des Mannes über Politik und Nietzsche's Philosophie und die Dreieinigkeit Gottes wären für die Katz.

„Hier können Sie sich Fräulein Kiellands Lieutenant ansehen“, sagte die Frau vom Hause und brachte ein Album.

Dagny sprang auf. Es entfuhr ihr ein: „Nein, ach nein!“ aber gleich darauf setzte sie sich wieder. „Das

Bild ist aber schlecht", sagte sie dann „er sieht doch viel besser aus."

Nagel erblickte einen hübschen, jungen Mann mit Vollbart. Er saß gerade und leicht an einem Tische, die Hand auf dem Säbel. Sein ziemlich spärliches Haar war in der Mitte gescheitelt; er sah ein wenig englisch aus.

„Ja, das ist auch wahr, er ist viel hübscher als hier", sagte Frau Stenersen. „Ich war auch einmal in ihn verliebt. In meiner Mädchenzeit .... Aber sehen Sie sich mal den Mann daneben an. Das ist ein junger Theologe, der gerade jetzt gestorben ist, Karlsen hieß er. Er kam vor kurzem um; es war so traurig. Jawohl, es war der, den wir vorgestern begraben haben."

Es war ein kränklich aussehendes Wesen mit hohlen Backen und so schmalen und zusammengekniffenen Lippen, daß sie aussahen, wie ein dünner Strich, der mitten durchs Gesicht ging. Die Augen waren groß und dunkel, die Stirn ungewöhnlich hoch und klar; aber die Brust war flach und die Schultern nicht breiter, als die einer Frau.

Das war Karlsen. So sah er aus. Nagel dachte bei sich, diesem Gesicht entsprechen blaue Hände und Theologie. Er wollte gerade bemerken, daß es ein unheimliches Gesicht sei, als er gewahrte, daß Landrichter Reinert mit seinem Stuhl näher zu Dagny rückte und ein Gespräch mit ihr begann. Er blätterte daher weiter im Album und schwieg, um nicht zu stören.

„Nachdem Sie sich über mein Schweigen heute abend beklagt haben“, sagte der Landrichter, „darf ich Ihnen vielleicht ein Erlebnis vom Kaiserbesuch erzählen, eine wahre Geschichte. Sie fiel mir gerade jetzt ein . . . .“

Lachend unterbrach sie ihn:

„Was haben Sie den ganzen Abend da drüben in der Ecke für einen Lärm gemacht? Sagen Sie mir das lieber. Ich wollte Sie ja nur ermahnen, als ich sagte, Sie seien schweigsam gewesen. Natürlich waren Sie wieder boshaft, nicht wahr? Es ist wirklich garstig von Ihnen, daß Sie allen möglichen Leuten nachahmen und sie verspotten. Es ist ja wahr, er thut sich fürchterlich mit dem Eisenring am kleinen Finger, hält ihn in die Höhe und sieht ihn an und putzt ihn; na, es mag ja sein, daß er es in Gedanken thut. Jedenfalls ziert er sich nicht so, wie Sie ihm nachahmten; nein, leugnen Sie nicht, ich habe es wohl gesehen. Übrigens ist er so anmaßend und schrullig, daß er es verdient. Aber Du, Gudrun, hast es zu arg gemacht mit Deinen Sachen; er hat ganz gewiß gemerkt, daß Du über ihn gelacht hast.“

Gudrun kam heran, verteidigte sich, behauptete, es sei einzig und allein die Schuld des Landrichters, er sei so unwiderstehlich komisch gewesen; und schon die Art und Weise, wie er über Gladstone gesprochen!

„Scht! Du sprichst zu laut, Gudrun; weiß Gott, er hat Dich jetzt wieder gehört, ganz gewiß, er hat sich umgedreht. Nein, im Grunde genommen, hat er

gar nicht einmal so sehr aufgeschnitten, und wenn man ihn unterbrach, wurde er nicht die Spur heftig; nicht wahr? Sein Gesicht war beinahe traurig. Denk mal, jetzt thut es mir beinahe leid, daß wir hier sitzen und über ihn klatschen; ich wollte, ich hätte es nicht gethan. Und weißt Du, was er sagte, war eigentlich unterhaltend. Gudrun, mir war, als hätte ich ihn deutlich seufzen hören, als er sich eben umdrehte? Uf, nein, jetzt drückt mich mein Gewissen. .... Erzählen Sie jetzt ihre Geschichte vom Kaiserbesuch, Herr Landrichter."

Und der Landrichter erzählte: Da es kein Geheimnis, sondern eine ganz einfache Begebenheit mit einer Frau und einem Blumenbouquet war, sprach der Landrichter immer lauter und lauter, so daß zuletzt die ganze Gesellschaft ihm zuhörte. Die Geschichte dauerte eine Viertelstunde. Als sie zu Ende war, sagte Fräulein Andresen:

„Herr Nagel, erinnern Sie sich, wie Sie uns gestern abend von dem Sängerchor auf dem Mittelmeer erzählten ....?"

Nagel klappte das Album schnell zu, sah im Zimmer umher und bekam einen fast ängstlichen Gesichtsausdruck. Er erwiderte leise, daß er sich in Einzelheiten vielleicht geirrt haben könne, aber nicht absichtlich; er habe die Geschichte nicht erfunden, es sei ein wahres Erlebnis.

„Nein, Bester, ich wollte auch gar nicht sagen, daß Sie sie erfunden haben", erwiderte sie lachend. „Aber

besinnen Sie sich auch auf Ihre Antwort, als ich sagte, sie sei hübsch? Daß Sie nur einmal zuvor etwas Schöneres gehört hätten, und das sei im Traum gewesen?"

Jawohl, er besinne sich, nickte er.

„Ach, dann erzählen Sie uns auch den Traum? Bitte, bitte! Sie erzählen so seltsam. Wir bitten Sie alle zusammen."

Aber er weigerte sich. Er machte viel Entschuldigungen, sagte, es sei etwas ganz Unbedeutendes, ein Traum ohne Anfang und Ende, der Hauch einer Vorstellung im Schlafe; nein, er könne es nicht einmal in Worten wiedergeben; man kenne ja solche vagen, fliegenden Empfindungen, die man nur fühle wie einen Strahl, und die dann plötzlich wieder fort seien. Sie könnten begreifen, wie dumm das Ganze gewesen, wenn der Traum in einem weiß silbernen Walde spielte . . . .

Also in einem Walde von Silber. Weiter?

Er war nicht zu bewegen. Er würde gern alles mögliche für sie thun; sie solle ihn nur auf die Probe stellen; aber diesen Traum könne er nicht erzählen; sie solle ihm doch glauben.

„Gut; dann etwas anderes. Wir bitten Sie ja alle."

Nein, er tauge nicht dazu; heute abend nicht. Der Geist müsse über einen kommen, die Stimmung, nicht wahr?

Dann fielen einige gleichgültige Worte, ein paar

kindische Fragen und Antworten, der reine Unsinn. Dagny sagte:

„Sie würden alles mögliche für Fräulein Andresen thun? was zum Beispiel? Sagen Sie uns das!“

Man lachte über diesen Einfall, und Dagny selbst lachte mit. Nach kurzem Bedenken sagte Nagel:

„Für Sie könnte ich etwas Schlimmes thun.“

„Etwas Schlimmes für mich also? Lassen Sie uns hören.“

„Nein, so stehenden Fußes kann ich das nicht sagen.“

„Einen Mord, zum Beispiel?“ fragte sie.

„Ja, vielleicht, ich könnte wohl einen Eskimo morden und ihm die Haut abziehen zu einer Briefmappe für Sie.“

„Bravo! Hahaha! Aber nun, Fräulein Andresen — was könnten Sie für sie thun? Etwas unerhört Gutes?“

„Ja, vielleicht, ich weiß nicht. Apropos, das mit dem Eskimo habe ich irgendwo gelesen; glauben Sie nicht, daß es meine eigene Erfindung ist.“

Nach diesen albernen Repliken, die inhaltslos und bedeutungslos waren, wurden beide still; es war, als dächte der eine darüber nach, was der andere gemeint haben könne, welches Geheimnis hinter den Worten stecke, welche Andeutungen sie enthielten. Einen Augenblick waren alle still; als aber Frau Stenersen gleich darauf mit frischgewaschenen Händen und nach Floridawasser duftend aus dem Schlaf-

zimmer kam, trat Nagel zu ihr und machte eine Bemerkung über einen Kanarienvogel, dessen Gesang er durch die halbgeöffnete Thür zum Speisezimmer vernahm.

Der Adjunkt sah heimlich auf die Uhr.

„Damit Sie's nur wissen", sagte die Frau vom Hause, „Sie dürfen nicht gehen, bevor mein Mann nicht zurück ist. Strenge verboten! Thun Sie, was Sie wollen, aber gehen dürfen Sie nicht."

Dann kam der Kaffee, und gleich wurde die Gesellschaft lebendiger. Der Anwalt, der mit dem jungen Studenten disputiert hatte, sprang auf, der dicke Mann, leicht wie eine Feder, und schlug die Hände entzückt zusammen; der Student rieb sich die Finger und ging ans Klavier, auf dem er ein paar Accorde anschlug.

„Ach ja", rief man, „wie konnten wir vergessen, daß Sie spielen! Jetzt müssen Sie weiter spielen, um jeden Preis!"

Der Student wollte eigentlich gern spielen. Er könne nicht viel, wenn man aber nichts gegen ein wenig Chopin habe, oder vielleicht einen Walzer von Lanner . . . .

Jetzt schien auch Nagel mitteilsamer zu werden. Er applaudierte der Musik eifrig und sprach ein paar Worte sowohl mit dem Landrichter, wie mit Fräulein Olsen; als Dagny sich aber in die Nähe des Ofens setzte, entfernte auch er sich vom Tische und ging zwischen den Fenstern auf und nieder. Dann trat er zu Dagny und sagte:

„Nicht wahr, wenn man solche Musik hört, so möchte man gern in einiger Entfernung sitzen, in einem Seitenzimmer irgendwo, mit der Hand des Geliebten in der seinen, und still sein, ganz still! Ich weiß nicht, aber ich habe mir immer vorgestellt, es müsse so süß sein.“

„Ja“, sagte auch sie. „Aber es dürfte nicht so hell sein, nicht wahr. Und die Stühle könnten niedrig sein und weich. Aber draußen müßte es tüchtig regnen und dunkel sein.“

Er nickte und sah sie an. Sie war heute abend ganz ungewöhnlich hübsch. Diese blauen, leuchtenden Augen in dem hellen Gesicht gaben ihr ein fast seltsames Aussehen, und obgleich ihre Zähne nicht ganz weiß waren, lachte sie gern, lachte sogar über ganz unbedeutende Dinge; auch ihr Mund war rot und voll, so daß man sofort aufmerksam auf ihn wurde. Aber das merkwürdigste war vielleicht, daß, wenn sie sprach, jedesmal ein roter, zarter Schein über ihre Wangen zog und gleich wieder verschwand.

Nagel wollte gerade etwas sagen, aber im selben Augenblick rief Frau Stenersen:

„Nein, nun ist der Adjunkt wieder verschwunden. Ja natürlich, natürlich! Auf den Mann kann ja kein Mensch aufpassen; er bleibt sich immer gleich. Ich hoffe wenigstens, daß Sie, Herr Landrichter, gute Nacht sagen, bevor sie gehen.“

Der Adjunkt war den Küchenweg gegangen, hatte sich in aller Stille fortgeschlichen, wie er es immer

zu thun pflegte, müde nach seinem Rausch, bleich und übernächtigt, und war nicht wiedergekommen. Bei dieser Nachricht wechselte Nagels Gesicht plötzlich den Ausdruck. Augenblicklich kam ihm der Gedanke, daß er es nun wagen könne, Dagny seine Begleitung an Stelle des Adjunkten anbieten zu dürfen. Er bat sie auch sofort darum, flehte sowohl mit den Augen wie mit dem gesenkten Haupte darum und fügte schließlich noch hinzu:

„Und ich werde so artig sein!“

Sie lachte und antwortete:

„Ja, ja, wenn Sie das sein wollen, dann nehme ich es mit Dank an.“

„Ach ja, Sie sollen sehen, wie artig.

Jetzt wartete er nur noch auf den Doktor, um fortzukommen. Mit der Aussicht auf diesen Weg durch den Wald wurde er noch lebhafter als zuvor, sprach von allem möglichen mit, brachte alle zum lachen und war ausgesucht liebenswürdig. Er war so entzückt, so voll Glückseligkeit, daß er auch versprach, sich Frau Stenersens Garten anzusehen, und da er ein halber Fachmann war, auch den Boden am untern Ende desselben zu untersuchen, wo die kränkelnden Johannisbeerbüsche standen. O ja, er würde schon fertig werden mit den Blattläusen, und wenn er sie besprechen, sie beschwören sollte!

Ob er sich auch auf Zauberei verstehe?

Ja, er pfuschte so in allem ein wenig herum. Hier sei zum Beispiel ein Ring, ein unansehnlicher

Ring aus Eisen, aber mit den wunderbarsten Kräften. Sollte man das wohl glauben, wenn man ihn sah? Aber wenn er den Ring am Abend um zehn Uhr verlor, so mußte er ihn noch vor zwölf Uhr wiedergefunden haben, sonst passierte ihm ein Unglück. Er hatte ihn von einem uralten Griechen bekommen, einem Kaufmann in Piräus; er habe dem Manne übrigens einen Gegendienst geleistet und ihm überdies noch einen Ballen Tabak für den Ring geschenkt.

Ob er denn wirklich daran glaube?

Ein wenig, ja. Wirklich! Er hatte ihn einmal wieder gesund gemacht.

Aus der Richtung vom Meer herauf ertönte Hundegebell. Frau Stenersen sah auf die Uhr; ja das sei der Doktor, sie kenne den Hund. Nein, das sei gut; erst zwölf Uhr, und er kam schon zurück. Sie schellte und hieß mehr Kaffee bringen.

„So? Das ist also ein ganz besonderer Ring, Herr Nagel?“ sagte sie. „Und Sie glauben so sicher daran?“

Ziemlich sicher, das heißt: er habe gute Gründe, nicht durchaus an ihm zu zweifeln. Ob es denn nicht ganz gleichgültig sei, was man glaube, solange man im Innern das eine für so gut hielt wie das andere? Der Ring hatte ihn von Nervosität geheilt; sicherer vielleicht als irgend eine Mixtur.

Frau Stenersen lachte einen Augenblick, dann begann sie ihm heftig zu widersprechen. Nein sie könne solchen blasierten Unsinn nicht leiden — bitte um

Verzeihung, aber sie nenne es blasierten Unsinn und sie sei fest überzeugt, daß Herr Nagel ebenfalls nicht glaube, was er sagte. Wenn man von gebildeten Leuten dergleichen hörte, was sollte man dann vom gemeinen Mann erwarten? Wohin würde man kommen? Dann könnten die Doktoren ja nur einpacken.

Nagel verteidigte sich. Das eine sei so gut wie das andere; auf den Willen, den Glauben, auf die Disposition komme es bei dem Patienten an. Aber die Doktoren brauchten ebenfalls nicht einzupacken, sie hätten ja auch ihre Gemeinde, ihre Gläubiger; sie hätten die gebildeten Menschen, und die gebildeten Menschen heilte man durch Mixturen, während die Ketzer, der gemeine Mann, durch Eisenringe, verbrannte Menschenknochen und Kirchhoferde geheilt werden. Hatte man nicht Beispiele, daß Patienten durch klares Wasser geheilt wurden, wenn man ihnen nur einbildete, daß es ein ausgezeichnetes Heilmittel sei? Welche Erfahrungen hatte man unter andern zum Beispiel mit Morphiumsüchtigen gemacht. Wenn man solche merkwürdigen Begebenheiten erlebte, da konnte doch der nicht-doktrinäre Mensch sich den Teufel um was scheren, und durfte keine Unabhängigkeit vom Glauben an die ärztliche Wissenschaft proklamieren! Übrigens wolle er nicht den Eindruck machen, als ob er sich auf diese Sachen verstehe; er sei nicht Fachmann und habe keine Kenntnisse. Und vor allen Dingen sei er in diesem Augenblick so guter

Laune, daß er auch andern den Humor nicht rauben wollte. Frau Stenersen möge ihm wirklich verzeihen!

Er sah jeden Augenblick auf die Uhr und knöpfte sich das Jackett schon zu.

Mitten in dieses Geplauder platzte der Doktor herein. Er war nervös und verstimmt, grüßte mit forcierter Lebhaftigkeit und dankte seinen Gästen, weil sie noch nicht gegangen waren. Na ja, mit dem Adjunkten war ja nichts anzufangen, und Friede sei mit ihm! Sonst aber war die Gesellschaft vollzählig. Ja, war das ein Kampf auf dieser Welt!

Dann begann er, wie es seine Gewohnheit war, von der Tour zu erzählen. Seine saure Miene kam daher, daß seine Patienten seine Erwartungen getäuscht hatten; wie Idioten hatten sie sich benommen, wie Esel, er hätte sie einsperren lassen mögen. Ja, solch ein Haus, wie das, in dem er soeben gewesen! Die Frau krank, der Vater der Frau krank, der Sohn der Frau krank! Und ein Geruch im ganzen Hause! Aber der Rest der Familie übrigens rotbackig, die kleinen Kinder kerngesund. Unbegreiflich, fabelhaft; nein! er begreife es nicht! Da lag nun der alte Mann, der Vater der Frau, mit einer Hiebwunde, so groß. Dann habe man eine weise Frau holen lassen und die habe das Blut gestillt, allerdings; aber womit hatte sie es gestillt? Empörend, strafbar; es war nicht zu sagen, wie es roch; es war zum Vergehen! Und außerdem, bei der ersten, besten Gelegenheit kalter Brand in der Wunde! Wenn er heute

abend nicht dazu gekommen wäre, Gott weiß! Ja, das Quacksalbergesetz müßte ausgedehnt werden; das müßte geschehen; und es solchen Leuten in die Hände zu geben, die .... Na, das Blut war gestillt. Aber da kommt der Sohn, ein erwachsener Sohn ins Haus, ein langer Schweinekerl, der sich ein Ekzem im Gesicht zugezogen hatte. „Ich hatte ihm vorher schon Salben gegeben und ausdrücklich gesagt: diese gelbe Salbe eine — eine — Stunde am Tage, und diese weiße Salbe, Zinksalbe, die übrigen 23 Stunden. Was thut er? Nimmt natürlich die verkehrte Salbe, braucht die weiße Salbe eine Stunde, und die gelbe, die brennt und zieht wie der Teufel, den ganzen Tag und die ganze Nacht. Damit fährt er zwei Wochen fort. Aber das merkwürdigste ist trotzdem, der Bengel ist gesund geworden, gesund, trotz seiner Dummheit; gesund! Ein Ochse, ein Kameel, das sich erholt, was, zum Teufel, er auch gebraucht! Heute abend stellt er sich mir vor mit einer Backe und einer Schnauze, auf der nicht ein Fältchen zu finden. Glück, Sauglück! Der Mensch hätte sich für lange Zeit unmöglich im Gesicht machen können, aber nicht gezuckt .... Und nun die Mutter des Burschen, die Hausfrau. Sie ist krank, entkräftet, matt, schwindelig, nervös, Ohrensausen, schlechten Appetit. Baden! sage ich. Baden und Waschen und Wasser über den Körper, zum Teufel noch mal! Kocht ein Kalb und eßt Euch ein bischen Fleisch auf die Knochen, reißt die Fenster auf und laßt frische Luft herein, geht

hinaus u. s. w.; aber vor allen Dingen Bäder und Abreibungen und wieder Bäder; sonst hilft meine Medizin nicht. — Na, zu dem Kalb hatte sie kein Geld, das mag ja auch sein; — aber sie badet, sie badet, wäscht sich ein bischen Schmutz herunter; ihr wird eiskalt dabei, es friert sie, sie klappert mit den Zähnen bei dieser Reinlichkeit, und dann hört sie wieder auf mit dem Wasser! Nein, nun vertrug sie die Reinlichkeit nicht länger! Was dann? Da kommt sie über eine Kette, eine Gichtkette, Voltakreuz, oder wie das Ding heißt, und hängt sich das um. Ich bitte, mir es zu zeigen: eine Zinkplatte, ein paar Haken, ein paar kleinere Haken, — das ist alles. Wozu, zum Teufel, gebrauchen Sie das? Ja, es habe ihr ein bischen geholfen, wirklich geholfen, es habe die Schmerzen im Kopf gelindert, sie wieder ein wenig erwärmt. Wahrhaftig, diese Haken und diese Zinkplatte hatten ihr Besserung gebracht! Was soll man nun mit solchen Leuten machen? Ich könnte auf einen Holzpflock spucken und ihn ihr geben; das würde ihr gerade so gut thun; aber das sage ihr nur einer! Thun Sie das fort, sage ich ihr, sonst thue ich nichts mehr für Sie, ich rühre Sie nicht an! Und was glauben Sie, das sie thut? Sie hält ihre Zinkplatte fest und läßt mich abziehen! Hihihi! Läßt mich abziehen! Großer Gott! Nein, man sollte nicht Arzt, man sollte Medizinmann sein . . . ."

In großer Erregung setzte der Doktor sich zum

Kaffee. Seine Frau wechselte einen Blick mit Nagel und sagte dann lachend:

„Herr Nagel hätte accurat so gehandelt, wie die Frau. Gerade bevor Du kamst, haben wir darüber gesprochen. Herr Nagel glaubt nicht sehr an Deine Wissenschaft.“

„So? Thut Herr Nagel das nicht!“ bemerkt der Doktor ironisch. „Das kann Herr Nagel übrigens halten, wie er will.“

Ärgerlich, gekränkt, zornerfüllt gegen diese schlechten Patienten, die seine Anordnungen umgangen hatten, trank der Doktor schweigend seinen Kaffee. Es erbitterte ihn, daß alle ihn ansahen. „Nehmen Sie doch was vor; rühren Sie sich“, sagte er. Aber nach dem Kaffee wurde er wieder munter, plauderte eine Weile mit Dagny, machte sich lustig über seinen Bootsmann, den Mann, der ihn zu den Kranken geholt hatte; kam wieder auf seine Unannehmlichkeiten als Arzt zurück und geriet wieder in Hitze. Es war ihm noch unmöglich, diesen Irrtum mit den Salben zu vergessen; es war nur Roheit und Aberglauben und Eselei, alles miteinander; im ganzen war es doch was Schreckliches mit der Unwissenheit im Volke.

„Aber der Mann ist ja gesund geworden!“

Der Doktor hätte Dagny mit den Zähnen zerfleischen können, als sie dies sagte. Er richtete sich auf. Der Mann sei gesund geworden, ja; aber was weiter? Das schloß doch nicht aus, daß die Dummheit im Volke himmelschreiend sei. Der Mann sei

gesund geworden, allerdings; aber wie, wenn der Mann sich die Haut fortgebrannt hätte? Was hatte es für einen Sinn, seine Ochsendummheit zu verteidigen?

Dieser ärgerliche Zusammenstoß mit einem Bauernlümmel, der seinen Vorschriften gerade entgegen gehandelt hatte und doch gesund geworden war, irritierte den Doktor mehr als alles andere und machte seinen sonst so milden Blick ganz wild hinter den Brillengläsern. Der albernste Zufall hatte ihn hinters Licht geführt; wegen einer Zinkplatte war er beiseite gesetzt worden, in seiner Würde gekränkt, und dies vergaß er nicht eher, als bis er auf den Kaffee auch noch ein starkes Glas Toddy getrunken hatte. Dann sagte er plötzlich:

„Du, Jetta, damit Du's nur weißt, ich habe dem Manne, der mich geholt hat, fünf Kronen gegeben. Hahaha; mein Lebtag hab' ich solch einen Burschen nicht gesehen; das ganze Hinterteil seiner Hosen war fort; aber eine Körperstärke! Eine Unbekümmertheit! Der reine Satan! Er sang den ganzen Weg. Er glaubte voll und fest, daß er den Himmel mit seiner Angelrute erreichen könne, wenn er auf dem Gipfel des Etjefjell stände. Du mußt Dich dann aber noch auf die Zehen stellen, sagte ich. Er merkte nichts und schwur hoch und teuer, er könne so gut auf den Zehen stehen, wie irgend einer. Hahaha! Hat man je so etwas gehört! Aber drollig war er!"

Endlich erhob sich Fräulein Andresen, um zu

gehen, und alle andern standen mit auf. Als Nagel gute Nacht sagte, dankte er so warm, so aufrichtig, daß er den Doktor gänzlich entwaffnete, der während der letzten Viertelstunde ziemlich unfreundlich gegen ihn gewesen war. — „Kommen Sie bald wieder. Aber sagen Sie, haben Sie auch eine Cigarre? Zünden Sie sich doch eine Cigarre an.“ Und der Doktor nötigte ihm noch eine Cigarre auf.

Inzwischen stand Dagny schon angekleidet auf der Treppe und wartete.

VIII.

Es war eine schöne Nacht.

Die wenigen Leute, die noch auf der Straße waren, hatten vergnügte Gesichter; drinnen auf dem Friedhof ging noch ein Mann und schob einen Karren, und sang leise dazu. Sonst war alles so still, daß man nichts anderes hörte, als diesen Sang. Von des Doktors Haus auf der Höhe gesehen, nahm die Stadt sich aus wie ein seltsam verzweigtes Rieseninsekt, ein Fabeltier, das sich flach auf den Bauch geworfen und Arme und Hörner und Fühlfäden nach allen Richtungen hin ausgestreckt hatte; nur hier und da rührte es ein Glied oder zog eine Kralle an sich — wie jetzt dort unten am Meer, wo eine klein winzige Dampfjölle lautlos über die Wogen glitt und eine Furche in das schwarze Wasser zog.

Der Rauch von Nagels Cigarre stieg blau in die Luft. Er sog bereits den Duft von Wald und Gras ein, und eine Empfindung durchdringender Zufriedenheit erfaßte ihn, eine eigentümliche, starke Freude, die

ihm die Thränen in die Augen trieb und ihm fast den Atem raubte. Er ging an Dagnys Seite; sie hatte noch nichts gesprochen. Als sie am Friedhof vorübergekommen, hatte er ein paar lobende Worte über Doktors gesagt, aber sie hatte nichts erwidert. Nun hatte ihn die Schönheit und Stille der Nacht so tief berauscht, war so leidenschaftlich auf ihn eingedrungen, daß seine Atemzüge kurz gingen und sein Blick feucht wurde. Ja, wie herrlich war es in den hellen Nächten! Mit lauter Stimme sagte er:

„Nein, sehen Sie doch die Hügel; wie klar sie da drüben liegen! Ich bin so fröhlich, Fräulein, ich bitte Sie, Nachsicht mit mir zu haben, wenn Sie so gütig sein wollen; aber heute nacht könnte ich vor lauter Glück Dummheiten machen. Sind nicht auch Sie froh? Ja, Sie sollen auch noch fröhlich werden, hören Sie, was ich sage? Ich möchte Ihnen jetzt so herzlich gern mit irgend etwas eine Freude machen, was Sie auch von mir verlangen möchten; glauben Sie mir das, — ja, Gott, wie Sie mir glauben können! Sehen Sie die Fichten hier, und die Steine und die Erdhaufen und die Wacholderbüsche, sie sehen in dieser Nachtbeleuchtung aus wie sitzende Menschen. Und die Nacht ist kühl und rein; sie bedrückt nicht mit seltsamen Ahnungen, und nirgends lauern heimliche Gefahren. Nicht wahr? Nein, Sie sollen nicht unzufrieden mit mir sein, das dürfen Sie nicht, ich selbst bin so froh. Es ist gerade, als ob Engel durch meine Seele zögen und ein Lied sängen. Mache ich Ihnen angst?“

Sie war stehen geblieben, und deshalb fragte er, ob er ihr angst mache. Sie sah ihn mit ihrem blauen Blick lächelnd an, wurde wieder ernst und sagte:

„Ich habe so oft darüber nachgedacht, was für ein Mensch Sie sein mögen.“

Dies sagte sie, während sie noch immer stillstand und ihn ansah, und mit einer Stimme, die leise bewegt klang. Und während des ganzen Wegs sprach sie auch mit jener bebenden, klaren Stimme, als sei sie halb ängstlich, halb froh.

Da begann folgendes Gespräch zwischen ihnen, ein Gespräch, das durch den ganzen Wald anhielt, wie langsam sie auch gingen; das von einem zum andern übersprang, von Stimmung zu Stimmung, mit all der bewegten Unruhe, die beide erfaßt hatte:

„Sie haben an mich gedacht? Wirklich? Aber ich habe doch wohl viel, viel mehr an Sie gedacht, Fräulein. Ich wußte von Ihnen schon, bevor ich kam, ich hörte Ihren Namen auf dem Dampfschiffe; durch einen Zufall hörte ich ihn; ich horchte auf ein Gespräch. Und ich kam hier am 12. Juni an Land, am 12. Juni . . . .“

„Ach was, gerade am 12. Juni!“

„Ja, und die Stadt flaggte, und mich dünkte, es sei eine so bezaubernde, kleine Stadt, deshalb ging ich hier an Land. Und gleich hörte ich noch mehr über Sie . . . .“

Sie lächelte und fragte:

„Das haben Sie wohl von Minutte gehört?“

„Nein“, entgegnete er, „ich hörte, daß alle Sie lieb hätten, alle Leute, und daß alle Sie bewunderten . . . .“ Und plötzlich fiel ihm der Theologe Karlsen ein, der um ihretwillen sogar seinem Leben ein Ende gemacht hatte.

„So? — haben Sie das gehört? Na, aber seitdem ich mich verlobt habe, ist nicht viel von all der Bewunderung übrig geblieben. Denken Sie nur, seit diesen paar Tagen ist die ganze Stadt wie umgekehrt; nur ein paar Freundinnen halten noch zu mir.“

„Nein, Sie irren gewiß . . . . .“

„Ach, es thut mir nicht weh, das dürfen Sie nicht glauben; werden Sie es wohl glauben?“

Diese paar Worte stiegen ihm zu Kopf, und er unterbrach sie:

„Machen Sie sich überhaupt etwas aus dem, was ich von Ihnen glaube?“

Er bereute sofort, daß er diese aufdringliche Frage an sie gerichtet hatte; er wurde schamrot und vergaß diese Übereilung lange nicht. Sie erwiderte ihm auch nichts, sondern that, als ob sie nichts gehört habe. Sie fing an vom Landrichter Reinert zu sprechen, ein Mann, der stets so aufmerksam und liebenswürdig gegen sie gewesen sei — hahaha — den sie aber auch jetzt verloren, seitdem sie verlobt sei. „Seufzen Sie? Eben waren Sie doch noch so fröhlich? Seufzen Sie nicht!“

Doch! Er sei fröhlich, außerordentlich fröhlich.

Sie sahen sich an. Dies „Seufzen Sie nicht“, tönte noch in ihm nach, streichelte ihn wie eine weiche, feine Hand.

„Sagen Sie mir“, fuhr sie fort, „meinten Sie wirklich, was Sie von den Marineoffizieren sagten? Meinten Sie alles?“

„Ja, alles, unbedingt. Weshalb sollte ich es nicht meinen? Ich schwärme für sie und habe es immer gethan; ich bewundere ihr freies Leben, ihre stolze Haltung, ihre Uniformen, ihre Frische und Unerschrockenheit; ich finde sie bezaubernd. Die meisten sind auch außerordentlich angenehme Menschen. Und noch etwas anderes: ihr Ehrgefühl pflegt stark ausgeprägt zu sein; es ist so selten, daß man Verbrecher unter den Offizieren findet. Ja, es sind prächtige Leute.“

„Ja“, sagte sie für sich.

Dann ging sie eine Weile schweigend und dachte über dies nach; darauf aber sagt sie wieder:

„Nein, jetzt sprechen wir aber von Ihnen. O doch! Das thun wir! Verzeihen Sie, darf ich eine Frage an Sie richten? Ja, tausend Dank, tragen Sie meinen Sonnenschirm; — aber sagen Sie mir: haben Sie auch etwas mit dem Landrichter Reinert gehabt? Gestern abend baten Sie ihn um Verzeihung wegen irgend einer Sache, und heute abend haben Sie fast nicht ein Wort mit ihm gesprochen. Pflegen Sie denn alle Leute zu beleidigen und sie hinterher um Entschuldigung zu bitten?“

Sie lachte und sah vor sich auf den Weg.

„Ehrlich gesagt, es war sehr unrecht von mir, den Landrichter zu beleidigen; aber ich bin ganz gewiß, daß er mir verzeiht, wenn ich einmal mit ihm reden kann. Ich bin ein wenig hastig, ein bischen schroff; das Ganze kam daher, daß er mich stieß, indem er in eine Thür trat. Eine Bagatelle also, eine Unachtsamkeit seinerseits; aber ich springe gleich auf wie ein Narr und gebe ihm ein paar Ehrentitel, halte ihm drohend ein Seidel unter die Nase und ende wirklich damit, daß ich seinen Hut einbeule. Darauf ging er; als gebildeter Mensch mußte er auch gehen. Hinterher aber reute mich mein Benehmen auch, und ich habe mich entschlossen, ihm volle Abbitte zu leisten. Natürlich war auch ich ein wenig zu entschuldigen; ich war an jenem Tage nervös und hatte mehrfachen Ärger gehabt; aber davon weiß ja niemand, dergleichen kann man nicht erzählen, und daher muß ich lieber die ganze Schuld auf mich nehmen, ohne Vorbehalt. Aber dies ist das erste Mal, daß ich so brutal war; das können Sie glauben."

Er hatte gesprochen, ohne sich weiter zu bedenken, vollkommen aufrichtig, als wolle er nach beiden Seiten hin gerecht sein; auch seine Mienen verrieten keine Hinterlist. Aber Dagny blieb plötzlich stehen, sah ihm erstaunt ins Gesicht und sagte:

„Aber nein . . . . . nein . . . . . so war es ja nicht. Ich habe die Sache ganz anders gehört."

„Minutte lügt!" rief Nagel mit glühenden Wangen.

„Minutte? Ich habe es durchaus nicht von Minutte

gehört. Weshalb lügen Sie über sich selbst? Ich habe es von einem Manne auf dem Markt gehört, vom Gipsgießer; er hat mir das Ganze erzählt, er hat es von Anfang bis zu Ende mitangesehen."

Pause. „Weshalb verleumden Sie sich selbst? Das begreife ich nicht", fuhr sie fort und sah ihn unverwandt an. „Ich habe die Geschichte heute gehört, und ich war so froh darüber, das heißt: ich fand, daß Sie so ungewöhnlich schön gehandelt hatten, so ungewöhnlich überlegen; es kleidete Sie so gut; und ich möchte Ihnen auch gern danken. Wenn ich diese Geschichte heute vormittag nicht gehört hätte, so würde ich kaum gewagt haben, hier jetzt mit Ihnen zu gehen; das sage ich Ihnen aufrichtig."

Pause.

Dann sagt er:

„Und jetzt bewundern Sie mich dafür?"

„Ich weiß nicht", erwiderte sie.

Pause. Lange sprach keiner von beiden. Sie wartete, blickte abwechselnd auf zu Nagel und vor sich auf den Weg.

„Hören Sie", fuhr er dann fort, „dies Ganze ist bloß eine Komödie. Sie sind ein ehrliches Geschöpf, es widerstrebt mir doch, Sie zu belügen, ich will Ihnen sagen, wie es zusammenhängt."

Und nun erklärt er ihr, frech, mit offener Stirn, wie er das Ganze berechnet habe:

„Wenn ich diesen Zusammenstoß mit dem Landrichter auf m e i n e Weise erkläre, die Sache ein bischen

verdrehe, mich sogar ein wenig verleumde, so thue ich es im Grunde — im Grunde — nur aus lauter Spekulation. Ich versuche, mir allen möglichen Vorteil aus der Affaire zu verschaffen. Sie sehen, daß ich aufrichtig gegen Sie bin? Ich halte es nämlich für selbstverständlich, daß irgend jemand Ihnen den wahren Zusammenhang doch einmal erzählt, und wenn ich mich dann im voraus schon so schlecht wie möglich gemacht habe, so werde ich doch noch dabei profitieren, einen unmäßigen Gewinst einheimsen. Ich bekomme einen Glorienschein von Größe, von Hochherzigkeit, der seinesgleichen sucht — nicht wahr? — aber das geschieht ausschließlich durch einen Betrug, so platt, so gemein, daß es Sie empört, wenn Sie davon hören. Ich finde es am richtigsten, zu diesem offenen Bekenntnis zu schreiten, weil Sie Ehrlichkeit verdienen; aber was ich damit erreiche, ist natürlich, Sie tausend Meilen von mir fortzujagen, — leider."

Sie sah ihn immer noch an; sann über diesen Mann und seine Worte, dachte nach und bildete sich ihre Ansicht. Was sollte sie glauben? Wo wollte er hinaus mit seiner Offenheit? Plötzlich bleibt sie wieder stehen, schlägt die Hände zusammen und bricht in ein lautes, helles Gelächter aus.

„Nein, Sie sind doch der frechste Mensch, von dem ich jemals gehört habe! Dinge von sich zu erzählen, wo eine Sache immer noch gröber ist als die andere; nur um sich selbst zu ruinieren! Aber damit kommen Sie nicht weit! Etwas so Verrücktes habe ich noch

nie gehört! Was bürgte Ihnen dafür, daß ich je den richtigen Zusammenhang erfahren würde? Sagen Sie mir das! Nein, halt, sagen Sie doch lieber nichts, Sie lügen ja doch wieder! Pfui! Wie häßlich von Ihnen, hahahahaha! Aber hören Sie: wenn Sie nun berechnen, daß es so und so gehen wird, und wenn Sie sich das Ganze zurechtlegen und erreichen, was Sie wünschen — weshalb ruinieren Sie dann alles wieder, indem Sie bekennen — was Sie Ihren Betrug nennen? Gestern abend thaten Sie ebenfalls etwas Derartiges; ich verstehe mich nicht auf Sie. Aber weshalb berechnen Sie denn all das übrige und berechnen doch nicht, daß Sie selbst Ihre Mogelei enthüllen?"

Er ergab sich keineswegs, sondern bedachte sich einen Augenblick und erwiderte:

„Aber ich berechne es ja; das berechne ich auch. Sie sollen es selbst einsehen; hören Sie nur: wenn ich bekenne — also bekenne — so riskiere ich eigentlich nichts dadurch, — ich riskiere nicht viel. Es ist nämlich erstens nicht sicher, daß derjenige, dem ich bekenne, nur glaubt. Ja, sehen Sie! Sie zum Beispiel glauben mir in diesem Augenblick nicht. Aber was ist die Folge davon? Ja, davon ist die Folge, daß ich doch mehr verdiene, ich verdiene enorm, mein Gewinst wächst wie eine Lawine, meine Größe wird hoch wie ein Berg! Nun, aber zweitens werde ich für jeden Fall mit Profit aus der Spekulation gehen, auch dann, wenn Sie mir glaubten. Sie schütteln

den Kopf? Nein, thun Sie das nicht; ich versichere Sie, ich habe dieses Verfahren so oft angewendet und habe stets dabei gewonnen. Denn glaubten Sie wirklich, daß mein Bekenntnis aufrichtig sei, so würden Sie Ihrerseits jedenfalls von meiner Offenheit ganz überrascht sein. Sie würden sagen: nun ja, er hat mich angeflunkert, aber er gesteht es hinterher ein, und zwar, ohne es nötig zu haben; seine Frechheit ist mystisch, er scheut absolut nichts, er versperrt mir förmlich den Weg durch seine Geständnisse! Kurz und gut: ich bringe Sie dazu, mich anzustarren, sporne Ihre Neugierde an, sich mit mir zu beschäftigen, erwecke Ihre Empörung. Vor nicht länger als einer Minute sagten Sie selbst: Nein, ich verstehe mich nicht auf Sie! Sehen Sie, das sagten Sie, weil Sie versucht hatten, mich auf den Grund zu studieren, — etwas, das mich wiederum kitzelt, ja, das gradezu süß für meinen Gaumen ist. Aber auf alle Fälle heimse ich doch meinen Profit ein, was Sie nun glauben oder nicht glauben mögen. Begreifen Sie jetzt? Das ist so einfach."

Pause.

„Und Sie wollen mir einbilden", sagte sie mit weit aufgerissenen Augen, aber noch im Begriff zu lachen, „Sie wollen mir einbilden, daß Sie all diese Schlauheit vorher geplant, alle Maßregeln getroffen haben? Nimmermehr! Nimmermehr! Hahaha, aber jetzt wird mich aus Ihrem Munde nichts mehr in Erstaunen setzen, nein, fortan bin ich auf alles gefaßt.

Doch genug davon, Sie hätten noch viel schlechter lügen können, Sie sind ganz geschickt."

Er bestand hartnäckig auf dem Seinen, behauptete, daß nach dieser Entscheidung ihrerseits seine Hochherzigkeit mindestens berghoch sein müsse, ja, ein sehr hoher Berg sogar. Und er müsse ihr sehr danken, hehehe, ja, er habe alles erreicht, was er beabsichtigt habe. Aber es sei zu liebenswürdig von ihr, wirklich allzu gutmütig .....

„Ja, ja", unterbrach sie ihn, „lassen wir die Sache auf sich beruhen."

Aber nun war er es, der stehen blieb.

„Aber ich sage Ihnen noch einmal, daß ich Sie belogen habe", sagte er und starrte sie an.

Sie sahen sich einen Augenblick an; ihr Herz begann heftiger zu schlagen, und sie wurde ein wenig bleich. Weshalb mochte ihm nur so viel daran liegen, daß sie das Schlechteste von ihm glaubte? So gern und willig, wie er sonst nachgab, — in diesem Stück war er nicht von der Stelle zu bringen. Welch eine fixe Idee! Welche Narretei! Ärgerlich rief sie aus:

„Ich weiß nicht, weshalb Sie vor mir Ihr Innerstes nach außen kehren. Nein, wissen Sie, Sie versprachen mir ja, artig zu sein und sagten: Sie sollen nur sehen, wie artig ich sein werde. Ja, eine nette Artigkeit!"

Ihre Heftigkeit war wirklich echt. Sie fing an, eine saure Miene zu seiner Beharrlichkeit zu machen, die so sicher, so unerschütterlich war, daß sie sie ins

Schwanken brachte; sie empfand es als kränkend, daß sie so unaufhörlich zwischen Glauben und Zweifel hin und her geworfen wurde. In ihrer Erregung hatte sie auch ihren Sonnenschirm zurückgenommen; jetzt schlug sie fortwährend damit gegen ihre Hand.

Er wurde ganz unglücklich. Wie ungeschickt war er doch stets in allem, was er unternahm! Wie machte er doch immer eitel Verstöße! Ja, wenn sie ihn jetzt nur entschuldigen, ihm wieder vergeben wolle; nur dieses eine Mal, oder wenn sie doch nur wenigstens nicht böse sein wollte! Ob er ihr denn nicht einen Beweis geben dürfe von dem, was er zu thun im stande sei, um sie wieder zu versöhnen? Wenn sie ihm nur eine Aufgabe stellen, ihm einen Wink geben, nur mit den Augen blinzeln möchte! Ach, er sei ja zu allem bereit ....

Schließlich mußte sie wieder lachen. Nein, es sei unmöglich gewesen, war unmöglich und würde stets unmöglich bleiben; übrigens, wenn es ihm Vergnügen mache ..... Aber kein Wort mehr über diese fixe Idee, kein Wort mehr .....

Pause.

„Wissen Sie noch", sagte er, „hier war es, wo ich Sie zum erstenmal traf. Nein, nie werde ich vergessen, wie feenhaft Sie aussahen, als Sie vor mir flüchteten. Wie eine Nymphe, eine Erscheinung .... Aber jetzt will ich Ihnen ein Märchen erzählen, das ich erlebt habe. Darf ich?"

„Ach ja, ein Märchen!" rief sie unwillkürlich. Jetzt,

war sie wieder zufrieden wie ein Kind und trieb ihn an, zu erzählen. Gut, er dürfe ihren Sonnenschirm tragen, wenn er absolut wolle; wie ihm das übrigens Vergnügen machen könne! Aber das Märchen! Weshalb er denn nicht anfange?

Ja. Es sei ja nur ein kurzes Erlebnis und bald erzählt. Er saß einmal in seinem Zimmer, in einer kleinen Stadt; nicht in Norwegen; es sei übrigens gleichgültig, wo es gewesen; also um kurz zu sein — an einem milden Herbstabend saß er in seinem Zimmer. Vor acht Jahren, 1883. Den Rücken hatte er der Thür zugewandt und las in einem Buche.

„Hatten Sie eine Lampe?“

„Ja, draußen war es stockfinster. Ich saß und las. Da geht draußen jemand, ich höre deutlich die Schritte auf der Treppe, ich höre auch, wie es klopft. Herein! Kein Mensch! Ich öffne die Thür; niemand draußen. Nicht ein menschliches Wesen draußen. Ich läute; das Dienstmädchen kommt. Ob jemand die Treppe hinauf gegangen sei? Nein, niemand. Gut, — gute Nacht! Und das Mädchen geht.

Ich setze mich wieder an mein Buch. Da fühle ich einen Hauch, ein Streifen, wie den Atemzug eines Menschen, und höre, wie es flüstert: Komm! Ich sehe mich um; niemand da. Ich lese wieder, werde ärgerlich und sage: Zum Teufel! Ich war mutterseelenallein, aber ich sagte: Zum Teufel! Da sehe ich neben mir einen kleinen, blassen Mann mit rotem Bart und trocknem, struppigem Haar, das gerade in die Höhe

steht; der Mann steht an meiner linken Seite. Er blinzelt mir mit dem einen Auge zu, ich blinzle zurück! wir hatten uns nie zuvor gesehen, aber wir blinzelten einander an. Dann schließe ich das Buch mit der rechten Hand, der Mann geht an die Thür und verschwindet; ich folgte ihm mit den Blicken und sah, wie er verschwand. Ich stehe ebenfalls auf und gehe an die Thür; da höre ich es wieder flüstern: Komm! Gut, ich ziehe einen Rock an, streife die Galoschen auf die Füße und gehe hinaus. Du solltest Dir doch eine Cigarre anzünden, denke ich, gehe noch einmal in mein Zimmer und zünde eine Cigarre an; stecke auch noch mehrere Cigarren zu mir; Gott mag wissen, weshalb ich das that; aber ich that es und ging wieder hinaus.

Es war stockfinster, und ich sah nichts, fühlte aber, daß der kleine Mann an meiner Seite ging. Ich schlug mit den Armen aus, um ihn zu fassen, und ich beschloß, stillzustehen, wenn er mir nicht besseren Bescheid gäbe; aber er war nicht zu finden. Ich versuchte auch, ihm nach verschiedenen Richtungen hin im Dunkeln zuzublinzeln, aber es half nichts. Gut! sagte ich, ich gehe nicht um Deinetwillen; ich gehe um meiner selbst willen, ich mache einen Spaziergang; bitte zu beachten, ich mache nur einen Spaziergang. Ich sprach laut, damit er es hören solle. Ich ging mehrere Stunden, war aufs Land hinausgekommen, in einen Wald; ich fühlte, wie die taufeuchten Zweige und Blätter mir ins Gesicht schlugen. Gut! sagte ich

endlich und zog die Uhr heraus; wie um nach der Zeit zu sehen; gut, jetzt gehe ich also wieder nach Hause! Aber ich ging nicht wieder nach Hause; ich war außer stande umzukehren; es trieb mich unaufhörlich vorwärts. Es ist übrigens so unvergleichlich schönes Wetter, sagte ich dann, Du kannst immerhin eine oder zwei Nächte so weitergehen, Du hast ja Zeit genug! Das sagte ich, obgleich ich müde und vom Tau durchnäßt war. Ich zündete eine frische Cigarre an; der kleine Mann war stets neben mir, ich fühlte, wie er mich anblies: Und ich ging unablässig, ging in alle möglichen Richtungen, aber niemals heimwärts nach der Stadt. Meine Füße begannen zu schmerzen; ich war bis an die Kniee naß vom Tau, und mein Angesicht schmerzte, weil die feuchten Zweige mich ununterbrochen streiften. Ich sagte: Es mag ja ein wenig wunderlich aussehen, daß ich so um diese Nachtzeit spazieren gehe; aber ich habe nun einmal die Gewohnheit, ein Brauch von Kindesbeinen an, in den größten Wäldern, die ich auffinden kann, spazieren zu gehen. Und mit zusammengebissenen Zähnen ging ich weiter. Dann schlug die Turmuhr unten in der Stadt zwölf, eins, zwei, drei, vier, bis zwölf; ich zähle die Schläge. Dieser bekannte Laut belebte mich sehr, obgleich es mich auch wieder ärgerte, daß wir noch nicht weiter fort von der Stadt waren, nachdem wir so lange umher getrabt waren. Gut also, die Turmuhr schlug, und in dem Moment, wo der zwölfte Schlag ertönte, steht der kleine Mann wieder, wie er

leibt und lebt vor mir und lacht. Ich vergesse ihn in meinem Leben nicht, so deutlich stand er da, ihm fehlten zwei Vorderzähne, und die Hände hielt er auf dem Rücken . . . ."

„Aber wie vermochten Sie, ihn im Dunkeln zu sehen?"

„Er leuchtete selbst, er leuchtete in einem seltsamen Licht, das hinter ihm zu sein, von seinem Rücken auszustrahlen und ihn durchsichtig zu machen schien; sogar seine Kleider wurden hell wie der Tag; seine Hosen waren zerrissen und sehr kurz. Alles dies sah ich eine Sekunde. Der Anblick verblüffte mich, unwillkürlich schloß ich die Augen und trat um einen halben Schritt zurück. Als ich wieder aufblickte, war der Mann fort . . . ."

„Ah . . . ."

„Ja, aber warten Sie nur! Ich war an jenen seltsamen Turm gekommen, der . . . . Also weiter: ich war an einen Turm gekommen, ich stieß gegen ihn und sah ihn immer deutlicher, ein schwarzer, achteckiger Turm ganz einfach, der dem Turm der Winde in Athen glich, wenn Sie von dem eine Zeichnung gesehen haben. Ich hatte niemals von einem Turm in diesem Walde gehört, aber genug, er war da: ich stehe an diesem Turm, ich höre wieder ein: Komm! und gehe hinein. Die Thür ließ ich hinter mir offen, und das empfand ich wie eine Beruhigung.

Drinnen im Gewölbe begegne ich wieder dem alten Manne; an der einen Wand brannte eine Lampe, und

daher konnte ich ihn gut sehen; er kam mir entgegen, als sei er die ganze Zeit da drinnen gewesen, lachte leise und blieb vor mir stehen und starrte mich an, während er lachte. Ich blickte ihm in die Augen, und mir war, als sähe ich lauter gräßliche Dinge darin, die diese Augen im Leben erblickt; er blinzelte mir wieder zu, aber ich blinzelte nicht wieder, ich wich vor ihm zurück, je nachdem er sich mir näherte. Plötzlich vernehme ich leichte Schritte hinter mir, ich wende den Kopf und sehe ein junges Weib eintreten.

Nun, ich sehe sie an und empfinde Freude dabei; sie hatte rotes Haar und schwarze Augen, aber sie war mangelhaft bekleidet und ging mit bloßen Füßen auf dem Steinboden. Ihre Arme waren nackt.

Sie mustert uns beide einen Augenblick, neigt dann das Haupt sehr tief vor mir und tritt zu dem kleinen Manne. Ohne ein Wort zu sagen, fängt sie an, seine Kleider aufzuknöpfen und an seinem Körper umherzutasten, als ob sie etwas sucht; und bald darauf zieht sie aus dem Futter seines Mantels eine brennende Leuchte, die sie sich über den Finger hängt. Die Leuchte schien so hell, daß sie die Lampe an der Mauer vollständig überstrahlte. Der Mann stand ganz still und lachte immer noch leise, während er durchsucht wurde. Gute Nacht! sagte das Mädchen und deutete nach einer Thür; der Mann, dies fürchterliche, seltsame Halbtier ging. Ich blieb allein mit einer neuen Bekannten zurück.

Sie trat zu mir, neigte sich wieder tief vor mir

und sagte, ohne zu lachen, ohne die Stimme zu erheben:

„Woher kommst Du?“

„Aus der Stadt, schönes Mädchen“, entgegnete ich, „ich komme aus der Stadt.“

„Fremdling, vergieb meinem Vater!“ sagte sie plötzlich, „und füge uns deshalb nichts Böses zu; er ist krank, er ist wahnsinnig, Du sahst seine Augen!“

„Ja, ich sah seine Augen“, erwiderte ich, „und ich spürte, daß sie Macht über mich hatten, ich folgte ihnen.“

„Wo trafst Du ihn?“

Und ich anwortete:

„Zu Hause bei mir, in meinem Zimmer; ich saß und las.“

Da schüttelte sie das Haupt und blickte zu Boden.

„Aber laß Dich das nicht betrüben, schönes Kind“, sagte ich dann, „ich habe den Weg so gern gemacht; ich habe nichts dadurch versäumt und bereue nicht, daß ich Dich getroffen habe. Sieh einmal, ich bin froh und zufrieden; jetzt lächle auch Du!“

Aber sie lächelte nicht, sie sagte:

„Zieh Deine Schuhe ab, Du darfst diese Nacht nicht von hier gehen; ich will Dein Gewand trocknen!“

Ich sah an meinen Kleidern herab, sie waren durchnäßt, meine Schuhe waren voll Wasser. Ich that, wie sie gesagt, zog die Schuhe ab und gab sie ihr; als ich aber das gethan hatte, blies sie die Lampe aus und sagte:

„Komm! und sprich nicht!“

„Wart ein wenig, Du Holde!“ sagte ich und hielt sie zurück.

„Wenn ich hier nicht schlafen soll, — weshalb lässest Du mich dann schon gleich meine Schuhe ausziehen?“

„Das darfst Du nicht erfahren“, entgegnete sie.

Und ich erfuhr es nicht.

Sie führte mich durch die Thür in einen dunklen Raum; ich vernahm ein Geräusch, als ob jemand hinter uns schnaufe; ich fühlte eine weiche Hand auf meinem Munde, und die Stimme des Mädchens sagte:

„Ich bin es, Vater; der Fremdling ist fort, — weit fort.“

Aber noch einmal vernahm ich, daß der mißgestaltete Wahnsinnige hinter uns her keuchte.

Wir gingen eine Treppe hinauf, sie hielt meine Hand, und keiner von uns sprach. Wir traten in ein anderes Gewölbe, wo man keinen Lichtstrahl sah; überall kohlschwarze Nacht.

„Still!“ flüsterte sie, „hier ist mein Bett.“

Und ich tastete nach dem Bette und fand es.

„Leg nun auch Deine übrigen Kleider ab“, flüsterte sie wieder.

Ich legte sie ab und gab sie ihr.

„Gute Nacht!“ sagte sie.

„Nein, bleib, Du Holde, Du Süße! Jetzt weiß ich, weshalb Du mich die Schuhe dort unten ablegen

hießzest; ja, ich will ganz still sein, Dein Vater hat mich nicht gehört — komm!"

Aber sie kam nicht.

„Gute Nacht!" sagte sie noch einmal und ging . . .

Pause. Dagny war flammend rot geworden, ihre Brust hob und senkte sich hastig, ihre Nasenflügel bebten. Hurtig fragte sie:

„Ging sie?"

„Ja, — leider!" antwortete Nagel.

Pause.

„Weshalb sagen Sie gerade „leider?"

„Hm! Das darfst Du nicht erfahren."

„Hahaha, und ich erfuhr es nicht! — Gut, und dann? Nein, wie seltsam das ist!"

„Ja, nun verwandelt sich meine Nacht und wird wie ein Feenmärchen, eine rosenrote Erinnerung. Stellen Sie sich eine helle, helle Nacht vor . . . . Ich war allein; das Dunkel um mich her war schwer und dick wie Samt. Ich war müde, meine Kniee zitterten, ich war auch ein bischen verwirrt. Der Schurke von einem Wahnsinnigen, der mich stundenlang im Kreise im feuchten Grase umhergeführt hatte, mich wie ein Stück Vieh geleitet hatte, nur mit seinem Blick und seinem Komm! Komm! Das nächste Mal reiße ich ihm die Leuchte fort und zerschmettere ihm das Maul damit! Ich war furchtbar erbittert, zündete mir in der Wut eine Cigarre an und ging schlafen. Ich lag eine kurze Weile und sah auf die Glut meiner Cigarre; dann höre ich, wie

unten die Pforte zugeschlagen wird — und alles ist still.

Zehn Minuten vergingen. Bemerken Sie wohl: ich liege vollständig wach auf meinem Bette und rauche meine Cigarre. Mit einem Mal zieht ein Brausen durch das Gewölbe, als ob überall in der Decke Ventile geöffnet würden. Ich stütze mich auf den Ellbogen und lasse meine Cigarre ausgehen, starre im Dunkeln umher und kann nichts entdecken. Ich lege mich wieder nieder und lausche, und mir ist, als hörte ich ferne Laute, ein wundersames, tausendstimmiges Spiel, irgendwo draußen, vielleicht droben tief unter dem Himmel, aber tausendstimmig und leise. Dies Spiel erklingt ununterbrochen und kommt näher und näher, und zuletzt wogt es über mir, über dem Turmdache. Ich stütze mich wieder auf den Ellbogen. Jetzt erlebe ich etwas, das mich noch heutigen Tages berauscht mit einem seltsamen, ja, übernatürlichen Genußempfinden, wenn ich daran denke: Ein Strom winziger, kleiner, blendender Wesen ergießt sich plötzlich zu mir herab; sie sind ganz weiß; Engel, Myriaden von kleinen Engeln, die sich wie eine schräge Lichtmauer von oben herabsenken. Sie erfüllen das Gewölbe, ihrer sind vielleicht eine Million, sie wogen vom Boden bis zur Decke, und sie singen, sie singen, und sind ganz nackt und weiß. Mein Herz wird still; überall sind Engel, ich lausche auf ihren Sang, sie streifen meine Augenlider und setzen sich in mein Haar, und das

ganze Gewölbe ist erfüllt von dem Duft, der ihrem Munde entströmt.

Ich liege auf den Ellbogen gestützt und strecke meine Hand nach ihnen aus, und einige von ihnen setzen sich darauf; auf meiner Hand nehmen sie sich aus wie ein zitterndes Siebengestirn. Aber ich beuge mich vorüber und blicke ihnen in die Augen, und ich sehe, daß diese Augen blind sind. Ich lasse die sieben Blinden los und fange sieben andere ein, und auch diese sind blind. Ach, alle waren sie blind — der ganze Turm war voll blinder Engel, die sangen.

Ich rührte mich nicht; mir verging fast der Atem, als ich dies sah, und um dieser blinden Augen willen zog ein schmerzlicher Wehklang durch meine Seele.

Eine Minute verging. Ich liege und lausche und höre irgendwo aus weiter Ferne einen schweren, groben Schlag, ich höre ihn so grausam deutlich, er hallte noch lange wieder: es war abermals die Turmuhr der Stadt, welche schlug; es schlug ein Uhr.

Und mit einem Mal verstummte der Engelsgesang. Ich sah, wie sie sich wieder ordneten und fortflogen, sie wimmelten zum Dache empor, drängten sich, um fortzukommen, standen fest wie eine Mauer aus eitel Licht, und alle sahen sie nach mir hin, als sie entschwebten. Der Letzte wandte sich um und sah mich noch einmal mit seinen blinden Augen an, bevor er verschwand.

Das ist meine letzte Erinnerung, — dieser eine Engel, der sich umwandte und nach mir hinsah.

Dann wurde alles dunkel. Ich fiel auf die Kissen zurück und entschlummerte . . . .

Als ich erwachte, war es heller Tag. Ich war noch immer allein im Gewölbe. Meine Kleider lagen vor mir auf dem Fußboden; ich fühlte sie an, sie waren noch ein wenig feucht, aber ich legte sie trotzdem an. Da öffnet sich die Thür, und das Mädchen vom vorigen Abend zeigte sich wieder.

Sie tritt dicht an mich heran, und ich sage:

„Du bist so bleich, Du Schöne, wo warst Du diese Nacht?"

„Dort oben", sagt sie und deutet hinauf nach dem Turmdach.

„Hast Du denn nicht geschlafen?"

„Nein, ich habe nicht geschlafen, ich habe gewacht."

„Aber hörtest Du keine Musik diese Nacht?" fragte ich. „Ich habe eine unbeschreibliche Musik gehört."

Und sie anwortete:

„Ja, ich war's, die spielte und sang."

„Du warst es? Sag mir, Kind, ob Du es warst?"

„Ja, ich war's", sagte sie. Dann reichte sie mir die Hand und sagte: „Aber jetzt komm, ich führe Dich auf den Weg."

Und wir gingen aus dem Turm und Hand in Hand hinaus in den Wald. Die Sonne schien auf ihr goldenes Haar, und ihre schwarzen Augen waren herrlich. Ich nahm sie in meine Arme und küßte ihre Stirn dreimal; dann fiel ich vor ihr aufs Knie. Mit bebenden Händen löste sie ein schwarzes Band

von sich und knotete es um mein Handgelenk; aber indem sie es that, weinte sie und war bewegt. Ich fragte:

„Weshalb weinest Du? Verlaß mich, wenn ich Dir Böses zugefügt habe!“

Aber sie sagte nur:

„Kannst Du die Stadt sehen?“

„Nein“, antwortete ich, „ich kann die Stadt nicht sehen. Siehst Du sie?“

„Steh auf und laß uns weiter gehen.“

Und wir gingen weiter, denselben Pfad, einen Hügel hinunter, einen Hügel hinan; ich blieb wieder stehen und zog sie an meine Brust und sagte:

„Wie machst Du, daß ich Dich lieben muß! Wie erfüllst Du mich mit Glück!“

Und sie erbebte in meinen Armen, aber trotzdem sagte sie:

„Jetzt muß ich umkehren. Du kannst die Stadt wohl sehen?“

„Ja“, erwiderte ich; „auch Du siehst sie wohl?“

„Nein“, sagte sie.

„Weshalb nicht?“ fragte ich.

Sie trat von mir zurück und sah mich an mit großen Augen, und bevor sie ging, neigte sie sich tief vor mir zum Abschied. Als sie ein paar Schritte von mir fort war, wandte sie sich noch einmal um und sah mich an.

Aber da gewahrte ich, daß auch ihre Augen blind waren . . . .

Jetzt vergeht ein Zeitraum von zwölf Stunden, von dem ich nicht Rechenschaft ablegen kann, und der mir entschwunden ist. Ich weiß nicht, was daraus geworden ist; ich habe mich vor den Kopf geschlagen und gesagt: Es giebt zwölf Stunden; sie müssen irgendwo hier drinnen sitzen; sie haben sich nur versteckt, und ich muß sie finden. Aber ich habe sie nicht gefunden ....

Es ist wiederum Abend, ein dunkler, milder Herbstabend. Ich sitze in meinem Zimmer und halte ein Buch in der Hand. Ich blicke an meinen Beinen hinunter; sie sind noch ein wenig naß; ich sehe auf mein Handgelenk, ein Stück schwarzen Bandes ist darum gebunden. Es hat alles seine Richtigkeit.

Ich läute dem Mädchen und frage, ob ein Turm in der Nähe sei, irgendwo im Walde, ein schwarzer, achteckiger Turm? — Das Mädchen nickt bejahend: Es sei ein Turm da. — Und wohnen dort auch Menschen? — Ja, ein Mann, aber er ist krank, er ist besessen; man nennt ihn den Irrwisch. Und der Irrwisch hat eine Tochter, und sie wohnt auch im Turm; sonst wohnt da niemand. — Schon gut, gute Nacht!

Dann gehe ich zu Bett.

Und früh am nächsten Morgen begebe ich mich hinaus in den Wald; ich wandle denselben Pfad und sehe dieselben Bäume, und finde auch den Turm. Ich nähere mich der Pforte und habe einen Anblick, der mein Herz stillstehen macht: Auf der Erde liegt

das blinde Mädchen, zerschmettert durch einen Fall, tot, ganz zerrissen. Sie liegt da mit offenem Munde, und die Sonne scheint auf ihr rotes Haar. Und oben am Dachfirst des Turmes flattert noch ein Fetzen ihres Gewandes, der hängen geblieben ist; aber unten auf dem Kieswege geht der kleine Mann und starrt die Leiche an. Seine Brust krampft sich zusammen, und er heult laut; aber er weiß nichts anderes zu thun, als die Leiche fortwährend zu umkreisen und sie anzustarren und zu heulen. Als sein Blick auf mich fiel, erbebte ich vor seinem grauenhaften Blick und entsetzt floh ich nach der Stadt. Ich sah ihn nie wieder . . . .

Fräulein, das war mein Märchen.

Nagel schwieg.

Es folgte ein langes Schweigen. Dagny ging ganz langsam und blickte vor sich auf den Weg. Endlich sagte sie:

„Gott, welch ein wunderliches Märchen!"

Wieder entstand ein Schweigen, Nagel versuchte ein paarmal, es durch die Bemerkung über den tiefen Frieden im Walde zu unterbrechen, aber Dagny antwortete nicht. Schließlich lachte er laut auf und sagte leichthin:

„Das ist ja acht Jahre her", sagte er, „ich habe es ja nicht heute erlebt. Spüren Sie, wie der Wald gerade hier duftet? Beste, setzen wir uns ein wenig!"

Sie setzte sich; immer noch still, gedankenvoll, und er setzte sich vor sie.

„Denken Sie noch an das Märchen?“ fragte er.

„Ja.“

Wieder sagte er so leichthin, es sei doch schon zu alt, um sich noch damit zu beschäftigen. Und außerdem sei es doch auch gar nicht so unheimlich, nicht wahr? Nein, dann müsse sie die Leute in den Tropen Märchen erzählen hören! Er habe es oft gehört, und ihm sei vor Grauen eiskalt dabei geworden.

„Nein, ich fand Ihre Geschichte nicht so unheimlich“, sagte sie, „nur wunderlich, seltsam. Ja, ich danke Ihnen dafür.“

In seiner Freude darüber, daß sie wieder gesprächiger wurde, begann er von neuem sich darüber zu verbreiten, was die Leute in den Tropen zu erzählen im stande seien. Kommen Sie nur nach Ceylon, dem alten Tauriaparni; kommen Sie in die Berge und Wälder bei Mehaville und hören Sie dort Märchen; die benehmen einem förmlich den Atem! Dort stieß man auf eins der ältesten Völker der Welt, die Urmenschen Ceylons. Sie lebten das elendeste Leben, waren von den Singhalesen und dem europäischen Pack in die Wälder gejagt; aber erzählen konnten die! Geschichten von den Diamantenhöhlen, von den Bergprinzen, von verführerischen Meerschönheiten, von Geistern der Luft und der Erde, von Perlenpalästen u. s. w. Dies Volk sei ein Volk mit einem Schicksal, mit wundersamen Traditionen, jedes Individuum fühlte sich als ein Nachkomme dieser größten Märchenkönige. Sie

standen in Lumpen da und zwangen den Fremden, das Auge vor ihnen zu Boden zu schlagen, wenn sie sprachen. Mit Vorliebe beschrieben sie das Mystische, das Große und Seltsame und Wunderbare; überhaupt gab es nicht ihresgleichen, um kolossale Irrungen auszubrüten, Fieberausgeburten eines sich aufbäumenden Hirns. Ihr Leben war von Anfang an in einer Märchenwelt hingelebt, und sie sprachen ebenso leicht von den wilden Feenpalästen hinter den Bergen, wie von dem stummen Gewaltigen in den Wolken, der großen Macht, die dort oben im Raum arbeitet und Sterne kaut. Aber das alles kam daher, weil diese Menschen unter einer andern Sonne lebten und Früchte aßen anstatt Hafergrütze!

Dagny lachte und widersprach ihm. Ob Hafergrütze etwa nicht gut sei? Hatten wir selbst denn nicht auch die schönsten Märchen? Asbjörnsen, zum Beispiel?

Er kam in Eifer: natürlich, natürlich sei Hafer eine ausgezeichnete Kost hierzulande, wo es keine Sonne gab; wer vermöchte wohl, etwas anderes zu behaupten? Aber die Sonne? Ob sie einen Begriff habe von einer Sonne, die ziemlich unmäßig brennen konnte, eine Sonne, die vor Licht schäumte und wogte? Und die Hochgebirgsmärchen, ja, die Nixenmärchen, diese plumpen Ausgeburten einer Fantasie in Lederhosen, die ausgebrütet worden in dunklen Winternächten, in Stockhütten, wo die Thranlampe von der Decke herabhing. Ob sie je Tausend und eine Nacht

gelesen habe? Na, aber diese Märchen aus dem Gudbrandsthal, diese traurige bäurische Poesie, diese Fantasie zu Fuß, — ja, die gehörte uns, das sei unser Geist; wir haben nicht vermocht, es besser auszusinnen, wir haben uns ein bischen Staat von anderen geborgt, hier und da ein bischen gestohlen. Wie beliebt? Na ja, die Märchen aus Nordland, war es nicht ebenso mit denen? Erzeugten sie nicht dieselbe Stimmung in einem, wie wenn man einen Fischer vom Fährkahn herauf stampfen hörte, die Thranstiefel voll Seewasser? Mehr haben wir nicht vermocht aus der mystischen, rohen Schönheit des Meeres zu machen. Für den Orientalen wäre solch eine Nordlandsyacht ein Fabelschiff, ein Fahrzeug der Geister. Ob sie solch eine Yacht schon gesehen habe? Nicht? Sie sieht aus, als ob sie ein Geschlecht habe, als sei sie ein großes, weibliches Tier. Der Schnabel ragt in die Luft wie ein Horn, das die vier Winde herabrufen konnte. Aber um das zu sehen, bedarf es einigen Lichts, und um es zu erzählen bedarf es eines Hirns, das geil ist vor Wahnsinn. Nein, die Sache sei die: die Sonne scheine hier nicht; die norwegische Sonne sei ein Mond, eine Laterne, die den Norweger gerade nur in stand setzte, schwarz von weiß zu unterscheiden. Apropos: dies solle um Gottes willen kein Vorwurf sein; in aller Bescheidenheit sei es nur die Ansicht eines Agronomen über ein geographisches Phänomen.

„Ich verstehe nicht, wie es sich eigentlich mit Ihnen verhält“, sagte sie, „und ich muß wirklich

lachen, wenn ich darüber nachdenke. Es scheint Ihnen ganz gleichgültig zu sein, welche Frage aufgeworfen wird, Sie sind doch in allem und jedem aller Gegner. Ob es nun Gladstone ist, ob es Gichtketten oder Märchen sind, überall sind Sie der lebendige Gegensatz zu allem, was andere Leute meinen. Nun, dies ist aber wirklich so unterhaltend, daß ich Sie bitte, fahren Sie fort, fahren Sie fort, sagen Sie mehr! Ich möchte es so gern! Welches ist zum Beispiel Ihre Ansicht über die Landesverteidigung?"

Er wurde blutrot im Gesicht und senkte den Kopf. Wie konnte dieses Weib mit so blauen Augen ihn auf solche Weise zum Narren halten? Sonst meinetwegen gern, aber in einer so schönen Nacht, in so tiefem Frieden! Er sagte nun ganz verwirrt:

„Landesverteidigung? Landesverteidigung? Was meinen Sie damit?"

„Ich versichere Sie, es fiel mir gerade ein", sagte sie hastig und wurde ebenfalls rot, „Sie müssen es nicht übel nehmen. Die Sache ist nämlich: wir wollen einen Bazar arrangieren, eine Abendunterhaltung zum Besten der Landesverteidigung. Das fuhr mir in dem Augenblick nur so durch den Kopf."

Pause. Plötzlich sieht er zu ihr auf, und seine Augen strahlen.

„Ich bin heute abend glücklich, will ich Ihnen sagen, und daher habe ich vielleicht zu viel geschwatzt; aber Sie verzeihen, nicht wahr? Finden Sie nicht auf jeden Fall, daß das Erlebnis, das ich Ihnen

mitgeteilt habe, wenig schön war? Ein anderes Mal hätte ich es vielleicht etwas besser gemacht, vielleicht ein wenig besser, ich weiß es nicht; aber heute abend war ich entschieden zu vergnügt, um ganz auf der Höhe zu sein. Ich freue mich über alles, über jedes; vor allen Dingen aber darüber, daß ich das Glück habe, mit Ihnen zusammen zu sein; ja, ich bin Ihnen so innig, so innig dankbar, das können Sie glauben; aber dann bin ich auch so fröhlich, weil mir ist, als sei dies die schönste Nacht, die ich je erlebt habe. Ich begreife es nicht. Mir ist, als sei ich ein Teil dieses Waldes oder dieser Wiese, der Zweig einer Fichte, oder ein Stein, meinetwegen auch ein Stein, aber ein Stein, der durchdrungen ist von all diesem zarten Duft und Frieden, der uns umgiebt. Sehen Sie dort, ach, sehen Sie doch! Jetzt tagt es. Sehen Sie den Silberstreifen. Ist das nicht herrlich?"

Beide sahen nach dem weißen Streifen hin; dann ließ sie ihre Blicke wieder auf ihm weilen und sagte:

„Ja, wenn Sie glauben, daß auch ich Ihnen heute abend nicht dankbar bin, so irren Sie."

Und dies sagte sie, ohne eigentlich dazu gezwungen zu sein, aus freiem Willen, unmittelbar, wie wenn es ihr eine Freude sei, es zu sagen. Nagel blickte ihr aufmerksam ins Gesicht und rief aus:

„Sie? Wirklich? Wie glücklich machen Sie mich! Ja, diese Nacht werde ich nimmer vergessen! Soll ich Ihnen ein kleines Kunststück zeigen, das ich kann, mit

einem Strohhalm und einem Zweig, wobei der Strohhalm stärker wird als der Zweig? Ich möchte so gern alles thun, was Ihnen möglicherweise gefallen könnte, nur aus Dankbarkeit, um Ihnen meine Ergebenheit zu beweisen. Aber lassen Sie uns lieber plaudern, das ist besser. Ah, heute ist Johannisnacht! Liebste, ist es nicht berauschend schön? Sehen Sie dort, lassen Sie mich nur auf die kleinste Sache deuten, die Eindruck auf mich macht; der einzelne Wacholderbusch da drüben; sehen Sie, wie er sich förmlich zu uns beugt und so gut aussieht. Und von Fichte zu Fichte spannt die Spinne ihre Weben; sie gleichen seltener, chinesischer Arbeit, gleichen Sonnen, aus Wasser gesponnen. Ihnen ist doch nicht kalt? Ich bin sicher, daß jetzt warme, lächelnde Elfenmädchen um uns her tanzen; aber ich will trotzdem ein Feuer anzünden, wenn Sie's friert; soll ich nicht? . . . . Hören Sie, es fällt mir gerade ein: wurde hier in der Nähe nicht Karlsen gefunden?"

Mit einem Ausdruck des Unwillens in ihrem schönen Gesicht, fuhr sie auf und sagte:

„Uf, nein, sprechen wir nicht von ihm! Lassen wir ihn, ich bitte Sie! Hat man dergleichen schon gehört!"

Wieder bat er um Entschuldigung und wollte einlenken:

„Man sagt nur, daß er Sie so lieb gehabt hat, — und das kann ich ihm nicht verdenken . . . ."

„Mich lieb? Ja, vielleicht ein bischen, es ist wohl

möglich. Sagt man nicht auch, daß er sich um meinetwillen getötet hat, mit meinem Federmesser? Nein, jetzt müssen wir gehen!"

Sie stand auf. Sie hatte mit einen Anflug von Traurigkeit gesprochen, ohne Verlegenheit und ohne Verstellung. Er war äußerst erstaunt. Sie wußte, daß sie einen ihrer Anbeter in den Tod getrieben hatte, und machte weiter kein Aufhebens davon, spottete nicht darüber, nützte es aber auch nicht zu ihrem Vorteil aus, sprach nur davon als von einer traurigen Begebenheit und brach dann ab. Wie rein und schön war sie doch, als sie da so ging! Das lange, helle Nackenhaar fiel über den Kleiderkragen, und ihre Wangen hatten eine warme, frische Farbe, auf der ein Hauch wie vom Tau der Nacht lag. Wenn sie ging, wiegte sie sich ganz leicht in den hohen Hüften.

Sie waren aus dem Walde gekommen, eine helle Lichtung lag vor ihnen, ein Hund bellte, und gleich darauf sagte Nagel:

„Da ist der Pfarrhof schon. Wie wohnlich er aussieht, diese großen, weißen Gebäude mit dem Garten und der Hundehütte und der Flaggenstange mitten im dichtesten Walde. Glauben Sie nicht, Fräulein, daß Sie sich doch hierher zurück sehnen werden, wenn Sie einmal fortreisen werden, ich meine, wenn Sie sich verheiraten? Nun, es kommt ja auch darauf an, wo Sie wohnen werden."

„Daran habe ich noch nicht gedacht", sagte sie und fügte dann hinzu: „Kommt Zeit, kommt Rat!"

„Kommt Zeit, kommt Freud!“ sagte er.

Sie antwortete abwehrend, ein wenig ungeduldig:

„Nein, jetzt sind Sie wohl nicht mehr fröhlich. Wie spät ist es?“

„Wohl gegen zwei.“

„Hören Sie mal“, sagte sie, „Sie dürfen sich nicht darüber wundern, daß ich so spät in der Nacht umherwandere. Wir pflegen das hier zu thun; wir sind hier nämlich lauter Bauern, nur Naturkinder. Der Adjunkt und ich sind hier oft bis zum hellen Morgen so umhergegangen.“

„Aber wer hat dann das Gespräch geführt? Mir kam es vor, als sei der Adjunkt kein Mann, der viele Worte macht.“

„Nein, ich habe auch immer am meisten gesprochen; das heißt: ich habe gefragt, und er hat geantwortet. Sie wissen wohl, man kann ja so viel zu fragen haben. Na, das gehört nicht hierher. Was thun Sie jetzt, wenn Sie nach Hause kommen?“

„Wenn ich jetzt nach Hause komme? Ich lege mich hin und schlafe bis — ja, bis gegen Mittag, schlafe wie ein Stein, wie tot, ohne zu erwachen, ohne zu träumen. Was thun Sie?“

„Aber denken Sie nicht? Liegen Sie nicht lange wach und denken an allerhand? Können Sie denn gleich einschlafen?“

„Augenblicklich. Sie nicht?“

„Hören Sie, da singt schon ein Vogel. Nein, es muß schon später sein, als Sie sagen; lassen Sie mich

Ihre Uhr sehen. Aber, großer Gott, es ist ja schon drei, beinahe vier! Weshalb sagten Sie denn, daß es erst zwei sei?"

„Verzeihen Sie!" sagte er.

Sie sah ihn an, übrigens nicht ärgerlich, und sagte dann:

„Sie hätten mich nicht zu belügen brauchen, ich wäre trotzdem so lange draußen geblieben; ich sage genau, wie es ist. Ich hoffe, Sie legen nicht mehr hinein, als Sie dürfen. Ich habe nicht viel Vergnügen, und ich greife mit beiden Händen nach dem Wenigen, das sich bietet. So bin ich gewohnt gewesen zu leben, seitdem wir hierherkamen, ich glaube auch nicht, daß jemand Ärgernis daran genommen hat. Übrigens weiß ich es nicht, und es kann mir auch gleichgültig sein; Papa sagt jedenfalls nichts darüber, und er ist's, nach dem ich mich richte. Kommen Sie, wir gehen noch ein Stück."

Sie gingen am Pfarrhof vorüber, in den Wald an der andern Seite. Die Vögel sangen; der weiße Tagesstreif im Osten wurde breiter und breiter. Das Gespräch wurde weniger lebhaft und drehte sich um gleichgültige Dinge.

„In Ihrem Hause wird wohl viel gelesen?" sagte er.

Sie antwortete:

„Woher wissen Sie das?"

„Ich habe es gehört; ich weiß auch, daß Ihr Vater Bücher von Turgénjew und Garborg hat, und das ist ein gutes Zeichen."

„Ja, Turgénjew, ist er nicht wunderbar? Also Minutte hat schon wieder geschwatzt; von einem andern können Sie es nicht gehört haben. Ja, wir lesen viel, Papa liest immer, er hat so viele Bücher. Wie denken Sie über Tolstoi?“

„Gut, natürlich. Tolstoi ist ein großer und merkwürdiger Mann.“

Aber jetzt lachte sie, so daß es durch den Wald schallte, und unterbrach ihn:

„Nein, jetzt sagen Sie wieder etwas, was Sie nicht meinen; ich sehe es Ihnen an. Sie mögen Tolstoi durchaus nicht.“

„Hm! Das heißt .... Nein, kommen wir nicht wieder auf Streitfragen, sonst werde ich langweiliger denn je. Ich habe ja nicht das Glück, mit allen Leuten einig zu sein, und ich möchte Sie nicht gern meiner überdrüssig machen. Was halten Sie selbst von Tolstoi?“

„Jetzt sind Sie nicht mehr fröhlich, jetzt sind Sie also nicht mehr fröhlich. Ja, ja, nun kehren wir um. Still, Bisk, ich komme schon!“ rief sie dem Hunde zu, der an seiner Kette riß und zerrte.

„Ehrlich gestanden“, erwiderte er, „wenn ich Ihnen sagen wollte, wie froh ich bin, und weshalb ich so froh bin, würden Sie mir wieder davon laufen, und das darf nicht geschehen. Gestatten Sie, daß ich es für mich behalte ....“

Und wieder unterbrach sie ihn:

„Nun ja, natürlich .... Ja, ja, es war ein

angenehmer Abend; aber jetzt sind Sie auch tüchtig müde? Also Dank für die Begleitung! Aber es ist ja wahr, meinen Sonnenschirm dürfen Sie nicht mitnehmen. Es wäre eine nette Geschichte, wenn Sie das thäten, hahaha!"

Sie war schon an der Thür, als sie sich noch einmal umdrehte und sagte:

Auch aus einem andern Grunde ist es gut, daß ich Sie heute abend getroffen habe; nun habe ich meinem Verlobten doch etwas zu erzählen, wenn ich ihm schreibe. Ich werde ihm sagen, Sie seien solch ein Mensch, der mit allen über alles uneinig ist; dann wird er sich gräßlich wundern; mir ist, als sehe ich ihn schon über dem Briefe grübeln und ihn nicht begreifen. Er ist nämlich so herzlich gut; Gott, wie gut er ist! Er widerspricht keinem. Ja, Sie können mir's glauben, er ist prächtig. Schade, daß Sie ihn nicht treffen werden, solange Sie hier sind. Gute Nacht!"

Und Nagel erwiderte gute Nacht, gute Nacht, und blickte ihr nach, bis sie im Hause verschwunden war.

Das war alles, wovon sie die ganze Nacht sprachen. Nagel nahm seine Mütze ab und trug sie in der Hand durch den Wald. Er war außerordentlich nachdenklich; mehreremal blieb er stehen und blickte vom Wege auf, starrte einen Augenblick gerade vor sich hin und ging dann mit kurzen, langsamen Schritten weiter. Mit lächelnder, froher

Miene. Welch eine Stimme, welch eine Simme sie hatte! Hatte man schon etwas Ähnliches gehört! Eine Stimme, in der Gesang erzitterte! Wie hatte sie ihn bezaubert; dies süße, lichte Geschöpf!

IX.

Tags darauf um die Mittagszeit.

Nagel war gerade aufgestanden und ohne zu essen ausgegangen. Er war schon weit unten in der Stadt; das strahlende Wetter und das muntre Leben auf der Landungsbrücke hatte ihn angezogen. Mit einem Mal wandte er sich an einen Mann und fragte ihn nach dem Bureau des Landrichters; der Mann gab ihm Bescheid, und Nagel begab sich direkt hin.

Er klopfte und trat ein, ging an ein paar Herren vorüber, die saßen und schrieben, und hin zum Landrichter Reinert, den er um ein Gespräch unter vier Augen ersuchte, — es würde nicht lange dauern. Der Landrichter erhob sich ein wenig unwillig und ging mit ihm in ein Seitenzimmer.

Hier sagte Nagel:

„Ich bitte Sie zu entschuldigen, daß ich noch einmal auf diese Sache zurückkomme; aber es handelt sich um die Geschichte mit Minütte, wie Sie wissen. Ich leiste Ihnen hiermit Abbitte."

„Ich betrachte diese Angelegenheit als erledigt“, erwiderte der Landrichter. „Am Johannisabend machten Sie mir eine Art Entschuldigung in Gegenwart einer ganzen Gesellschaft; diese Genugthuung genügt mir, ich verlange nichts weiter.“

„Sehen Sie, das ist außerordentlich hübsch“, sagte Nagel, „wirklich hübsch, und um der Deutlichkeit willen wiederhole ich noch ein drittes Mal, daß es hübsch von Ihnen ist. Hehe!“ Aber i ch bin nicht recht zufrieden mit dieser Ordnung der Sache, Herr Landrichter. Das heißt, ich bin zufrieden, soweit sie mich betrifft, aber nicht in Bezug auf Minutte. Ich wünschte, Sie sähen ein, daß auch Minutte seine Genugthuung haben muß, und daß Sie der Mann sind, der ihm dazu verhelfen muß.“

„Sie meinen, ich sollte hingehen und den Dummkopf um Entschuldigung bitten wegen der paar Narrenstreiche; — ist das Ihre Meinung? Hören Sie mal, wäre es nicht am besten, Sie bekümmerten sich um Ihre eigenen Angelegenheiten und nicht . . . .“

„Ja, ja, ja, ja, das ist gut gesagt! Aber um auf die Sache zurückzukommen: Sie haben Minuttes Rock zerrissen und ihm einen andern dafür versprochen. Wissen Sie das noch?“

„Nun will ich Ihnen was sagen: Sie stehen in einem öffentlichen Bureau und schwatzen von einer Privatsache, die Sie nicht einmal angeht. Hier bin i ch zu Hause. Sie brauchen nicht durch das Bureau zurückzugehen; die Straße finden Sie auch durch d i e Thür.“

Damit öffnete der Landrichter die kleine Thür.

Nagel lachte und sagte:

„So, — so —, Sie jagen mir keine Angst ein! Nein, im Ernst gesprochen, Sie müssen augenblicklich den Rock abschicken, den Sie Minutte versprochen haben. Er braucht ihn, wissen Sie, und er hat Ihnen aufs Wort geglaubt.“

Der Landrichter riß die Thür weit auf, und sagte:

„Haben Sie die Güte!“

„Minutte ging doch davon aus, daß Sie ein ehrlicher Mensch seien“, fuhr Nagel fort, „und Sie sollten ihn nicht so ganz gemein betrügen.“

Jetzt aber öffnete der Landrichter die Thür zum Bureau und rief die beiden Herren. Darauf lüftete Nagel die Mütze und ging sofort. Er sagte kein Wort mehr.

Wie unglücklich diese Sache abgelaufen war! Es wäre weit besser gewesen, wenn er keinen Besuch gemacht hätte. Nagel ging nach Hause, aß Frühstück, las die Zeitung und spielte mit dem Hund Jakobsen.

Am Nachmittag sah er von seinem Zimmer aus, wie Minutte einen Sack über den schweren, steinigen Weg vom Quai herauftrug. Es war ein Kohlensack. Er ging äußerst gebeugt und konnte nicht vor sich sehen, weil seine Bürde ihn fast zu Boden drückte. Er war so schlecht auf den Beinen und ging so schief, daß seine Hosen am innern Rande ganz zerfetzt waren. Nagel ging ihm entgegen und traf ihn unten am Posthause, wo er den Sack einen Augenblick abgesetzt hatte

Sie begrüßten einander gleichmäßig tief. Als Minutte sich aufrichtete, sank seine linke Schulter tief herab. Nagel packt ihn plötzlich an dieser Schulter, und ohne weitere Einleitung, ohne ihn loszulassen, sagt er sehr erregt:

„Haben Sie etwas über das Geld ausgeplaudert, das ich Ihnen gegeben habe; irgend jemand davon gesagt? Wie?"

Minutte entgegnete verblüfft:

„Nein, das habe ich nicht gethan."

„Lassen Sie sich nur sagen", fährt Nagel bleich vor Erregung fort, „daß, wenn Sie jemals von den paar Schillingen schwatzen, so schlage ich Sie tot — tot! Bei Gott im Himmel! Verstehen Sie mich? Und auch Ihren Onkel lassen Sie dicht halten."

Minutte stand mit offenem Munde da und stammelte dann und wann ein Wort: er würde nichts sagen, nicht ein Wort, er wolle es versprechen, — dies sei ein Gelübde . . . ."

Wie wenn er seine Erregung entschuldigen wollte, fügte Nagel sofort hinzu:

„Dies ist ein Loch von einer Stadt, ja, ein Nest, ein Stall! Man starrt mich an, wo ich gehe, ich kann mich nicht rühren. Aber ich wünsche diese Spionage nicht überall, ich kümmere mich den Teufel um die Menschen. Jetzt habe ich Sie gewarnt. Ich will Ihnen was sagen: ich habe allen Grund zu glauben, daß zum Beispiel dies Fräulein Kielland allzu klug ist und Sie dazu bringt, alles zu erzählen; aber ich dulde

diese Neugierde nicht, keine Spur! Ich war gestern abend übrigens mit ihr zusammen. Sie ist eine große Kokette. Na, aber das gehört nicht hierher. Ich bitte Sie nur noch einmal, über die Kleinigkeit zu schweigen, die zwischen uns spielt. Und wenn Ihr Onkel etwas sagt, so mache ich ihm den Mund zu, Gott strafe mich; gehen Sie jetzt gleich nach Hause und sagen Sie ihm das. Haben Sie mich auch richtig verstanden?"

„Ja, ganz richtig."

„Es ist übrigens gut, daß ich Sie jetzt treffe", fuhr Nagel fort, „ich will noch über etwas anderes mit Ihnen sprechen: Vorgestern abend saßen wir doch zusammen auf einem Grabstein oben auf dem Friedhof."

„Ja."

„Ich schrieb einen Vers auf den Stein, ich gebe zu, einen schlechten und unpassenden Vers, aber das thut nichts zur Sache; ich schrieb also den Vers. Als ich fortging, stand der Vers noch dort, und als ich ein paar Minuten später wieder hinging, war er ausgelöscht — war das Ihr Werk?"

Minutte blickt zu Boden und bejaht.

Pause. Aber stotternd, ängstlich, weil er bei dieser Dreistigkeit ertappt worden, die er auf eigene Hand begangen hatte, will Minutte sich erklären:

„Ich wollte gern verhindern . . . Sie haben Mina Meck nicht gekannt, daran liegt es nur, sonst würden Sie es nicht gethan, nicht geschrieben haben. Ich sagte mir auch sofort: er ist entschuldigt, er ist hier fremd in der Stadt, und ich, der ich hier zu Hause bin,

kann es leicht wieder gut machen, sollte ich es da nicht thun? Ich löschte den Vers aus. Niemand hatte ihn gelesen."

„Woher wissen Sie, daß niemand ihn gelesen hatte?"

„Nicht eine Seele hat ihn gelesen! Als ich Sie und Doktor Stenersen an die Pforte geleitet hatte, kehrte ich gleich wieder um und löschte ihn aus. Ich war nur ein paar Minuten fort gewesen."

Nagel sah ihn an, nahm seine Hand und drückte sie, ohne ein Wort zu sagen. Sie sahen einander an; Nagels Mund zitterte unmerklich.

„Leben Sie wohl", sagte er. „Richtig: haben Sie den Rock bekommen?"

„Hm. Aber ich bekomme ihn gewiß bis zu dem Tag, wo ich ihn brauche. In drei Wochen soll ...."

Im selben Augenblick geht die weißhaarige Eierfrau vorüber; Martha Gude; den Korb trägt sie unter der Schürze, und die schwarzen Augen schlägt sie zu Boden. Minutte grüßte, Nagel grüßte ebenfalls; sie erwiderte den Gruß kaum, ging nun schnell vorbei, eilte nach dem Markt, wo sie ihre zwei, drei Eier ablieferte und dann mit ihren paar Schillingen weiter eilte. Sie hatte ein grünes, dünnes Kleid an. Nagel ließ dies grüne Kleid nicht aus den Augen. Er sagte:

„Was soll in drei Wochen stattfinden?"

„Ein Bazar", erwiderte Minutte, „eine große Abendunterhaltung; haben Sie noch nicht davon gehört? Ich soll mit in den lebenden Bildern stehen; Fräulein Dagny hat es schon bestimmt."

„So?“ sagte Nagel nachdenklich. „Ja, ja“, fuhr er dann fort, „Sie bekommen den Rock mit allernächstem, einen neuen Rock sogar, anstatt des alten, den er Ihnen versprochen hat. Der Landrichter sagte mir heute, er habe es vergessen gehabt, aber an einem der nächsten Tage wolle er daran denken. Der Landrichter ist im Grunde gar nicht so schlimm. Aber hören Sie, das dürfen Sie durchaus nicht vergessen: Sie dürfen ihm nicht danken, nie! Sie dürfen unter keinen Umständen des Rockes vor ihm erwähnen; er will keinen Dank. Verstehen Sie? Es wäre ihm peinlich, sagte er, wenn Sie zu ihm kämen und ihm für den kleinen Gefallen dankten. Ja, Sie sehen auch wohl selbst ein, daß es taktlos von Ihnen wäre, ihn an den Tag zu erinnern, wo er betrunken war und mit einer Beule im Hut aus dem Hotel ging; nicht wahr?“

„Gewiß.“

„Denn ich demütigte ihn ja gräßlich, wie Sie wohl wissen, und nannte ihn in vieler Menschen Gegenwart einen jungen Hund. Ich habe mich allerdings deshalb bei ihm entschuldigt, aber trotzdem. Sie nehmen den Rock also an und lassen sich nichts merken, sagen Ihrem Onkel auch kein Wort, woher Sie ihn haben; keine Seele darf es wissen; der Landrichter verlangte es ausdrücklich. Sie begreifen nämlich wohl, daß es unangenehm für ihn wäre, wenn es in der Stadt bekannt würde, daß er sich gegen den ersten Besten ver-

geht und dann gezwungen ist, es durch Röcke wieder gut zu machen, nicht wahr?“

„Ja, das begreife ich.“

„Das ist also abgemacht?“

„Ja, ich werde nichts sagen.“

„Gut . . . Hören Sie, es fällt mir nur so ein: weshalb benutzen Sie nicht einen Karren, um die Kohlen umher zu schaffen?“

„Das kann ich nicht wegen meines Unglücksfalls; ich tauge nicht zum Ziehen. Ich kann ziemlich schwere Lasten tragen, wenn ich vorsichtig auflade, aber ich kann nicht ziehen und mich auf solche Weise anstrengen; sonst verhebe ich mich und falle auf die Nase und habe große Schmerzen. Aber mit einem Sack geht es gar nicht schlecht.“

„Nein, nein.“

Pause.

„Wollen Sie mich denn nie wieder besuchen?“ fragte Nagel. „Thun Sie's doch, guter Freund! Es ist nicht hübsch von Ihnen, so ganz fortzubleiben. Sie brauchen auch nicht zu trinken, wenn Sie kommen. Vergessen Sie nicht Nummer 7; gehen Sie direkt hinein.“

Damit schob er Minutte eine Banknote in die Hand und ging hurtig die Straße nach dem Quai hinunter; Minutte rief ihm nach, aber er hörte es nicht. Während des ganzen Gesprächs hatte er das grüne Kleid im Auge behalten.

Als er an Martha Gudes kleines Haus kam, blieb

er einen Augenblick stehen und spähte umher. Niemand beobachtete ihn. Er bekam keine Antwort, als er anklopfte. Zweimal zwar war er schon an ihrer Thür gewesen und hatte ebenfalls keine Antwort bekommen; jetzt hatte er sie aber direkt vom Markt nach Hause gehen sehen, und er wollte nicht wieder umkehren, ohne drinnen gewesen zu sein. Entschlossen öffnete er die Thür und trat ein.

Sie stand mitten im Zimmer und sah ihn an. Ihr Gesicht war plötzlich blutrot geworden, und sie war so eingeschüchtert, daß sie eine ganze Weile die Hände vor sich ausstreckte, weil sie sich nicht zu helfen wußte.

„Entschuldigen Sie meine Aufdringlichkeit, Fräulein, ich bitte Sie", sagte Nagel und grüßte ungewöhnlich ehrerbietig. „Ich wäre Ihnen so außerordentlich dankbar, wenn ich einen Augenblick mit Ihnen sprechen dürfte. Seien Sie unbesorgt; meine Angelegenheit ist bald erledigt. Ich habe Sie bereits ein paarmal vergebens aufgesucht und erst heute habe ich das Glück, Sie zu Hause zu finden. Mein Name ist Nagel, ich bin hier fremd und wohne zur Zeit im Central. Ich bitte Sie noch einmal inständig um Verzeihung, daß ich mich hier eingedrängt habe."

Sie sagte immer noch nichts, setzte ihm aber einen Stuhl hin und ging selbst bis an die Küchenthür, wo sie eine Weile stehen blieb. Sie war furchtbar verlegen und zupfte an ihrer Schürze während sie ihn anblickte.

Das Zimmer war, wie er es sich gedacht hatte;

ein Tisch, ein paar Stühle und ein Bett, das war ungefähr alles, was es enthielt. In den Fenstern standen einige Gewächse mit weißen Blumen, aber Gardinen waren nicht davor; der Fußboden war nicht sauber. Nagel sah auch den armseligen, hochlehnigen Stuhl in der Ecke hinter dem Bette; er hatte nur noch zwei Beine und stützte sich morsch und gebrochen gegen die Wand. Auf dem Sitz war ein roter Plüschbezug.

„Wenn ich Sie nur beruhigen könnte, Fräulein! sagte Nagel wieder. „Nicht immer fürchtet man sich so sehr vor mir, wenn ich irgendwo eintrete; hehehe. Ich bin nämlich nicht zum erstenmal bei Leuten hier in der Stadt, nicht Sie allein habe ich heimgesucht. Ich gehe von Haus zu Haus, ich versuche es überall, vielleicht haben Sie schon davon gehört? Nicht? Ja, aber dem ist doch so. Mein Beruf bringt das mit sich, ich bin also Sammler, ich sammle allerhand alte Sachen, ich kaufe veraltete Sachen und bezahle dafür, was sie wert sein können. Ja, erschrecken Sie nur nicht, Fräulein; ich nehme nichts mit, wenn ich gehe, hehehe, im allgemeinen habe ich diese üble Gewohnheit nicht; Sie können ganz ruhig sein. Wenn ich im guten nichts zu Kauf bekomme, so unterbleibt es. Aber jedenfalls raube ich nichts.

„Aber ich habe keine alten Sachen, die . . . .“ sagte sie endlich und sah gänzlich verzweifelt aus.

„Das sagt man stets!“ antwortete er. „Nun, ich gebe ja zu, daß es Dinge giebt, die einem lieb geworden sind, von denen man sich ungern trennt, Dinge, die man sein Leben lang gewöhnt war, Erbstücke von den

Eltern oder Großeltern sogar. Andererseits aber stehen sie nun da, diese abgedankten Sachen und taugen zu nichts Rechtem mehr; wozu sollen sie denn den Platz wegnehmen und Geld festlegen? Es steckt nämlich mancher hübsche Schilling in diesen unnützen Familienstücken, und zuletzt fallen sie doch gänzlich zusammen und müssen auf den Boden getragen werden. Weshalb sie aber nicht lieber verkaufen, solange es noch Zeit ist? Einige Leute werden böse, wenn ich komme, und antworten, sie hätten keine alten Sachen, — gut, jeder nach seinem Geschmack, ich mache einen Diener und gehe. Andere wieder schämen sich und fürchten sich, mir eine Bratpfanne ohne Boden zu zeigen. Sie verstehen es nicht besser; aber das sind nun besonders die einfältigen Seelen, die nicht wissen, wie hoch entwickelt die Sammelmanie zur Zeit ist. Ich sage ausdrücklich Manie; ich gestehe zu, daß es die reine Manie ist, die mich treibt, und ich nenne die Dinge daher nur bei ihrem Namen; weshalb sollte ich das auch nicht thun? Nun, das geht übrigens nur mich selbst an und ist meine Sache, ich erwähne es nur so vorübergehend. Aber was ich sagen wollte: es ist beinahe zugleich lächerlich und dumm von diesen Leuten, daß sie sich scheuen, eine Antiquität herzuzeigen. Wie sehen denn die Ringe und Waffen aus, die man aus den Hünengräbern ausgräbt? Und haben sie deshalb vielleicht keinen Wert? Nicht wahr, Fräulein? Sie sollten meine Sammlung von Kuhglocken sehen! Ich habe eine Glocke, — übrigens aus gemeinem Eisenblech —

die sogar als Gottheit von einem Indianerstamm angebetet wurde. Denken Sie nur, unendlich viele Jahre hat sie an einem Zeltpfosten im Lager gehangen, und Gebete und Opfer wurden ihr dargebracht! Ja, sehen Sie nur! Aber ich komme von dem Zweck meines Besuches ab; wenn ich auf das Kapitel mit meinen Glocken komme, spreche ich leicht zu viel!"

„Ich habe aber wirklich keine solche alten Sachen", sagte Martha wieder. „Leider", sagte sie noch und schwieg dann.

„Darf ich", sagte Nagel langsam und mit überlegener Miene, „darf ich mir zum Beispiel den Stuhl dort ansehen?" Er deutete auf die Ecke am Bett. „Es ist natürlich nur eine Frage, ich rühre mich nicht von der Stelle, bis Sie es mir erlaubt haben; um Gottes willen, sprechen Sie doch offen, wenn es Ihnen mißfällt, daß ich den Stuhl ansehe! Ich habe ihn übrigens schon im Auge gehabt seit dem Moment, wo ich hier eintrat."

Martha ist verwirrt; sie entgegnet:

„Den . . . . bester Herr, bitte . . . . die Beine sind abgebrochen . . . ."

„Die Beine sind abgebrochen, ganz richtig! Und was weiter? Was hat das zu sagen? Vielleicht gerade deshalb, ja, gerade deshalb! Darf ich fragen, wo Sie ihn herhaben?"

Nun hatte Nagel den Stuhl in Händen, drehte und wandte ihn nach allen Seiten, und prüfte ihn ganz genau. Er war ohne Vergoldung, mit einer einzigen

Verzierung auf der Rücklehne, eine Art Krone aus Mahagoni geschnitzt. Der Rücken war übrigens mit dem Messer aufgeschlitzt; auf dem Rande um den Sitz war an mehreren Stellen Tabak geschnitten; man sah die Spuren noch.

„Wir haben ihn von irgendwo aus dem Auslande, ich weiß nicht woher; mein Großvater hat einmal mehrere solcher Stühle mitgebracht; dies ist aber der einzige, der davon übrig geblieben. Mein Großvater war Seemann.“

„So? Und Ihr Vater? War der auch Seemann?“

„Ja.“

„Dann sind Sie auch wohl mitgefahren? Verzeihen Sie, daß ich frage.“

„Ja, ich bin viele Jahre mitgefahren.“

„Wirklich? Nein, wie interessant! Haben viele Länder gesehen, die salzigen Wogen durchpflügt, wie man so sagt? Ja, sehen Sie mal! Und dann haben Sie sich hier wieder niedergelassen? Ach ja, in der Heimat ist es doch am allerbesten, ja, in der Heimat. . . . Apropos, haben Sie keine Idee, wo Ihr Großvater den Stuhl aufgestöbert hat? Ich will Ihnen nämlich sagen, es liegt mir viel daran, etwas von der Geschichte der Dinge zu wissen, ihren Lebenslauf sozusagen zu kennen.“

„Nein, ich weiß nicht, wo er ihn aufgestöbert hat, es ist schon so lange her. Vielleicht in Holland? Nein, ich weiß nicht.“

Zu seiner großen Genugthuung nahm er wahr,

daß sie immer lebhafter wurde. Sie war weiter in's Zimmer getreten, stand beinahe neben ihm, während er den Stuhl nach allen Seiten hin drehte und sich nicht satt schauen zu können schien. Er sprach unaufhaltsam, machte seine Bemerkungen über die Arbeit, geriet in Entzücken, als er auf der Rückseite der Lehne eine kleine eingelegte Scheibe entdeckte, in die wieder eine neue Scheibe eingelegt war — ganz gewöhnliche Arbeit — geschmacklose Kindermachart, die nicht einmal genau ausgeführt war. Der Stuhl war morsch, und er behandelte ihn sehr vorsichtig.

„Ja", sagte sie dann, „wenn Sie wirklich . . . . Ich meine, wenn es Ihnen irgendwie ein Vergnügen gewähren kann, diesen Stuhl zu besitzen, so mögen Sie ihn gern behalten. Ich gebe ihn Ihnen mit Freuden. Ich bringe ihn selbst nach dem Hotel, wenn Sie es wünschen. Ich brauche ihn nicht." Und plötzlich mußte sie lachen über seinen Eifer, in den Besitz dieses wurmstichigen Möbels zu gelangen. „Eigentlich hat er ja nur noch e i n ordentliches Bein", sagte sie.

Er blickte sie an. Ihr Haar war weiß, aber ihr Lächeln war jung und feurig, und ihre Zähne waren schön. Wenn sie lachte, wurden ihre Augen feucht glänzend. Welch eine schwarzäugige, alte Jungfer! Nagel verzog keine Miene.

„Es freut mich", sagte er in trockenem Ton, „daß Sie sich entschließen, mir den Stuhl zu lassen. Jetzt kommen wir zu dem Preise. Nein, Verzeihung, warten Sie, lassen Sie mich ausreden; ich will nicht,

daß Sie den Preis verlangen; den bestimme ich immer selbst. Ich taxiere eine Sache, biete so und so viel dafür, und damit basta! Sie könnten ja eine unverschämte Summe verlangen, mich aufziehen wollen, weshalb nicht? Dagegen könnten Sie nun einwenden, daß Sie doch wohl nicht so gierig aussehen, — gut, das will ich gern zugeben; aber trotz alledem; ich habe mit sehr verschiedenartigen Menschen zu thun, und ich bestimme den Preis gern selbst, damit ich weiß, was ich thue. Das ist Princip bei mir. Was hindert Sie z. B. dreihundert Kronen für den Stuhl zu verlangen, wenn es bei Ihnen stände? Solch einen Fabelpreis zu bezahlen, ist mir jedoch unmöglich; ich sage es gerade heraus, damit Sie sich keine Illusionen machen. Ich will mich doch nicht ruinieren, ich müßte ja verrückt sein, wenn ich Ihnen 300 Kronen für den Stuhl zahlte; kurz und gut: ich gebe Ihnen 200 dafür, keinen Schilling mehr. Den Wert einer Sache will ich bezahlen, aber mehr nicht."

Sie sagte kein Wort, sie starrte ihn an und riß die Augen auf. Zuletzt glaubte sie, er spaße, und begann zu lachen.

Nagel nahm ruhig die beiden roten Banknoten aus der Tasche und fächelte ein paarmal damit hin und her. Den Stuhl ließ er inzwischen nicht aus den Augen. Er sagte:

„Ich will nicht leugnen, daß Sie von einem andern möglicherweise mehr bekommen könnten; ich will ehrlich sein und es zugestehen; ein wenig

mehr hätten Sie vielleicht herausschlagen können. Aber nun habe ich mir einmal grade zweihundert in runder Summe für dies Dings da gedacht und bin der Ansicht, daß ich nicht gut höher gehen kann. Thun Sie übrigens, was Sie wollen; aber überlegen Sie zuvor. Zweihundert Kronen sind doch immerhin Geld."

„Nein", antwortete Sie noch immer lachend, „behalten Sie Ihr Geld."

„Mein Geld behalten!" unterbrach er sie und fächelte wieder mit den Scheinen. „Was soll das bedeuten? Darf ich fragen, was diesem Gelde fehlt? Glauben Sie, daß es eigenes Fabrikat ist? Wie? Oder Sie haben mich doch wohl nicht gar im Verdacht, daß ich es gestohlen habe? Wie?"

Sie lachte nicht mehr. Es schien dem Manne Ernst zu sein, und sie begann zu überlegen. Wollte er irgend etwas bei ihr erreichen, der verrückte Mensch? Nach seinen Augen zu urteilen, war ihm alles mögliche zuzutrauen. Weiß Gott, ob er nicht auf irgend etwas sann, ob er ihr nicht eine Schlinge legte. Weshalb kam er mit seinem Gelde gerade zu ihr? Endlich schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben und sagte:

„Ja, wenn Sie mir durchaus eine oder zwei Kronen für den Stuhl geben wollen, bin ich dankbar dafür; aber dann sind Sie auch schon allzugut gegen mich. Ich will daher nichts mehr haben."

Er that im höchsten Grade verwundert, trat einen

Schritt näher und sah sie an. Dann brach er in lautes Gelächter aus.

„Aber . . . haben Sie bedacht, was . . . Das ist mir zum erstenmal in meiner ganzen Sammelzeit passiert! Na, ich verstehe Spaß . . . .“

„Das ist kein Spaß. Ich habe nie etwas Ähnliches gehört! Ich will nicht mehr haben, ich will gar nichts haben; nehmen Sie den Stuhl, wenn Sie wollen!“

Nagel lachte aus vollem Halse.

„Ich verstehe noch einen Spaß und würdige ihn, ja, er entzückt mich, hol mich der Teufel, er entzückt mich. Ich lache mich immer krank über einen guten Spaß. Nun aber sollten wir uns doch auch einigen; nicht wahr! Was meinen Sie, wenn wir die Sache jetzt einfach abmachten, ehe wir wieder in schlechte Laune gerieten? Am Ende dauert es nicht mehr lange, und Sie setzen den Stuhl wieder in die Ecke und verlangen fünfhundert; wie?“

„Nein, nehmen Sie den Stuhl. Ich . . . . an was denken Sie?“

Sie sahen einander an. Sie war blaß geworden.

„Wenn Sie glauben, daß ich an etwas anderes denke, als den Stuhl für einen angemessenen Preis zu bekommen, so irren Sie“, sagte er. „Für was halten Sie mich, für einen Lumpenhund oder einen Buben? Ja oder nein? Oder halten Sie mich für einen Dompfaffen, über den Sie sich nur so lustig machen können? Ich weiß, was eine Antiquität

wert ist; das ist nicht die erste, die ich gekauft habe."

Aber auch dieser Trumpf hatte keine Wirkung. Martha rief:

„Aber, mein Gott, der Stuhl gehört Ihnen — Ihnen!"

„Ich sollte Ihnen natürlich sehr verbunden sein für Ihr großartiges Entgegenkommen, ja, ich sollte auf die Kniee fallen und Ihnen danken, Fräulein. Aber wir Sammler haben auch noch ein bischen Ehre im Leibe, wie gering sie manches Mal auch sein mag, und diese Ehre hält mich zurück, stellt mich sozusagen mir gegenüber auf die Hinterbeine, wenn ich versuche, mir einen teuren Gegenstand billig zu ergattern. Meine ganze Sammlung würde in meiner — des Besitzers — Achtung sinken, wenn ich einen auf solche Weise erschmuggelten Gegenstand zwischen die andern bringen wollte; das würde einen gewissen falschen Ton auf jede kleinste Sache legen. Können Sie denn nicht begreifen, daß auch der Preis eine Rolle spielt, daß ein Gegenstand oft dadurch erhöhten Wert bekommt, daß es so und so großer Anstrengungen bedurft hat, und so und so hoher Ausgaben, um ihn sich anzuschaffen? Hehehe! ich muß lachen; es ist doch zu verdreht, daß ich hier zu Gunsten Ihrer Sache reden muß, anstatt auf meinen eigenen Vorteil zu schauen. Aber wenn Sie mich dazu zwingen?"

Sie ergab sich nicht drein, nein, er erreichte nichts bei ihr. Er versuchte es auf jede Art, aber ohne Erfolg. Sie bestand darauf, daß er den Stuhl ent-

weder für eine Kleinigkeit nahm, eine Krone oder zwei, oder daß er ihn da ließ. Da es dieser Halsstarrigkeit gegenüber keine Hülfe gab, sagte er endlich, um den Schein zu retten:

„Gut; lassen wir es heute auf sich beruhen. Aber versprechen Sie mir, daß Sie den Stuhl keinem anderen verkaufen, bevor Sie mich davon in Kenntnis setzen; wollen Sie das? Ich lasse ihn nicht, selbst wenn er noch etwas teurer wird. Jedenfalls bin ich bereit, ebensoviel zu zahlen, wie jeder andere, und ich kam doch zuerst.“

Als Nagel wieder draußen war, fing er an, mit langen, aufgeregten Schritten die Straße hinauf zu gehen. Welche Halsstarrigkeit bei diesem Mädchen; wie arm war sie, und wie mißtrauisch! Hast Du das Bett gesehen? fragte er sich; nicht einmal ein Strohsack drin, nicht einmal ein Laken, nur zwei Unterröcke, die sie vielleicht beide auch am Tage brauchen mußte, wenn es kalt war. Und trotzdem so bange, in etwas Unbekanntes hineinzugeraten, daß sie das pfiffigst ersonnene Anerbieten ausschlägt! Aber was, zum Teufel, kümmerte es ihn? Nein, eigentlich kümmerte es ihn nicht; aber es war doch wirklich ein Teufelsmädchen, was? Wenn er einen Mann zu ihr schickte, um auf den Stuhl zu bieten, ihn in die Höhe zu treiben, würde sie dann vielleicht auch Mißtrauen schöpfen? Die dumme Person! Die dumme Person! Was hatte er dort aber auch zu suchen, um so abgewiesen zu werden?

In seinem Ärger war er am Hotel angekommen, ohne daß er selber es recht wußte. Er blieb stehen, kehrte hastig um und ging abermals die Straße hinunter, nach J. Hansens Schneidergeschäft; dort trat er ein. Er sprach allein mit dem Meister, bestellte unter vier Augen einen Rock, einen Rock von der und der Sorte, und gebot dem Schneider, diese Bestellung vor jedem zu verheimlichen. Sobald der Rock fertig, sollte er unverzüglich zu Minutte geschickt werden, zu Grögaard, dem schiefen Kohlenträger, der . . .

Ob Minutte ihn haben solle?

Ja, was weiter? Keine Neugierde! Keine Schnüffelei!

Es sei nur wegen des Maßes.

Nun ja — also Minutte sollte ihn haben: aber es sei recht so, Minutte selbst solle kommen und sich Maß nehmen lassen; weshalb nicht? Aber kein überflüssiges Wort, kein Augenblinzeln, — abgemacht? Und wann der Rock fertig sein würde? In ein paar Tagen; gut!

Nagel zählte das Geld gleich auf, sagte adieu und ging. Er rieb sich die Hände, sein Ärger war vorüber, und er sang. Ja, ja — er würde trotz alledem — trotz alledem! Warte man! Als er nach Hause kam, lief er auf sein Zimmer und schellte; seine Hände zitterten vor Ungeduld, und kaum ging die Thür auf, als er auch schon rief:

„Telegrammblanketts, Sara!“

Er hatte gerade seinen Violinkasten geöffnet, als Sara eintrat und zu ihrem größten Erstaunen gewahrte, daß dieser Kasten, den sie stets so vorsichtig behandelt hatte, nur schmutzige Wäsche und einige Schreibsachen enthielt, aber keine Violine. Sie ging nicht gleich wieder, sondern blieb stehen und sah den Kasten an.

„Telegrammblanketts!" wiederholte er lauter, „ich habe Telegrammblanketts verlangt!"

Als er diese endlich bekam, schrieb er eine Ordre an einen Bekannten in Christiania, anonym und heimlich zweihundert Kronen an ein Fräulein Martha Gude, hierselbst, zu schicken, ohne ein schriftliches Wort. Tiefste Verschwiegenheit verlangt. Johann Nagel.

Aber das ging nicht, nein. Als er es recht bedachte, mußte er den Plan kassieren. Ob es nicht am besten sei, sich etwas ausführlicher zu erklären und das Geld mitzuschicken, um sicher zu sein, daß es expediert wurde? Er zerriß das Telegramm, ja, verbrannte es sogar und schrieb Hals über Kopf ein anderes. Ja, das war besser, ein Brief war vollständiger; so konnte es wirklich gehen. Ja, er würde ihr zeigen, ihr zu verstehen geben . . . .

Als er aber das Geld eingelegt und das Couvert geschlossen hatte, saß er noch eine Weile und überlegte. Sie könnte doch noch Argwohn hegen, sagte er sich; zweihundert Kronen waren eine zu runde Summe, obendrein eine Summe, mit der er ihr soeben noch um die Nase gefächelt hatte; nein, das ging auch nicht!

Er nahm noch einen Zehnkronenschein, öffnete das Couvert und änderte die Summe auf zweihundertzehn Kronen ab. Dann versiegelte er den Brief und schickte ihn ab.

Noch eine ganze Stunde nachher fand er diesen Streich vortrefflich, wenn er darüber nachdachte. Wie ein wundersamer Himmelsbrief sollte er über sie kommen, von oben, aus der Höhe, von unbekannten Händen auf sie herabgeworfen. Und was würde sie sagen, wenn sie dieses Geld bekam! Als er sich aber noch einmal fragte, was sie sagen würde, wie sie das Ganze aufnehmen werde, war er wieder mutlos: der Plan war gefährlich, allzu dreist; es war ein dummer und schlechter Plan. Gerade, daß sie nichts Vernünftiges sagen, sondern sich wie eine Gans gebärden würde, — das machte ihm angst. Wenn der Brief kam, würde sie ihn einfach nicht verstehen, sondern es anderen überlassen, ihn auszutüfteln. Sie würde ihn auf dem Tische des Posthauses ausbreiten, so daß die ganze Stadt sich damit beschäftigen würde; dem Gutdünken des Postbeamten würde sie es überlassen, sich immer noch zieren und sagen: Nein, behalten Sie Ihr Geld! Dann legte der Postbeamte den Finger an die Nase und rief: Warten Sie mal, mir schwankt etwas! Und dann schlug er die Bücher auf und fand, daß dieselbe Summe einige Tage zuvor von hier abgeschickt worden, genau dieselbe Summe, um nicht zu sagen, vielleicht dieselben Scheine, zweihundertundzehn Kronen an die und die Adresse in Christiania; als

Absender würde sich dann ein gewisser Johann Nagel herausstellen, ein Fremder, der zur Zeit im Central wohnt .... Ja, ja, diese Postbeamten hatten ja eine Nase so lang, daß sie zum Schnüffeln taugte ....

Nagel schellte und hieß den Hausknecht den Brief sofort zurückholen.

All die nervöse Erregung vom ganzen Tage machte, daß er zuletzt der ganzen Sache überdrüssig wurde. Eigentlich mochte der Teufel die ganze Geschichte holen! Was kümmerte es ihn, wenn Gott der Herr einen Zusammenstoß mit Verlust von Menschenleben auf der Erie-Bahn im tiefsten Innern von Amerika stattfinden ließ? Nein, wahrhaftig nicht! Nun, und ebensowenig hatte er mit der ehrengeachteten Jungfrau Martha Gude, hierorts, zu schaffen!

Zwei Tage verließ er das Hotel nicht.

X.

Am Sonnabend trat Minutte in sein Zimmer. Minutte hatte seinen neuen Rock an und strahlte vor Freude.

„Ich bin dem Landrichter begegnet“, sagte er, „er verzog keine Miene und fragte mich sogar, von wem ich den Rock bekommen hätte. So schlau hat er mich auf die Probe gestellt.“

„Was haben Sie denn geantwortet?“

„Ich lachte und antwortete, das würde ich nicht sagen, keinem Menschen, er möge mir's nicht übel nehmen; empfehle mich! .... Ja, ja, ich werde ihm schon antworten .... Sehen Sie mal, es sind jetzt gewiß schon dreizehn Jahre her, daß ich einen neuen Rock anhatte; ich habe es nachgerechnet. Ach ja! Aber die Leute sind beispiellos gut gegen mich gewesen und haben mir manches gute, gebrauchte Kleidungsstück zum Auftragen gegeben. Und nun heute abend, da bin ich so froh wie in meiner Kinderzeit. Können Sie das begreifen? Alles nur wegen dieses neuen

Rockes; ja, ja, Ihnen danke ich auch. Aber es ist ja wahr, ich habe Ihnen noch nicht für das Geld gedankt, für das letzte Geld, das Sie mir gegeben haben. Ja, das muß ich dürfen; es ist ja niemand hier. Das ist allzuviel Geld für einen Krüppel; fünf Kronen sind schon viel Geld; aber zehn Kronen sind obendrein das Doppelte. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen trotze, indem ich Ihnen gegen Ihren Willen danke; aber es ist, als wenn alle Schrauben in mir losgegangen wären und nicht mehr Ruhe halten könnten. Hahahaha! Gott verzeih mir, daß ich lache! Ja, ich wußte wohl, daß ich den Rock mal bekommen würde; was habe ich gesagt? Das dauert oft eine Zeit, aber ich warte nie vergebens. Lieutenant Hansen hat mir mal zwei Wollhemden versprochen, die er nicht mehr brauche; das ist nun schon zwei Jahre her, aber ich bin so sicher, daß ich sie mal bekommen werde, als wenn ich sie schon anhätte. So ist es immer; später fällt es ihnen wieder ein, und dann geben sie mir, was ich brauche, wenn die Zeit gekommen ist. Aber finden Sie nicht, daß ich in neuen Kleidern ein ganz neuer Mensch bin? Ach, wie haben Sie mir geholfen und mir auf jede mögliche Weise beigestanden."

„Aber weshalb sind Sie gar nicht wieder gekommen? Weshalb verschwanden Sie?"

„Ja, die Sache ist nämlich die: ich habe auf den Rock gewartet. Glauben Sie mir, ich dachte immer an diesen Rock vom Landrichter und beschloß, in dem

alten nicht wieder zu Ihnen zu kommen. Das ist die ganze Ursache; aber verzeihen Sie, daß ich das so ohne Umschweif sage. Ich habe so meine Eigenheiten, es kränkt mich, in einem zerrissenen Rocke zu Leuten zu gehen, Gott mag wissen warum, aber ich sinke tief in meiner eigenen Achtung. Habe ich nicht recht? Entschuldigen Sie übrigens auch, daß ich in Ihrer Gegenwart von meiner eigenen Achtung spreche, als ob sie was Bedeutendes wäre; aber das ist sie nicht, und doch spüre ich sie oft und . . . ."

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche; aber möchten Sie nicht etwas trinken? Nicht? Aber eine Cigarre rauchen Sie doch?"

Nagel schellte und ließ Wein und Cigarren bringen; er trank sofort tüchtig, aber Minutte rauchte nur und sah ihm zu. Minutte sprach in einem fort und schien gar nicht wieder aufhören zu wollen.

„Hören Sie mal", sagte Nagel plötzlich, „mit Hemden ist es vielleicht nicht gut bestellt bei Ihnen? Entschuldigen Sie, daß ich frage, ich möchte mich nicht gern aufdrängen."

Minutte antwortete:

„Nicht deshalb sprach ich von den zwei Hemden; so wahr, wie ich hier sitze, nicht deshalb."

„Natürlich nicht! Was schreien Sie denn so? Aber trotzdem sagen Sie mir offen, wie es mit Ihnen steht; wenn Sie nichts dagegen haben, so zeigen Sie mir, was Sie anhaben, ich meine, unter Ihrem Rock."

„Gern, ach gern! Sehen Sie selbst, hier diese Seite. Und die andere ist nicht schlechter . . . .“

„O doch, warten Sie mal, die andere Seite ist ein wenig schlechter, wie ich sehe . . . .“

„Aber kann man es denn besser erwarten?“ ruft Minutte. „Nein, ich brauche jetzt keine Hemden, es ist nicht wahr. Ich gehe sogar soweit, zu sagen, daß ein Hemd wie dieses viel zu gut für mich ist. Wissen Sie, von wem ich es bekommen habe? Von Doktor Stenersen, ja, von Doktor Stenersen selbst, und ich glaube, die Frau weiß gar nichts davon, obgleich sie ja auch die Güte selbst ist. Ich habe es sogar zu Weihnachten bekommen.“

„Zu Weihnachten?“

„Sie meinen, das sei schon lange her? Hahahaha, Entschuldigen Sie, daß ich lache; entschuldigen Sie um Gottes willen! Ich zerreiße solch ein Hemd doch nicht wie ein Tier; ich gebe mir ja nicht Mühe, Löcher hineinzubohren, deshalb ziehe ich es auch des Nachts aus und schlafe nackt, um es nicht unnötig abzunützen. Auf die Weise hält es viel länger, und ich kann mich frei unter Leuten bewegen, ohne mich schämen zu müssen, weil ich kein ordentliches Hemd anhabe. Und jetzt bei den lebenden Bildern kommt es mir gut zu statten, daß ich noch ein Hemd habe, in dem ich mich sehen lassen kann; Fräulein Dagny besteht noch immer darauf, daß ich mitwirken soll; ich traf sie gestern an der Kirche. Sie sprach auch von Ihnen . . . .“

„Und ich verschaffe Ihnen eine Hose zu Ihrem Debüt“, sagte Nagel, „ja, das thue ich wirklich; es muß ja Geld wert sein, Sie öffentlich auftreten zu sehen. Wenn der Landrichter Ihnen einen Rock schenkt, schenke ich Ihnen eine Hose; das ist nicht mehr als billig. Aber ich thue es unter der gewohnten Bedingung, daß Sie es geheim halten; sagen Sie auch nur einer Seele ein Wort, so . . . .“

„Nein, nie und nimmer; keiner lebenden Seele; aber . . . .“

„Ich meine, Sie sollten ein bischen trinken, nicht wahr? Na, aber halten Sie das, wie Sie wollen; ich will heute abend trinken, ich bin nervös und traurig. Aber darf ich eine Frage an Sie richten? Sie ist jedoch ziemlich dreist; ich möchte gern wissen . . . . ist es Ihnen bekannt, daß Sie einen Spitznamen bei den Leuten haben? Man nennt Sie recht und schlecht Minutte; wissen Sie das?“

„Gewiß weiß ich das, ich verhehle es nicht. Anfangs kam es mir sehr hart vor; ich betete zu Gott, mir deshalb beizustehen; ich ging einen ganzen Sonntag in den Wald und kniete auf drei verschiedenen Stellen und betete zu Gott, sündig wie ich war; aber das ist nun schon lange her, viele Jahre, und jetzt nennt mich niemand mehr anders als Minutte, und das ist ja auch weiter nicht schlimm. Weshalb wollen Sie gern wissen, ob es mir bekannt sei? Was kann ich dagegen thun, wenn es mir auch noch so gut bekannt ist?“

„Wissen Sie auch, woher Sie diesen blödsinnigen Namen haben?"

„Ja, das weiß ich auch. Das heißt: das ist ja schon lange her, ehe ich zum Krüppel wurde, aber ich besinne mich noch sehr gut darauf. Es war eines Abends oder vielmehr eines Nachts auf einem Junggesellengelage. Sie haben vielleicht das gelbe Haus da unten am Zollspeicher bemerkt, rechts, wenn man hinuntergeht? Damals war es weiß getüncht, und der Bürgermeister wohnte dort; der Bürgermeister war Junggeselle und hieß Sörensen, ein lustiger Bruder. An einem Sommerabend kam ich vom Quai herauf, wo ich spazieren gegangen war und mir die Schiffe angesehen hatte. Als ich an dieses gelbe Haus kam, hörte ich, daß Besuch dort sei, denn ich vernahm lautes Gelächter und viele Stimmen. Gerade als ich an den Fenstern vorüberkomme, sehen sie mich und klopfen an die Scheiben. Ich trete ein und finde Doktor Kolbye, Kapitain William Prante, den Zollaufseher Folkedahl und mehrere andere; ja, die sind nun schon alle tot, oder fort, alle miteinander; im ganzen sieben oder acht, und jeder total betrunken. Sie hatten alle Stühle zerschlagen, nur zum Vergnügen; der Bürgermeister wollte es so, und die Gläser waren auch zerschlagen, so daß wir aus der Flasche trinken mußten.

Als ich dann aber auch noch dazu kam und a u ch total betrunken wurde, war des Spektakels kein Ende mehr; die Herren zogen sich aus und liefen nackt

in den Zimmern umher, obgleich wir die Vorhänge nicht heruntergelassen hatten; und da ich nicht thun wollte wie die andern, packten sie mich mit Gewalt und zogen mich aus. Ich schlug fortwährend um mich und that, was ich konnte; ich wußte mir nicht anders zu helfen, ich bat sie um Verzeihung, nahm ihre Hand und bat sie um Verzeihung . . . ."

„Weshalb baten Sie um Verzeihung?"

„Wegen nichts, nur damit sie mir so wenig wie möglich zu leide thaten; aber es nützte nichts, sie zogen mich aus bis auf die Haut. Der Doktor fand auch einen Brief in meiner Tasche, und diesen Brief fing er an, den andern vorzulesen; aber da wurde ich etwas nüchtern, denn der Brief war von meiner Mutter, die ich sehr lieb hatte; und den Brief hatte sie mir geschrieben, als ich noch zur See ging; kurz und gut, ich nannte den Doktor einen Doppelhahn, denn es war bekannt, daß er viel trank. Sie sind ein Doppelhahn! sagte ich. Darüber wurde er fürchterlich zornig und wollte mich bei der Gurgel packen, aber die andern hielten ihn zurück. Machen wir ihn lieber besoffen! sagte der Bürgermeister von mir; wie wenn ich nicht schon hinlänglich besoffen gewesen wäre. Und sie gossen mir noch mehr in den Hals, aus verschiedenen Flaschen. Dann kamen zwei von den Herren, — ich weiß jetzt nicht mehr, wer sie waren, — mit einem Kübel Wasser ins Zimmer; den stellten sie hin und schlugen nun vor, ich solle getauft werden. Alle wollten, ich solle getauft werden, und

machten wegen dieses Einfalls ein gewaltiges Geschrei. Und dann fiel ihnen ein, verschiedene Sachen ins Wasser zu thun, um es zu verunreinigen; sie spieen hinein und gossen Branntwein hinein und streuten zwei Schaufeln Asche hinein, um es noch trüber zu machen. Aber nun sollte ich getauft werden. Weshalb können Sie denn nicht ebensogut einen von den andern taufen? fragte ich den Bürgermeister und umschlang seine Kniee. Wir sind alle schon getauft, sagte er, auf ganz dieselbe Weise getauft. Und das glaube ich auch, denn so machte er es immer mit denen, die sein Umgang waren. Komm vor mein Angesicht! sagte der Bürgermeister dann gleich darauf zu mir. Aber ich ging nicht mit Gutem, ich blieb stehen und hielt mich am Thürdrücker fest. Komm zur Stunde, und Du wirst zur Minutte kommen! sagte er; ja, er sagte nicht Minute, denn er war aus Gudbrandsdalen, und sprach es so aus. Aber nein, ich ging nicht. Da aber brüllte Kapitain Prante: Minutte, Minutte, das ist das Wort! Er muß Minutte getauft werden, Minutte!

Und alle waren sich einig, daß ich Minutte getauft werden müsse; weil ich so klein sei, passe es so gut. Dann nahmen mich zwei Mann und schleppten mich zum Bürgermeister und brachten mich vor sein Angesicht, und da ich so klein und unbedeutend von Gestalt war, nahm der Bürgermeister mich ganz allein und tauchte mich in den Kübel. Meinen Kopf tauchte er ganz und gar unter und rieb meine Nase gegen

den Grund des Kübels, wo Asche und Glasscherben lagen, und dann nahm er mich auf und sprach den Segen über mich. Darauf mußten die Paten ihres Amtes über mich walten, und das bestand darin, daß mich jeder von ihnen hoch in die Höhe hob und mich wieder fallen ließ, und als sie dessen müde wurden, stellten sie sich in zwei Parteien auf und warfen mich einander zu, wie einen Ball; das thaten sie, damit ich wieder trocken werden solle; und auch damit fuhren sie fort, bis sie der Sache überdrüssig wurden. Endlich rief der Bürgermeister: Halt! Und darauf ließen sie mich los und nannten mich alle miteinander Minutte und nahmen meine Hand und nannten mich Minutte, um den Taufbund zu besiegeln. Aber ich wurde noch einmal in den Kübel geworfen; es war Doktor Kolbye, der mich mit meiner ganzen Wucht hineinwarf, so daß ich mir in der Seite etwas zerbrach; er konnte mir's nicht vergeben, daß ich ihn geschimpft hatte .... Ja, von dieser Nacht an blieb mein Spitzname auf mir sitzen; und so ging es zu, daß ich Minutte heißen blieb. Tags drauf wußte die ganze Stadt, daß ich beim Bürgermeister gewesen und getauft worden war."

„Und Sie brachen sich etwas in der Seite? Aber Schaden im Kopf haben Sie nicht genommen?"

Pause.

„Jetzt fragen Sie mich schon zum zweitenmal, ob ich Schaden im Kopf genommen habe, und vielleicht wollen Sie etwas damit sagen. Aber ich schlug

damals nicht mit dem Kopf auf, ich bekam keine Gehirnerschütterung, wenn es das ist, was Sie fürchten? Aber ich bekam einen Stoß gegen den Kübel, so daß ich mir eine Rippe brach, das ist wahr, das bestreite ich nicht. Aber jetzt ist es wieder gut; ich trage keinen Schaden mehr davon; wenn ich nur ebenso frei von aller Sünde wäre!"

Während Minutte sprach, hatte Nagel tüchtig getrunken; er schellte, ließ mehr Wein bringen und trank wieder. Plötzlich sagte er:

„Apropos, es fällt mir nur gerade ein: Glauben Sie, daß ich mich bis zu einem gewissen Grade auf Menschen verstehe? Ja, sehen Sie mich nicht so erstaunt an, es ist nur eine kameradschaftliche Frage. Halten Sie mich für fähig, den zu durchschauen, mit dem ich rede?"

Minutte blickt ihn scheu an und findet keine Antwort. Darauf beginnt Nagel wieder:

„Übrigens müssen Sie mich entschuldigen, auch das vorige Mal, als ich das Vergnügen hatte, Sie bei mir zu sehen, brachte ich Sie durch einige desperate Fragen ganz außer Fassung. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen unter anderm so und so viel Geld bot, um die Vaterschaft bei einem Kinde zu übernehmen. Hahaha, aber nicht wahr? Sie besinnen sich drauf. Damals aber machte ich jenen Verstoß, weil ich Sie nicht kannte; jetzt hingegen setze ich Sie aufs neue in Erstaunen, und das, trotzdem ich Sie sehr gut kenne und Sie hoch schätze. Sehen Sie, heute thue ich das einzig

und allein, weil ich sehr nervös und schon sehr betrunken bin. Da haben Sie die ganze Erklärung. Sie merken natürlich, daß ich total berauscht bin? Natürlich merken Sie's; weshalb sich verstellen? Aber was ich sagen wollte — ja, es würde mich wirklich interessieren, zu erfahren, wie weit Sie mich im stande halten, zu erraten, die menschliche Seele zu durchschauen. Haha, wenn ich sogar „menschliche Seele" sage und von ihr spreche, so muß es Ihnen doch klar werden, daß ich fürchterlich betrunken bin, nicht wahr? Na, aber um Ihnen dies zu erklären, so gut ich es vermag: ich merke sogar einen ganz feinen Unterton in der Stimme dessen, mit dem ich spreche, ich höre unglaublich gut. Wenn ich mit einem Menschen rede, so brauche ich ihn nicht anzusehen, um genau dem zu folgen, was er sagt; ich höre sofort, ob er mir etwas aufbindet oder ob er etwas entstellt. Die Stimme ist ein gefährlicher Apparat. Verstehen Sie mich recht: ich meine nicht gerade den materiellen Laut der Stimme, der kann hoch oder tief, klangvoll oder roh sein; ich meine nicht das Stimmstoffliche, das Vorhandensein des Tons, nein, ich halte mich an das Mysterium h i n t e r demselben, an die Welt, von dem er ausgeht .... Zum Teufel übrigens mit dieser Welt, die dahinter liegt! Immer muß eine Welt d a h i n t e r liegen! Hören Sie, es könnte nun alles so schön und gut sein, wenn auch Sie ein Glas getrunken hätten; ich begreife gar nicht, daß Sie so mit trockner Kehle dasitzen können."

Nagel trank wieder und fuhr dann fort:

„Sie werden ja so still? Lassen Sie sich nur nicht durch meine Prahlerei von meiner großen Menschenkenntnis Raupen in den Kopf setzen, so daß Sie sich gar nicht mehr zu rühren wagen. Hahaha! Ja, das würde nett aussehen! Aber jetzt vergaß ich, was ich sagen wollte. Na ja, dann sage ich etwas anderes, das mir nicht am Herzen liegt, aber das ich trotzdem sage, bis mir das wieder einfällt, was ich vergaß. Gott, was schwatze ich für Unsinn! Aber was halten Sie von Fräulein Kielland? Lassen Sie mich Ihre Ansicht über sie hören. Meine Ansicht ist die, daß Fräulein Kielland bis zu dem Grade eine Kokette ist, daß es ihr im Grunde genommen eine wilde Freude wäre, wenn auch noch andere, am liebsten so viele wie möglich, — ich selbst einbegriffen — sich um ihretwillen das Leben nähmen. Das ist meine Ansicht. Sie ist reizend, ja, das ist sie, und es müßte ein süßer Schmerz sein, sich von ihrem Fuß zertreten zu lassen; ich will's auch nicht verschwören, daß ich sie nicht eines Tages bitte, es zu thun. Es eilt übrigens noch nicht, ich habe Zeit .... Aber Gott bewahre mich, ich ängstige Sie heute abend wieder von Sinnen mit meinen Reden! habe ich Sie beleidigt? Ich meine Sie persönlich?"

„Wenn Sie wüßten, wie hübsch Fräulein Kielland von Ihnen gesprochen hat! Ich traf sie gestern, sie unterhielt sich lange mit mir ...."

„Sagen Sie mir, — entschuldigen Sie, daß ich

Sie nicht ausreden lasse; aber haben auch Sie vielleicht etwas von der Fähigkeit hören zu können, was hinter Fräulein Kiellands materieller Stimme bebt? — Aber jetzt hören Sie bestimmt selbst, daß ich kapitalen Unsinn schwatze? Ja, nicht wahr? Also! Aber es sollte mich freuen, wenn auch Sie sich ein wenig auf Menschen verständen; ich würde Ihnen nämlich Glück dazu wünschen und sagen: Wir beide, wir sind auf der Höhe, weil wir uns darauf verstehen; kommen Sie, schließen wir einen Bund, unser Wissen nie gegen einander — gegen einander, verstehen Sie — zu gebrauchen; so nämlich, daß ich zum Beispiel nie mein Wissen gegen Sie gebrauche, selbst wenn ich Sie durchschaue. Dies wollte ich sagen. Nun, jetzt werden Sie wieder unruhig und sehen scheu aus! Lassen Sie sich nur nicht von meiner Großthuerei einschüchtern; das ist lauter Wind; wenn ich betrunken bin, wird mein Mund so groß .... Aber jetzt besinne ich mich zufällig auf das, was ich vorhin sagen wollte, als ich anfing, von Fräulein Kielland zu reden, die mir nicht am Herzen lag. Weshalb sollte ich denn auch mit meiner Meinung über sie herausplatzen, wenn Sie mich nicht danach fragten! Ich habe Ihnen die gute Laune ganz und gar verdorben; wissen Sie noch, wie vergnügt Sie waren, als Sie vor einer Stunde hier eintraten? All dies Geschwätz kommt vom Wein .... Aber lassen Sie mich nun nicht zum zweitenmal vergessen, was ich sagen wollte: als Sie von dem Junggesellengelage

beim Bürgermeister sprachen, da kam mir seltsamerweise der Gedanke, daß auch i ch eine Herrengesellschaft geben möchte, ja, auf Leben und Tod eine Herrengesellschaft für einige Geladene; ich lasse nicht nach; die muß zu stande kommen, und Sie müssen auch kommen; ich rechne bestimmt auf Sie. Ja, Sie können ruhig sein, Sie werden nicht zum zweitenmal getauft; ich werde dafür sorgen, daß man Sie mit der größten Zuvorkommenheit und Achtung behandelt; überhaupt sollen keine Stühle und Tische zertrümmert werden; aber ich möchte gern einmal abends ein paar Freunde bei mir sehen, und das so bald wie möglich, sagen wir gegen Ende der Woche. Was meinen Sie dazu?"

Nagel trank aufs neue, trank zwei große Gläser. Minutte sagte auch nichts dazu. Seine erste kindliche Freude war offenbar dahin, und es schien, daß er das Geschwätz seines Wirts nur aus Höflichkeit mitanhörte. Er weigerte sich fortwährend, etwas zu trinken.

„Sie sind mit einem Mal so merkwürdig still geworden", sagte Nagel. „Es ist ja lächerlich, aber wissen Sie, daß Sie in diesem Augenblick aussehen, als fühlten Sie sich von irgend etwas getroffen, von einem Worte, einer Andeutung? Ja, sollte man's glauben! Von etwas g e t r o f f e n! Ich bemerkte, daß Sie soeben zusammenschraken! Nicht? Nun, dann habe ich mich geirrt. Haben Sie sich jemals vorgestellt, wie einem heimlichen Fälscher zu Mute sein müßte, wenn eines Tags ein Detektiv ihm die Hand auf die Schulter legte und ihm dabei in die Augen

sähe, ohne ein Wort dazu zu sprechen? . . . . Aber was fange ich mit Ihnen an? Sie werden immer trauriger und verschlossener. Ich bin heute nervös und peinige Sie bis aufs Blut, aber ich m u ß reden; das ist so meine Gewohnheit, wenn ich betrunken bin. Und fortgehen dürfen Sie auch nicht, sonst bin ich gezwungen, noch eine Stunde mit Sara, dem Stubenmädchen zu plaudern, und ganz abgesehen davon, daß es langweilig ist, ist es auch unpassend."

Pause. Nagel trank und fuhr dann fort:

„Ach ja, wie gesagt die menschliche Seele! Was sagen Sie denn dazu, daß ich mich eines Morgens früh vor einigen Tagen ertappe, — mich Johann Nilsen Nagel dabei ertappe — daß ich vor Konsul Andresens Haus auf und ab gehe und darüber grüble, wie hoch oder wie niedrig wohl sein Wohnzimmer sein könnte? Ja, — wie finden Sie das!! Aber das ist auch wieder, wenn ich mich so ausdrücken darf, die menschliche Seele. Keine Bagatelle, die ihr entginge, alles hat seine Bedeutung für sie . . . . Welchen Eindruck macht es zum Beispiel auf Sie, wenn Sie eines Nachts von irgend einer Zusammenkunft, irgend einer Expedition nach Hause kommen, und Sie stoßen dann plötzlich, während Sie auf erlaubten Wegen gehen, auf einen Mann, der an einer Ecke steht und Sie ansieht und den Kopf nach Ihnen wendet, wenn Sie vorübergehen, und sie nur anstarrt und nichts sagt? Und nun nehme ich noch an, daß Sie nichts anders von ihm sehen können als sein Gesicht und seine Augen,

was dann? Ach, es geht gar manches in der menschlichen Seele vor! . . . . Sie kommen eines Abends in eine Gesellschaft von, sagen wir zwölf Personen, und die dreizehnte — es kann eine Telegraphistin, ein armer Assessor, ein Kontorist, ein Dampfschiffskapitain, kurzum eine Person ohne jede Bedeutung sein — und die dreizehnte sitzt in einer Ecke und nimmt nicht an der Konversation teil und macht in keiner Weise Lärm; aber trotzdem hat diese dreizehnte Person ihren Wert, nicht allein an und für sich, sondern auch als Faktor in der Gesellschaft. Gerade weil sie diese Tracht hat, weil sie sich so stumm verhält, weil ihre Augen derartig dumm und nichtssagend zwischen den andern Gästen umherblicken, und weil es ihre Rolle ist, so wenig bedeutend zu sein, trägt sie dazu bei, der Gesellschaft ihren Charakter zu verleihen. Gerade weil sie nichts sagt, wirkt sie negativ und bringt im ganzen Zimmer den leisen Ton von Düsterkeit hervor, der macht, daß die übrigen Gäste gerade so laut sprechen und nicht lauter. Habe ich nicht recht? Diese Person kann dadurch buchstäblich die mächtigste in der Gesellschaft werden. Ich verstehe mich, wie gesagt, nicht auf Menschen, aber oft amüsiert es mich trotzdem zu beobachten, welchen furchtbaren Wert Kleinigkeiten haben können; so bin ich einmal Zeuge gewesen, wie ein wildfremder, armer Ingenieur, der absolut den Mund nicht aufthat . . . . Aber das ist eine andere Geschichte und hat nichts weiter mit dieser zu thun, als daß sie beide mein Hirn passiert und dort

ihre Spuren zurückgelassen haben. Aber um bei dem Gleichnis zu bleiben: wer weiß, ob Ihre Schweigsamkeit heute abend nicht gerade meinen Worten den eigenen Ton giebt — von meinem unmäßigen Rausch abgesehen, — ob nicht die Miene Ihres Gesichts, dieser halb scheue, halb unschuldige Ausdruck in Ihren Augen mich nicht gerade stimuliert zu sprechen, wie ich es thue! Das ist ganz natürlich und mir nicht im geringsten auffallend. Sie lauschen auf das, was ich sage — was ich, ein Betrunkener, sage, — Sie fühlen sich nun auf irgend eine Weise getroffen – um den bereits einmal gebrauchten Ausdruck g e t r o f f e n zu benutzen —, und ich fühle mich versucht, noch weiter zu gehen und Ihnen noch ein paar Dutzend Worte ins Gesicht zu schleudern. Ich führe dies nur als ein Beispiel für den Wert von Bagatellen an. Übersehen Sie die Bagatellen nicht, lieber Freund! Um Gottes willen, die Bagatellen haben einen gewaltigen Wert.... Herein!

Es war Sara, die klopfte und ihm den Bescheid brachte, daß das Abendessen fertig sei. Minutte stand sofort auf. Nagel war jetzt sichtlich berauscht und sprach nicht einmal mehr klar; im übrigen widersprach er sich fortwährend und faselte immer schlimmer und schlimmer. Seine sinnenden Augen und die Adern, die an den Schläfen aufschwollen, zeugten davon, daß ihm viele Gedanken durch den Kopf gingen.

„Ja“, sagte er, „es wundert mich nicht, daß Sie gern die Gelegenheit benutzen möchten zu gehen, nach

all dem Unsinn, den Sie heute abend anhören mußten. Über einige Dinge hätte ich aber noch gern Ihre Ansicht gehört; so haben Sie durchaus meine Frage noch nicht beantwortet, was Sie in Ihrem innersten Herzen von Fräulein Kielland halten. Mir steht sie vor, wie das seltenste, unerreichbarste Wesen, voll Schönheit und rein und weiß wie Schnee — stellen Sie sich reinen, tiefen Seiden-Schnee vor. So steht sie vor meinen Gedanken. Wenn Sie durch das, was ich vorhin gesagt habe, einen anderen Eindruck erhalten haben, so ist er verkehrt .... Lassen Sie mich jetzt also das letzte Glas in Ihrer Gegenwart trinken; Prosit! .... Aber da fällt mir gerade etwas ein. Wenn Sie Geduld hätten, sich noch zwei kurze Minuten mit mir zu beschäftigen, so wäre ich Ihnen wirklich außerordentlich verbunden. Die Sache ist die — lassen Sie mich's offen sagen, aber kommen Sie näher, daß ich es Ihnen zuflüstern kann, denn hier im Hause sind die Wände dünne, und man muß vorsichtig sein; — ja, die Sache ist die: ich bin nämlich rettungslos verliebt in Fräulein Kielland. Nun habe ich es gesagt! Dies sind nur ein paar harte und armselige Worte über die Sache, aber Gott im Himmel weiß, wie wahnsinnig ich sie liebe, und wie ich um ihretwillen leide. Nun, das ist eine Sache für sich, ich liebe, ich leide, es ist gut, das gehört nicht hierher. Also! Aber ich hoffe, daß Sie meine Offenherzigkeit mit all der Diskretion behandeln werden, die sie verdient. Versprechen Sie mir das? Danke, teurer

Freund. Aber, werden Sie sagen, wie kann er in sie verliebt sein, wenn er sie eben noch eine große Kokette genannt hat? Erstens kann man sehr gut eine Kokette lieben; das ist kein Hindernis; aber das kümmert mich nicht, darüber gehe ich hinweg. Aber es kommt noch etwas anderes hinzu. Wie war es doch noch, haben Sie behauptet, die Menschen zu kennen, oder haben Sie es nicht behauptet? Wenn Sie die Menschen kennten, würden Sie nämlich auch verstehen, was ich jetzt sage: ich kann unmöglich meinen, daß Fräulein Kielland wirklich eine Kokette ist; ich meine es nicht im Ernst. Sie ist im Gegenteil eine außerordentlich natürliche Person; — was sagen Sie zum Beispiel zu ihrer ungezwungenen Art zu lachen, obgleich sie nicht einmal besonders weiße Zähne hat? Sie lacht zu gern und zu unberechnet, um kokett zu sein. Aber merken Sie sich meine Worte: trotzdem kann ich das Meine thun, um die Ansicht zu verbreiten, daß Fräulein Kielland eine Kokette ist; das geniert mich nicht. Und ich thue das nicht, um ihr zu schaden und mich zu rächen, sondern um mich selbst zu halten; ich thue es aus Eigenliebe, weil sie unerreichbar für mich ist, weil sie all meinen Anstrengungen, sie mich lieben zu machen, spottet, weil sie verlobt und schon gebunden ist; sie ist verloren, gänzlich verloren. Sehen Sie, das ist mit Ihrer Erlaubnis eine neue und gänzlich abweichende Seite der menschlichen Seele. Ich wäre im stande, auf der Straße zu ihr zu treten und ihr im vollen Ernst und in mehrerer Leute Gegenwart zu sagen, —

augenscheinlich nur, um sie herabzusetzen und ihr zu schaden, — ich wäre im stande, sie anzusehen und ihr zu sagen: Guten Tag, Fräulein! Gratuliere zum reinen Hemd! Ja, haben Sie schon mal etwas Ähnliches gehört? Aber ich könnte das sagen. Was ich dann thun würde — ob ich nach Hause laufen und in mein Taschentuch schluchzen, oder ein paar Tropfen aus der Flasche nehmen würde, die ich hier in der Tasche trage — das übergehe ich. Ja, ja! Aber dahin kann die menschliche Seele kommen! Wissen Sie was! Ich könnte eines Tages, während ihr Vater, Pastor Kielland, Gottes Wort predigt, durch die ganze Kirche gehen, vor Fräulein Kielland stehen bleiben und ihr die schamlosesten Worte sagen, nur damit sie errötet. Und nachher mich ihr zu Füßen werfen und sie anflehen, daß sie mich beseligt, indem sie mich anspuckt.... Nun haben Sie aber gründlich Angst; ich gebe ja zu, daß ich vermessene Reden führe, um so mehr, als ich von einer Predigerstochter zu einem Predigersohn spreche. Verzeihen Sie mir, mein Freund, aber es geschieht nicht aus Schlechtigkeit, nur weil ich besoffen bin wie ein Alk. Wissen Sie: ich kannte einmal einen jungen Mann, der eine Gaslaterne stahl, sie an einen Kramhändler verkaufte und das Geld in Saus und Braus verthat; das ist bei Gott wahr; er war sogar ein Bekannter von mir, ein Verwandter vom Pastor Haerem. Aber was das mit meinem Verhältnis zu Fräulein Kielland zu thun hat? Da haben Sie wieder recht! Sie sagen zwar nichts, aber ich sehe es Ihnen

an, daß es Ihnen auf den Lippen schwebt, und es wäre ja auch eine ganz richtige Bemerkung Ihrerseits. Was aber Fräulein Kielland betrifft, so ist sie vollständig für mich verloren, aber ich beklage nicht sie deshalb, sondern nur mich. Sie, die Sie da so total nüchtern vor mir stehen und alle Menschen durchschauen, werden es auch verstehen, wenn ich eines Tages ganz einfach das Gerücht in der Stadt verbreitete, daß Fräulein Kielland auf meinem Schoß gesessen habe, daß ich sie nun schon drei Nächte hintereinander an einer näher bezeichneten Stelle im Walde getroffen, und daß sie später Geschenke von mir angenommen habe. Nicht wahr, Sie würden es verstehen? Sie verstehen sich verteufelt gut auf Menschen, mein Freund; das thun Sie wirklich, kommen Sie mir nur nicht mit Einwänden .... Ist es Ihnen niemals passiert, daß Sie eines Tages über die Straße gingen, in Ihre eigenen unschuldigen Gedanken vertieft, ganz arglos, und ehe Sie sich's versahen, haben alle Menschen Sie angestarrt, Sie von Kopf bis zu Füßen gemustert? Eine äußerst peinliche Lage, in die man geraten kann. Bestürzt bürsten Sie sich hinten und vorn, wie ein Dieb sehen Sie an sich herab, ob irgend etwas an Ihrer Kleidung nicht in Ordnung ist, und Sie werden derartig von bangen Ahnungen erfüllt, daß Sie sogar Ihren Hut abnehmen und nachsehen, ob möglicherweise nicht noch der Preis daran steckt, obgleich Sie einen alten Hut aufhaben. Aber das alles hilft nichts, Sie finden nichts in Unordnung, und Sie müssen es

ruhig dulden, daß jeder Schneidergeselle und jeder Lieutenant Sie nach Behagen fixiert .... Aber, bester Freund, wenn dies schon eine Höllenpein ist, was soll man dann erst sagen, wenn man ins Verhör genommen wird? .... Jetzt zuckten Sie wieder zusammen. Nicht wahr? Denken Sie mal, ich glaubte ganz deutlich zu sehen, daß Sie leise zusammenzuckten ..... also ins Verhör genommen wird, vor den schlausten Teufel von einem Polizeimann gestellt wird, vor dem ganzen Publikum ins Kreuzverhör genommen wird, wobei man auf zwölf verschiedenen Schleichwegen immer auf den einen gleichen Punkt zurückkommt, — o welch ein auserlesener Genuß für den, der nichts mit dem Ganzen zu thun hat, und nur sitzt und zuhört! Nicht wahr? Darüber sind Sie doch einig mit mir? .... Ob nicht noch ein Glas Wein herauskommt, wenn ich die Flasche drücke ...."

Er trank den letzten Rest Wein und fuhr fort:

„Ich muß Sie übrigens um Verzeihung bitten, weil ich fortwährend das Gesprächsthema wechsle. Diese vielen und plötzlichen Sprünge in meinem Gedankengang kommen allerdings teilweise daher, daß ich nun so jämmerlich betrunken bin, teilweise aber ist es auch überhaupt ein Fehler von mir. Die Sache ist nämlich die, daß ich nur ein einfacher Agronom bin, Eleve einer Kuhdungakademie; ich bin ein Denker, der nicht denken gelernt hat. Nun, reden wir nicht von speciellen Dingen; die interessieren Sie nicht, und

für mich sind sie geradezu widerlich. Wissen Sie was, es geht oft so weit, wenn ich hier allein sitze und an allerhand Dinge denke, daß ich mich mit lauter Stimme Rochefort nenne. Was sagen Sie, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich wirklich einmal ein Petschaft mit einem Stachelschwein bestellt habe? . . . . Dabei fällt mir ein Mann ein, den ich seinerzeit als einen ganz gescheiten und achtungswerten Studierenden der Philologie an einer deutschen Universität gekannt habe. Der Mann artete aus, im Verlauf von zwei Jahren wurde er sowohl Trunkenbold wie Romanschriftsteller. Wenn er Fremde traf und man ihn fragte, wer er sei, antwortete er schließlich nur, daß er eine Thatsache sei. Ich bin eine Thatsache! sagte er und kniff dabei den Mund vor lauter Hochmut zusammen. Nun, das interessiert Sie nicht . . . . Sie sprachen von einem Manne, einem Denker, der nicht denken gelernt hatte. Oder habe ich selbst davon gesprochen? Verzeihung, jetzt bin ich nämlich sinnlos betrunken; aber das schadet nichts, lassen Sie's sich nicht anfechten. Übrigens möchte ich Ihnen das gern erklären, mit dem Denker, der nicht denken konnte. Soweit ich Ihre Äußerung verstanden, wollten Sie den Mann angreifen; ja, den Eindruck empfing ich wirklich; Sie sprachen in höhnischem Ton; aber der Mann, den Sie nannten, verdient einigermaßen, in seinem Zusammenhang gesehen zu werden. Erstens war er ein großer Narr. Doch, doch, davon gehe ich nicht ab, er war ein Narr. Er ging immer mit einer langen, roten

Krawatte und lachte vor lauter Narrheit; ja, er war so närrisch, daß er oft in ein Buch vertieft saß, wenn jemand zu ihm kam, obgleich er niemals las. Er trug auch keine Strümpfe, nur um sich eine Rose fürs Knopfloch kaufen zu können. So war er. Aber das Beste von allem war, daß er eine Menge Photographien hatte, Photographien von bescheidenen, netten Handwerkstöchtern; und auf diese Portraits schrieb er große, klangvolle Namen, nur damit man den Eindruck bekam, daß er allerhand vornehme Bekanntschaften habe. Auf eins der Bilder hatte er mit deutlichen Buchstaben geschrieben „Fräulein Stang“, damit man glauben solle, sie sei mit dem Staatsminister verwandt, obgleich die Person allerhöchstens „Lie“ oder „Haug“ heißen konnte. Hahaha! Was soll man zu solcher Großthuerei sagen? Er bildete sich ein, daß die Leute sich mit ihm beschäftigten, ihn verleumdeten; „die Leute verleumden mich!“ sagte er. Hahaha! Glauben Sie wirklich, daß jemand sich die Mühe nahm, ihn zu verleumden? Wie? Eines Tages kam er in einen Juwelierladen und rauchte an zwei Cigarren! Eine hatte er in der Hand, die andere im Munde, aber beide hatten Feuer. Er wußte vielleicht nicht, daß er zwei Cigarren zugleich im Gebrauch hatte, und als Denker, der nicht gelernt hatte zu denken, fragte er auch nicht . . . .“

„Jetzt muß ich gehen“, sagte Minutte endlich leise.

Nagel erhob sich plötzlich.

„Müssen Sie gehen?“ sagte er. „Soll es jetzt

wirklich fortgehen? Ja, die Geschichte ist auch wohl zu lang, wenn man den Mann in seinem Zusammenhang sehen soll. Es mag also für ein nächstes Mal bleiben. Sie wollen jetzt absolut gehen? Tausend Dank für heute abend! Hören Sie's? Jetzt bin ich aber auch merkwürdig betrunken; wie sehe ich eigentlich aus? — Ja, ich verstehe Ihre Mienen; Sie sind ein gottlos kluger Kerl, Herr Grögaard, und es ist ein Fest für mich, Ihre klugen Augen zu beobachten, so unschuldig wie die sind. Zünden Sie sich noch eine Cigarre an, ehe Sie gehen. Wann kommen Sie nun wieder? Tod und Teufel, es ist ja wahr, Sie müssen zur Herrengesellschaft kommen, hören Sie! Kein Haar soll gekrümmt werden auf . . . . Nein, denn ich will Ihnen sagen, es wird nur eine kleine gemütliche Abendgesellschaft, eine Cigarre, ein Glas Wein, ein bischen Geplauder und neunmal neun Hurras fürs Vaterland, Doktor Stenersens wegen, nicht wahr? Es wird schon gehen. Und die Hose, von der wir gesprochen haben, bekommen Sie, hol mich der Teufel, die bekommen Sie, aber natürlich unter der gewohnten Bedingung, daß Sie nichts sagen. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Geduld heute abend! Lassen Sie mich Ihnen die Hand drücken! Zünden Sie sich eine Cigarre an! Hören Sie noch ein Wort: haben Sie gar keine Bitte an mich? Denn, wenn Sie eine hätten, dann gern. Nun, wie Sie wollen. Gute Nacht, gute Nacht! . . . ."

XI.

So kam der 29. Juni. Es war ein Montag.

An diesem Tage passierten einige außergewöhnliche Dinge; es tauchte sogar eine fremde Person in der Stadt auf, eine verschleierte Dame, die nach zwei Stunden wieder verschwand, nachdem sie einen Besuch im Hotel gemacht hatte.

Schon früh am Morgen hatte Johann Nagel vergnügt auf seinem Zimmer geträllert und gepfiffen. Während des Ankleidens pfiff er lustige Melodieen, als sei er äußerst aufgeräumt. Den ganzen vorhergehenden Tag war er still und schweigsam gewesen nach dem tüchtigen Rausch, den er am Sonnabend Abend mit Minutte gehabt; mit langen Schritten war er im Zimmer auf und ab gegangen und hatte eine Menge Wasser getrunken. Als er nun am Montag Morgen aus dem Hotel ging, trällerte er noch und sah äußerst zufrieden aus; in einem Anfall von heller Freude sprach er sogar eine Frau an, die draußen vor der Treppe stand, und gab ihr fünf Kronen.

„Können Sie mir sagen, wo ich mir eine Violine borgen kann?“ fragte er, „wissen Sie, ob hier in der Stadt irgend jemand Violine spielt?“

„Nein, das weiß ich nicht“, antwortete die Frau erstaunt.

Sie wußte es nicht, aber er gab ihr trotzdem aus Freude fünf Kronen und ging hastig weiter. Er hatte Dagny Kielland mit ihrem roten Sonnenschirm aus einem Laden kommen sehen, und nun ging er ihr nach. Sie war allein. Er grüßte tief und sprach sie an. Sie wurde mit einem Mal flammend rot, wie sie pflegte, und hielt sich den Sonnenschirm vor, um es zu verbergen.

Zuerst sprachen sie von ihrem letzten Spaziergang durch den Wald. Sie war eigentlich doch ein wenig leichtsinnig gewesen; denn sie hatte sich etwas erkältet, obgleich das Wetter so warm gewesen; sie war noch nicht ganz wieder hergestellt. Sie sagte das offen und aufrichtig, als vertraue sie sich einem alten Bekannten an.

„Aber Sie dürfen es nicht bereuen, ich bitte Sie!“ sagte er und ging direkt auf die Sache los.

„Nein“, entgegnete sie mit verwunderter Miene, „nein, ich bereue es nicht; wie kommen Sie darauf? Nein, ich fand, es war eine schöne Nacht, obgleich ich mich die ganze Zeit vor dem „Irrwisch“ gefürchtet habe, von dem Sie sprachen. Seitdem hat mir auch von ihm geträumt. Ein fürchterlicher Traum!“

Dann sprachen sie eine Weile vom Irrwisch; Nagel plauderte heute gern, gab zu, daß er selbst eben-

falls lächerliche Anfälle von stummer Furcht vor mancherlei Dingen habe, oft zum Beispiel nicht eine Treppe hinabgehen könne, ohne sich bei jedem Schritt umzuwenden, um zu sehen, ob jemand hinter ihm gehe. Was das sein könne? Ja, was konnte es sein! Etwas Mystisches, Seltsames, das zu erfassen die armselige, „allwissende" Wissenschaft zu viereckig und zu grob war, der Hauch einer unsichtbaren Macht, die Einwirkung der blinden Kräfte des Lebens.

„Wissen Sie", sagte er, „daß ich in diesem Augenblick Lust hätte, aus dieser Straße in eine andere einzubiegen, weil diese Häuser hier, diese Steinhaufen zur Linken, die drei Birnbäume unten im Garten des Friedensrichters, — weil dies alles einen unsympathischen Einfluß auf mich hat, mich mit einer dumpfen Qual erfüllt. Wenn ich allein gehe, nehme ich niemals den Weg durch diese Gasse, ich umgehe sie, selbst wenn es ein Umweg für mich ist. Was mag das sein?"

Dagny lachte.

„Ich weiß nicht", antwortete sie, „aber Doktor Stenersen wird es gewiß Nervosität und Aberglauben nennen."

„Ganz recht, so würde er es nennen! Ach, welche hochmütige Dummheit! Sie kommen eines Abends in eine fremde Stadt, sagen wir in diese Stadt: weshalb nicht? Tags darauf machen Sie einen Spazierweg durch die Straßen, um sich die Stadt zum erstenmal anzusehen. Während dieser Wanderung empfinden

Sie einen entschiedenen heimlichen Unwillen gegen gewisse Straßen, gewisse Häuser, während Sie sich bei andern Straßen und Häusern angesprochen fühlen, zur Freude und zum Wohlbehagen gestimmt sind. Nervosität? Nun setze ich aber den Fall, daß Sie Nerven haben, wie Schiffstaue, daß Sie eigentlich gar nicht wissen, was Nervosität ist? Weiter! Sie gehen immer noch durch die Straßen, Ihnen begegnen Hunderte von Menschen, die gleichgültig an Ihnen vorübergehen; aber plötzlich — als Sie hinunter kommen an den Quai und vor einem armseligen, einstöckigen Hause ohne Gardinen, aber mit einigen weißen Blumen im Fenster stehen bleiben — kommt Ihnen ein Mann entgegen, der Ihnen sofort durch irgend etwas auffällt. Sie sehen den Mann an, und der Mann sieht Sie an; weiter ist nichts Ungewöhnliches an ihm, als daß er ärmlich gekleidet ist und ein wenig gebückt geht; sie stoßen zum erstenmal im Leben mit ihm zusammen, und Sie haben den bizarren Einfall, daß der Mann Johannes heißt. Ausgerechnet Johannes. Weshalb meinen Sie, daß er gerade Johannes heißen muß? Das können Sie sich nicht erklären, aber Sie sehen es an seinen Augen, merken es an seinen Armbewegungen, hören es am Schall seiner Tritte; und das kommt nicht daher, daß Sie früher schon einmal einem Manne begegnet sind, der diesem letzteren gleicht, und der ebenfalls Johannes hieß; nein, daher kommt es nicht, denn Sie haben niemals jemanden getroffen, an den letzterer Sie erinnern könnte. Aber da stehen

Sie nun mit Ihrem Erstaunen und Ihrer mystischen Empfindung und können sich nichts erklären.“

„Haben Sie einen solchen Mann hier in der Stadt getroffen?“

„Nein, nein“, beeilte er sich zu sagen, „ich nenne nur diese Stadt, dieses einstöckige Haus und jenen Mann, ich führe dies alles nur als Beispiel an. Aber, nicht wahr, das ist seltsam? . . . . Es kommen noch mehr seltsame Dinge vor: Sie kommen in eine fremde Stadt und treten in ein fremdes Haus, sagen wir in ein Haus, in dem Sie noch nie gewesen sind. Mit einem Mal haben Sie die ganz bestimmte Empfindung, daß seiner Zeit, vielleicht vor vielen Jahren schon, eine Apotheke in diesem fremden Hause gewesen sein muß. Wie kommen Sie darauf? Es ist nichts da, das Sie daran erinnert, niemand hat es Ihnen gesagt; kein Medizingeruch, keine, durchaus keine Streifen an den Wänden, wie von Regalen; keine ausgetretene Bahn, die an einen Ladentisch geführt hätte. Und trotzdem wissen Sie, wissen Sie in Ihrem Herzen, daß vor vielen Jahren eine Apotheke in diesem Hause gewesen ist! Sie irren nicht, Sie sind für den Augenblick von einem geheimnisvollen Wissen erfüllt, das Ihnen verborgene Dinge offenbart. Aber das ist Ihnen vielleicht niemals passiert?“

„Ich habe bis jetzt nie darüber nachgedacht, aber jetzt, da Sie davon reden, ist mir, als wäre es auch mir passiert. Jedenfalls fürchte ich mich oft im Dunkeln, vor gar nichts. Aber das ist vielleicht etwas anderes.“

„Gott mag wissen, was eins und was das andere ist! Es passiert so vieles zwischen Himmel und Erde, seltsame, herrliche Dinge ohnegleichen, und ganz unerklärliche Vorahnungen, stumme Angst, die Sie vor Unbehagen erbeben machen. Stellen Sie sich vor, daß Sie in einer dunklen Nacht hören, wie jemand heimlich an den Wänden entlang streift. Sie sind vollkommen wach, Sie rauchen eine Pfeife und sitzen an einem Tische mit wachen Sinnen, Sie haben den Kopf voller Pläne. Da hören Sie mit einem Mal ganz deutlich, daß draußen jemand an den Wänden entlang streift, an der Paneelung, oder sogar in Ihrem Zimmer, da drüben beim Ofen, wo Sie auch einen Schatten an der Brandmauer sehen. Sie nehmen den Schirm von der Lampe, damit es heller wird, und gehen nach dem Ofen. Sie stellen sich vor den Schatten und sehen einen Ihnen unbekannten Menschen, einen mittelgroßen Mann mit einem schwarz und weißen Wollshawl um den Hals und mit ganz blauen Lippen. Er sieht aus wie der Treffbube auf den norwegischen Spielkarten. Ich nehme nun an, daß Sie mehr neugierig als ängstlich sind, Sie gehen dem Burschen zu Leibe, um ihn mit einem Blick fortzufegen, aber er rührt sich nicht, obgleich Sie ihm so nahe sind, daß Sie ihn mit den Augen blinzeln sehen und gewahren, daß er im übrigen ebenso lebendig ist wie Sie selbst. Nun nehmen Sie ihn von der gemütlichen Seite; obgleich Sie ihn nie zuvor gesehen haben, sagen Sie: Ihr Name ist doch nicht zufällig Homan, Bernt Homan?

Und als er nicht antwortet, beschließen Sie, ihn Homan zu nennen und sagen: Warum, zum Teufel, sollten Sie nicht Bernt Homan sein? Und dabei grinsen Sie ihn an. Aber er rührt sich immer noch nicht, und Sie wissen nicht, was Sie mit ihm anfangen sollen. Nun treten Sie einen Schritt zurück, stechen mit der Pfeifenspitze nach ihm und sagen: „Bah!" Aber er verzieht keine Miene. Da werden Sie ärgerlich und versetzen dem Manne einen Stoß. Aber nun sieht der Mann aus, als ob er sich allerdings irgendwo in der Nähe befindet, aber Ihr Stoß hat ihn durchaus nicht getroffen, er fällt nicht, er steckt beide Hände in die Taschen, tief in die Taschen, zieht die Schultern empor und nimmt eine Miene an, als ob er sagen wollte: Was weiter? So wenig hat der Stoß ihn angefochten, den Sie ihm versetzt haben. Was weiter? antworten Sie rasend und geben ihm noch einen Stoß in die Magengegend. Darauf erleben Sie folgendes: nach dem letzten Stoß fängt der Mann an zu verduften, Sie sehen mit Ihren eigenen Augen, daß er sich nach und nach verwischt, immer undeutlicher wird; und zuletzt ist nichts mehr von ihm vorhanden als der Bauch, dann verschwindet auch der. Aber während der ganzen Zeit hat er die Faust in der Tasche gehabt und Sie mit jenem trotzigen Ausdruck angesehen, der zu sagen schien: Was weiter?"

Dagny lachte wieder.

„Nein, was für schöne Abenteuer Sie erleben!" sagte sie. „Nun aber weiter? Wie wird es denn schließlich?"

„Als Sie sich wieder an den Tisch setzen und von neuem mit Ihren Plänen anfangen, entdecken Sie, daß Sie sich die Knöchel an der Brandmauer blutig gestoßen haben .... Aber was ich sagen wollte: erzählen Sie tags darauf diese Geschichte Ihren Bekannten, so werden Sie hören, was sie Ihnen antworten: Sie haben geschlafen, antworten sie. Hahaha, ja, Sie haben geschlafen; obgleich Gott und alle Engel wissen, daß Sie nicht geschlafen haben! Es ist ja die reine Seminaristenweisheit und Roheit, es Schlaf zu nennen, wenn Sie vollständig wach an einem Ofen standen, eine Pfeife geraucht und mit einem Manne gesprochen haben. Nun kommt der Arzt. Ein ausgezeichneter Arzt, der die Wissenschaft mit zusammengekniffenem Mund, das heißt mit Überlegenheit repräsentiert. Das, sagt er, das ist nur Nervosität. Ach Gott, was für eine Komödie von einem Manne ist doch solch ein Arzt! Gut. Er sagt aber, es sei Nervosität. Für das Gehirn eines Arztes ist es eine Sache von den und den Dimensionen, so viele Zoll hoch, und so viele Zoll breit, etwas, das man in die Hand legen kann, gute, dicke Nervosität. Er verschreibt dann auf einem Papierlappen Eisen und Chinin und kuriert Sie stehenden Fußes. So geht es zu! Aber denken Sie nur, welche Bauernlogik, mit seinen Dimensionen und seinem Chinin auf ein Gebiet zu treten, wo nicht einmal die feinen und weisen Seelen sich die Phänomene haben erklären können! In hohen Stiefeln umherwaten, wo es gilt, von einer Nüance zur andern zu balancieren!“

Dann entstand ein kurzes Schweigen.

„Gleich werden Sie einen Knopf verlieren", sagte sie.

„Ich verliere einen Knopf?" fragte er und sah an seiner Kleidung herab.

Sie deutete lächelnd auf einen seiner Rockknöpfe, der nur noch an einem Faden hing, und sagte:

„Bitte, nehmen Sie ihn ganz ab, er macht mich so nervös; ich fürchte, daß Sie ihn verlieren."

Er that ihr den Willen, zog ein Messer aus der Tasche und schnitt ihn ab. Als er das Messer herauszog, fielen etwas Kleingeld und eine Medaille an einem traurig mißhandelten Bande aus seiner Tasche; er beugte sich hastig nieder und nahm die Sachen auf, während sie daneben stand und zusah.

„Ist das eine Medaille?" fragte sie. „Nein, sehen Sie doch, eine Medaille! Aber wie gehen Sie damit um? Sehen Sie doch das Band an! Was für eine Medaille ist das?"

„Eine Rettungsmedaille .... Ja, aber Sie dürfen durchaus nicht glauben, daß sie durch irgend ein Verdienst meinerseits in meine Tasche gekommen ist. Nichts als Humbug."

Sie sah ihn an. Sein Gesicht war vollkommen ruhig, seine Augen weit offen, als ob er durchaus nicht lüge. Die Medaille hatte sie noch immer in der Hand.

„Wie kommen Sie dazu, ein solches Ding aufzubewahren, es bei sich zu tragen, wenn Sie es nicht selbst verdient haben?"

„Ich habe sie gekauft!“ lachte er. „Sie gehört ja mir, ist mein Eigentum, ich besitze sie, wie ich ein Federmesser, einen Rockknopf besitze. Weshalb sollte ich sie da wegwerfen?“

„Aber daß Sie sich eine Medaille kaufen mögen!“ sagte sie.

„Ja, das ist Humbug, ich leugne es gar nicht; aber was thut man nicht manchmal?! Bei einer Gelegenheit habe ich sie mal einen ganzen Tag auf der Brust getragen, habe damit geprahlt, einen Toast angenommen, der darauf ausgebracht wurde. Hahahaha, ja, es ist wirklich komisch! Aber, nicht wahr? Ein Humbug ist so gut wie der andere!“

„Der Name ist ausgekratzt“, sagte sie wieder.

Nun wurde er plötzlich rot und streckte die Hand nach der Medaille aus.

„Der Name ist ausgekratzt? Nein, nicht möglich; lassen Sie mich sehen. Nein, das ist nur ein Schaden, den sie in der Tasche genommen hat; ich habe sie zwischen dem Kleingeld getragen, weiter nichts.“

Dagny sah ihn mißtrauisch an, sagte aber nichts. Da knipste er plötzlich mit den Fingern und ruft aus:

„Nein wie kann ich nur so gedankenlos sein! Der Name ist ausgekratzt, Sie haben recht; wie konnte ich das vergessen?! Hahaha! Ich selbst habe den Namen auskratzen lassen, ganz recht; es war ja nicht mein Name, der drauf stand, es war der Name des Eigentümers, des Retters; ich ließ ihn gleich fortfeilen, als ich sie bekommen hatte. Ich bitte Sie zu ent-

schuldigen, daß ich Ihnen das nicht gleich gesagt habe; es geschah nicht etwa, um zu lügen. Ich dachte nämlich an etwas ganz anderes: wie Sie so plötzlich nervös über den Knopf geworden, der im Begriff war, abzureißen? Und wenn er nun abriß? Sollte es eine Antwort sein auf das, was ich von der Nervosität und der Wissenschaft gesagt hatte?"

Pause.

„Aber Sie legen doch immer eine auffallende Aufrichtigkeit mir gegenüber an den Tag", sagte sie, ohne auf seine Frage zu antworten „und ich weiß nicht, wozu das dienen soll. Ihre Anschauungen sind einigermaßen ungewöhnlich; jetzt schließlich lassen Sie mich ahnen, daß eigentlich alles nur Humbug ist, nichts ist edel, nichts rein, nichts groß; ist das Ihre Meinung? Kann es denn wirklich dasselbe sein, ob man sich eine Medaille für so und so viel Kronen kauft, oder ob man sie sich durch diese oder jene That, durch irgend ein Verdienst erkämpft?"

Er entgegnete nichts. Dann fuhr sie ganz langsam und ernst fort:

„Ich verstehe Sie nicht; zuweilen, wenn ich Sie reden höre, frage ich mich wohl, ob Sie ganz bei Vernunft sind. Verzeihen Sie, daß ich das sage!

Sie machen mich immer unruhiger, jedesmal, immer erregter sogar; Sie verwirren meine Begriffe über alles, ganz gleichgültig, über was Sie reden; Sie stellen alle Dinge auf den Kopf. Wie kann das sein? Ich habe noch niemals jemanden gefunden, der in so

hohem Grade allem, was in mir ist, widersprochen hat. Sagen Sie mir: wieviel meinen Sie eigentlich selbst von dem, was Sie sagen? Was ist Ihre Herzensmeinung?"

Sie hatte so ernst, so warm gesprochen, daß es ihn stutzen machte.

„Wenn ich einen Gott hätte", sagte er dann, „einen Gott, der mir so recht hoch und heilig wäre, so würde ich bei diesem Gotte schwören, daß ich aufrichtig alles das meine, was ich Ihnen gesagt habe; absolut alles, und daß ich das Beste zu thun meine, selbst dann, wenn ich Sie verwirre. Als wir das vorige Mal zusammen sprachen, sagten Sie, ich sei der lebendige Widerspruch gegen alles, was andere Leute über Dinge dächten; damals sprachen wir von Gichtketten oder was es sonst war, oder vielleicht über norwegische Märchen. Ja, es ist wahr, ich gebe zu, daß ich ein lebendiger Widerspruch bin, ich begreife es selbst nicht. Aber ich bin außer stande zu begreifen, daß nicht auch alle anderen Menschen dasselbe über Dinge denken, wie ich. So geordnet und durchsichtig dünken mich die Fragen, und so strahlend klar sehe ich den Zusammenhang ein. Das ist meine Herzensmeinung, Fräulein; könnte ich Sie doch dazu bringen, mir zu glauben, jetzt und immer."

„Jetzt und immer, nein, das will ich nicht versprechen."

„Darum ist mir gerade jetzt so unendlich viel zu thun", sagte er.

Sie waren in den Wald gekommen, sie gingen so dicht nebeneinander, daß sie sich oft mit den Ellbogen streiften, und die Luft war so still, daß sie nur ganz leise zu sprechen brauchten und einander dennoch hörten. Dann und wann zwitscherte ein Vogel.

Da blieb er plötzlich stehen und brachte auch sie zum Stehen.

„Wie ich mich drei Tage nach Ihnen gesehnt habe!“ sagte er. „Nein, nein, erschrecken Sie nicht; ich sage ja beinahe nichts, und ich werde nichts erreichen, nein, soweit mache ich mir ja auch keine Illusionen. Übrigens verstehen Sie mich vielleicht nicht einmal; ich fange verkehrt an und verschwatze mich; ich sage, was ich gar nicht sagen wollte . . . . “

Als er schwieg, sagte sie:

„Wie wunderlich Sie heute sind!“

Dann wollte sie weiter gehen.

Aber er hielt sie wieder an.

„Liebes Fräulein, warten Sie ein wenig! Haben Sie heute etwas Nachsicht mit mir! Ich fürchte mich zu sprechen; ich habe Angst, daß Sie mich unterbrechen und sagen: Gehen Sie! Und trotzdem habe ich dies in mancher wachen Stunde überlegt.“

Sie sah ihn immer verwunderter an und fragte:

„Wo soll dies hinaus?“

„Wo es hinaus soll? Darf ich es Ihnen in reinen Worten sagen? Es soll da hinaus . . . . daß, — daß ich Sie liebe, Fräulein Kielland. Ja, eigentlich verstehe ich auch nicht, daß es Sie so verblüffen kann,

ich bin von Fleisch und Blut; ich bin Ihnen begegnet, und ich bin hingerissen von Ihnen; das ist wohl nicht so merkwürdig? Eine andere Sache ist es allerdings, daß ich es Ihnen vielleicht nicht hätte gestehen sollen."

„Nein, das durften Sie nicht."

„Aber wozu wird man nicht getrieben? Ich habe Sie sogar verleumdet aus Liebe zu Ihnen, ich habe Sie eine Kokette genannt und versucht, Sie herabzuziehen, nur um mich zu trösten und mich schadlos zu halten, weil ich wußte, daß Sie für mich unerreichbar waren. Nun bin ich Ihnen zum fünftenmal begegnet, und ich bin doch nicht vor dem fünften Mal unterlegen, obgleich ich es schon das erste Mal hätte thun können. Außerdem ist heute auch mein Geburtstag, ich bin neunundzwanzig Jahre alt, und von dem Augenblicke an, wo ich heute morgen die Augen aufgeschlagen habe, war ich fröhlich und habe gesungen. Ich dachte — ja, es ist natürlich lächerlich, daß man auf so dumme Dinge verfällt, aber ich dachte so bei mir: wenn Du sie nun heute triffst und alles gestehst, so kann es vielleicht nicht schaden, daß obendrein dein Geburtstag ist; du kannst es ihr ja auch erzählen, und sie vergiebt dir vielleicht williger an einem solchen Tage. Sie lächeln? Ja, es ist lächerlich, das weiß ich; aber es hilft nun trotz alledem nichts, ich bringe Ihnen meinen Tribut dar, so gut wie all die anderen."

„Es ist aber traurig, daß Ihnen das heute passiert ist", sagte sie. „Sie sind in diesem Jahre an Ihrem

Geburtstage unglücklich gewesen. Mehr kann ich nicht darüber sagen."

„Nein, natürlich nicht .... Gott, welche Macht Sie haben! Ich kann begreifen, daß man um Ihretwillen zu allem möglichen getrieben wird. Selbst jetzt, als Sie die letzten Worte sprachen, die doch nicht erfreulich waren — und was Sie auch gar nicht beabsichtigt hatten — selbst jetzt war Ihre Stimme wie Gesang; es war förmlich, als wenn es in mir zu blühen begänne. Nein, es ist wunderlich! Wissen Sie, daß ich nachts an Ihr Haus gewandert bin, um womöglich einen Schimmer von Ihnen in einem Fenster zu erhaschen, — daß ich hier im Walde auf den Knieen gelegen bin und für Sie zu Gott gebetet habe, ich, der ich nicht einmal viel an Gott glaube. Sehen Sie den Espenbaum dort? Ich habe gerade diese Stelle zum Stillstehen gewählt, weil ich an dieser Espe manche Nacht auf den Knieen gelegen habe, aufgelöst in Verzweiflung, stumm und verloren, nur weil Sie mir nie mehr aus dem Sinn kamen. Von hier aus habe ich Ihnen jeden Abend gute Nacht gesagt, ich habe die Sterne und den Wind gebeten, Sie zu grüßen, und ich glaube, Sie müssen es im Schlafe gefühlt haben."

Sie gingen weiter.

„Dagny! Dagny!" sagte er plötzlich. Und ehe sie sich's versah, fiel er auf die Kniee mitten auf dem Wege, und blieb so eine Minute liegen, die Mütze in der Hand, mit gesenktem Haupte, als erwarte er einen

Schlag. Erschrocken sah sie sich um; in ihrer Ratlosigkeit machte sie sogar den Versuch, ihn aufzuheben; aber sie gab es wieder auf.

„Nein, aber so stehen Sie doch auf!“ rief sie dicht über seinem Kopfe, „augenblicklich, hören Sie! Was fällt Ihnen ein? Mitten auf dem Wege!“

Und als er sich erhob, machte sie ihn sogar aufmerksam darauf, daß er sich den Sand von den Knieen bürsten müsse. Sie gingen nicht weiter, sondern blieben auf derselben Stelle stehen. Dann sagte sie:

„Weshalb haben Sie mir dies alles gesagt? Wissen Sie denn nicht, daß ich . . . . “

„Ja, ja!“ unterbrach er sie außerordentlich bewegt. „Ich weiß auch, was Sie sagen wollten: daß Sie schon längst einem andern angehörten, und daß ich also ein ehrloser Mensch bin, der sich an Sie drängt, jetzt wo es zu spät ist — weshalb sollte ich das nicht wissen? Ja, weshalb habe ich Ihnen dies alles denn gesagt? Nun ja, um auf Sie einzuwirken, um Eindruck auf Sie zu machen und Sie dahin zu bringen, daß Sie darüber nachdenken. Bei Gott, ich spreche jetzt die Wahrheit, ich kann nicht anders. Ich weiß, daß Sie verlobt sind, daß Sie einen Bräutigam haben, den Sie lieb haben, daß Sie vergeben und gebunden sind, daß ich also nichts erreichen kann; ja, aber trotzdem wollte ich versuchen, auf Sie einzuwirken, ich wollte nicht alle Hoffnung aufgeben! Stellen Sie sich den Gedanken vor: alle Hoffnung aufzugeben! dann werden Sie mich vielleicht besser verstehen. Wenn ich vorhin

sagte, daß ich nichts zu erreichen erwartete, so log ich, ich sagte es auch nur, um Sie vorläufig zu beruhigen und Zeit zu gewinnen, damit Sie nicht mit einem Mal allzu ängstlich werden sollen. Rede ich Wahnsinn? Ich will damit nicht sagen, daß Sie mich jemals etwas hoffen ließen, und ich habe mir wirklich auch nicht eingebildet, daß ich jemand ausstechen könnte; ach, das ist mir nicht einmal eingefallen. Aber ich habe in trostlosen Stunden bei mir gedacht: ja, sie ist verlobt, und sie reist bald ab, fahr wohl! aber sie ist ja noch nicht absolut verloren, sie ist noch nicht abgereist, nicht verheiratet, nicht tot; wer kann wissen! Und wenn ich alles versuchte, war es vielleicht noch Zeit! Sie sind mein steter Gedanke geworden, mein Zwangsgedanke, ich sehe Sie in allen Dingen und alle blauen Elfen nenne ich Dagny. Ich glaube, in all diesen Wochen ist nicht ein Tag hingegangen, ohne daß ich an Sie gedacht hätte; es ist ganz gleichgültig, um welche Tageszeit ich aus dem Hotel gehe, sobald ich die Thür öffne und auf die Treppe komme, fährt mir die Hoffnung durchs Herz: vielleicht begegnest Du ihr jetzt! und ich sehe mich überall nach Ihnen um. Nein, ich verstehe es jetzt nicht, ich weiß mir nicht zu helfen. Glauben Sie mir, wenn ich jetzt nachgegeben habe, so gab ich doch nicht ohne Widerstand nach. Es ist doch nicht ermutigend, zu wissen, daß alle Bemühungen vergeblich sind, und man dennoch nicht umhin kann, sich zu bemühen; deshalb kämpft man ja auch bis zum letzten Augenblick dagegen. Aber wenn es

durchaus nicht hilft! So viele, viele Dinge sinnt man aus, wenn man eine Nacht hindurch am Fenster seines Zimmers sitzt und nicht schlafen kann. Man hält ein Buch in der Hand, aber man liest nicht; man beißt die Zähne wieder und wieder zusammen und liest drei Zeilen; dann kann man nicht mehr, und kopfschüttelnd schließt man wieder das Buch. Das Herz schlägt wild, stumm flüstert man heimliche, süße Worte vor sich hin, nennt einen Namen und küßt ihn in Gedanken. Und es schlägt zwei, vier, sechs; dann will man ein Ende machen, und man beschließt, daß, wenn man das nächste Mal die Gelegenheit dazu hat, man den Sprung wagen und alles gestehen wird. Aber man wagt ihn doch nicht, ach nein, man getraut sich nicht, man verpaßt eine Gelegenheit nach der andern, ohne es zu wagen, bis der Tag kommt, wo man nicht länger widerstehen kann .... Verzeihen Sie, Fräulein! ich habe so viel gesprochen, ich bitte Sie, mir zu verzeihen! Wollen wir gehen? Ach, Dagny, wie innig liebe ich Sie; ich bin schon dankbar dafür, daß ich es Ihnen nur habe sagen dürfen!"

Sie hatte ihm ganz bestürzt zugehört und nicht ein einziges Wort der Entgegnung hervorgebracht. Sie standen immer noch still.

„Nein, Sie müssen wahnsinnig sein!" sagte sie kopfschüttelnd. Und betrübt und bleich, so daß sogar ihre Augen bläulich wie Eis erscheinen, fügte sie hinzu: „Sie wissen, daß ich schon verlobt bin, Sie vergessen es nicht, gehen davon aus, und dennoch ...."

„Gewiß weiß ich es!“ antwortete er. „Könnte ich sein Gesicht und seine Uniform denn vergessen? Er ist schön, ich finde kein Fehl an ihm, und dennoch wünschte ich, er wäre tot und dahin!

Was nützt es, daß ich mir selbst hundertmal gesagt habe: Du erreichst hier nichts, er ist schön, er ist Offizier, während du Agronom und nichts bist; dazu ist er obendrein schon ihr Verlobter, basta! Das Herz beugt sich vor nichts, nicht einmal vor der größten Unmöglichkeit. Fräulein Kielland, sprechen Sie doch ein wenig wohlwollend zu mir, um meiner Liebe willen! Ich will Sie ja nicht lieben, aber ich kann es nicht lassen; giebt es denn keine Hoffnung? Sind Sie absolut und auf immer für mich verloren? Ach, noch nicht, nicht wahr? Liebe, Gute, noch nicht!“

„Doch — doch, machen Sie mich nicht ganz verzweifelt!“ rief sie. „Wozu wollen Sie mich bringen? An was denken Sie? Meinen Sie, ich sollte . . . . Herrgott, seien Sie doch gut! Lassen Sie uns nicht mehr darüber sprechen! Nun haben Sie alles verdorben, nur durch ein paar dumme Worte; und nun dürfen wir nie mehr zusammenkommen. Weshalb haben Sie das gethan? Nein, wenn ich das hätte voraussehen können! Ja! Ja! Lassen Sie's jetzt genug sein, ich bitte Sie sowohl um Ihret- wie um meinetwillen darum. Sie sehen ja ein, daß ich Ihnen nichts sein kann; ich begreife gar nicht, wie Sie das nur jemals haben glauben können. So; jetzt muß es ein Ende haben; Sie müssen zurückgehen. Wenn Sie

wüßten, wie unruhig ich bin! Wenn Sie mir einen großen Dienst erweisen wollen, so gehen Sie nach Hause und versuchen Sie, sich darein zu finden. Nicht wahr, Sie wollen mich nicht betrüben? O Gott, es thut mir auch für Sie so leid, aber ich kann nicht anders handeln."

„Aber soll es denn heute ein Lebewohl sein? Sehe ich Sie jetzt zum letztenmal? Nein, nein, hören Sie! Verzeihen Sie mir, ich will nicht heftig werden. Wenn ich nun aber verspräche, ruhig zu sein und von irgend etwas anderem zu sprechen, nur nie wieder hiervon, darf ich Sie dann nicht einmal wiedersehen? Wenn ich also ganz ruhig wäre? Es könnte ja einmal sein, wenn Sie auch der übrigen ganz überdrüssig geworden wären; nur daß es heute nicht das allerletzte Mal ist. Ich bitte jetzt nicht um mehr, lassen Sie doch nicht alles vergebens gewesen sein. Sie schütteln wieder den Kopf, — Ihren reizenden Kopf, aber Sie schütteln ihn. Wie ist alles, alles unmöglich .... Wenn Sie es mir auch nicht verzeihen wollen, aber trotzdem ja sagen, um mir eine Freude zu machen; denn es ist heute doch so traurig geworden, sehr traurig, obgleich ich heute morgen gesungen habe! Nur einmal noch! Ich bitte Sie so inständig, wie ich nur kann!"

„Ja, aber Sie sollten mich nicht darum bitten, wenn ich es nicht versprechen kann. Außerdem, wozu wäre es wohl gut? Gehen Sie jetzt; thun Sie's! Vielleicht sehen wir uns auch wieder, ich weiß es nicht, aber es könnte ja sein. Nein, gehen Sie jetzt, hören

Sie?“ rief sie ungeduldig, „Sie erweisen mir eine wahre Wohlthat dadurch. Es kommt vielleicht auch jemand . . . .“

Pause. — Er starrte sie an, seine Brust hob sich gewaltsam. Dann nahm er sich zusammen und grüßte zum Abschied; er ließ die Mütze zu Boden fallen und faßte plötzlich ihre Hand, die sie ihm nicht gereicht hatte, und drückte sie fest zwischen den seinen, sie stieß einen leisen Schrei aus, und er gab ihre Hand wieder frei, unglücklich, ganz verzweifelt darüber, ihr Schmerz verursacht zu haben. Und er stand und blickte ihr nach, als sie davonging. Ein paar Schritte noch, dann mußte sie verschwinden! Er würde sie nie wiedersehen; nein, einmal zum Schein hatte sie ja gesagt, obgleich er es nicht wie eine Gnade von ihr erbeten hatte. Die Röte steigt ihm ins Gesicht; er beißt sich die Lippen wund, und er will gehen, ihr den Rücken kehren, in seiner zornigen Innigkeit . . . . Schließlich war er doch ein Mann; es war gut so, alles war gut, lebe wohl! . . .

Plötzlich wandte sie sich um und sagte:

„Und des Nachts dürfen Sie den Pfarrhof nicht umkreisen, Bester, wirklich, das dürfen Sie nicht. Sie sind es also, der Bisken nun schon mehrere Nächte zum rasenden Bellen gebracht hat; eine Nacht war Papa schon im Begriff aufzustehen. Sie dürfen es nicht, hören Sie? Ich hoffe doch, daß Sie uns nicht beide ins Unglück bringen wollen.“

Nur diese Worte; aber beim Laut ihrer Stimme war sein Zorn schon vorüber, er schüttelte den Kopf.

„Und obendrein heute mein Geburtstag!" sagte er. Damit legte er den einen Arm vors Gesicht und ging.

Sie sah ihm nach, bedachte sich einen Augenblick und lief dann zurück. Sie faßte seinen Arm.

„Ja, vergeben Sie mir! Es war garstig von mir, das zu vergessen. Grämen Sie sich nicht um mich; ich kann ja doch nichts für Sie sein. Aber vielleicht sehen wir uns später wieder; glauben Sie nicht? Ja, jetzt muß ich gehen. Auf Wiedersehen!"

Sie kehrte um und entfernte sich schnell.

XII.

Eine verschleierte Dame kam vom Quai herauf, wo sie soeben vom Dampfschiff ans Land gestiegen war. Sie ging in gerader Richtung auf das Centralhotel zu.

Nagel stand zufällig am Fenster und blickte hinaus; sonst war er den ganzen Nachmittag rastlos im Zimmer auf und ab gegangen und nur ein paarmal stehen geblieben, um ein Glas Wasser zu trinken. Sein Gesicht war ungewöhnlich rot, fieberrot, und seine Augen brannten. Jetzt hatte er Stunde auf Stunde an ein und dieselbe Sache gedacht: an seine letzte Begegnung mit Dagny Kielland.

Einen Augenblick hatte er sich einreden wollen, daß er abreisen und das Ganze vergessen könne; er öffnete den Koffer, nahm Papiere heraus, ein paar Instrumente aus Messing, eine Flöte, einige Notenblätter, Kleider, darunter ein neuer, gelber Anzug, der genau dem ähnlich war, welchen er anhatte, und verschiedene andere Dinge, die er auf dem Fußboden

umherstreute. Ja, er wollte fort, in der Stadt war seines Bleibens nicht mehr; sie flaggte nicht mehr, und öde war es in ihren Gassen; weshalb sollte er also nicht abreisen? Und außerdem, weshalb, zum Teufel, hatte er überhaupt seine Nase hierhergesteckt? Ein Krähwinkel war es, ein Nest von einer Scherenstadt, mit kleinen, langohrigen Menschen.

Aber er wußte sehr wohl, daß es nicht zur Abreise kommen würde, daß er sich nur Rückgrat verleihen und sich selbst damit betrügen wollte. Mißmutig packte er alle seine Sachen wieder ein und stellte die Koffer an ihren Platz zurück. Dann schwankte er ganz verstört zwischen Thür und Fenster auf und ab, auf und ab mit hastigen Schritten, während die Uhr unten im Hause eine Stunde nach der anderen schlug. Zuletzt schlug sie sechs ....

Als er am Fenster stehen blieb, und sein Blick auf die verschleierte Dame fiel, die gerade die Hoteltreppe hinaufstieg, veränderte sein Gesicht sich gänzlich, und er griff ein paarmal an seinen Kopf. Nun, weshalb nicht! Sie hatte ebensoviel Recht, den Ort zu besuchen, wie er! Aber das kümmerte ihn nicht, er hatte andere Sachen zu bedenken; und überdies waren er und sie quitt miteinander.

Er zwang sich sofort ruhig zu sein, setzte sich auf einen Stuhl und nahm eine Zeitung vom Boden auf, sah hier und dort hinein, als ob er darin lese. Es waren nicht mehr als eine oder zwei Minuten verflossen, als Sara die Thür öffnete und ihm eine

Karte übergab, auf der mit Bleifeder „Kamma" geschrieben stand. Nur Kamma. Er stand auf und ging hinunter.

Die Dame stand im Gespräch mit dem Hotelwirt im Korridor; sie hatte den Schleier herabgelassen. Nagel verbeugte sich vor ihr.

„Guten Tag, Simonsen!" sagte sie mit lauter, bewegter Stimme; Simonsen, sagte sie.

Er stutzte, faßte sich aber sofort und rief Sara zu: „Wohin können wir einen Augenblick gehen?"

Sie wies ihnen ein Zimmer neben dem Speisezimmer an, wo die Dame, sobald die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, auf einem Stuhl zusammenbrach. Sie war in großer Erregung.

Ihr Gespräch war abgerissen und dunkel, mit halben Worten, deren Sinn nur sie selbst verstanden, mit nichtssagenden Anspielungen auf die Vergangenheit. Sie waren einander schon begegnet und kannten sich. Die Zusammenkunft dauerte keine Stunde. Die Dame sprach mehr dänisch als norwegisch.

„Verzeih, daß ich Dich noch Simonsen nannte", sagte sie. „Der alte, liebe Kosename! Wie alt und lieb! Jedesmal, wenn ich ihn vor mich hinspreche, sehe ich Dich vor mir, wie Du leibst und lebst."

„Wann sind Sie angekommen?" fragte Nagel.

„Soeben, eben erst, vor kurzem; ich kam mit dem Dampfschiff . . . . Ja — und ich reise gleich wieder."

„Schon gleich?"

„Wissen Sie", sagt sie, „Sie freuen sich, daß ich

schon gleich wieder reise; glauben Sie, ich sähe das nicht? .... Nein, was soll ich eigentlich für meine Brust thun? Sagen Sie mir's. Fühlen Sie hier, nein, höher hinauf! Was denken Sie darüber? Ich glaube, daß es etwas schlimmer ist; daß es sich seit damals verschlimmert hat; nicht wahr? Na, es ist ganz gleichgültig .... Sehe ich unordentlich aus? Sagen Sie's nur. Wie sitzt denn mein Haar? Vielleicht bin ich gar schmutzig, denn ich bin vierundzwanzig Stunden gereist .... Sie haben sich nicht verändert, Sie sind ebenso kalt, ebenso kalt .... Haben Sie vielleicht einen Kamm bei sich?"

„Nein .... Was fiel Ihnen eigentlich ein, hierherzukommen? Was ist es, daß Sie ...."

„Dasselbe frage ich Sie, ganz dasselbe, nämlich: Was fiel Ihnen ein, sich an solch einen Ort zu verkriechen? Aber glaubten Sie, ich würde Sie nicht finden? ... Hör mal, hier bist Du Agronom, nicht wahr? Hahaha! Ich traf ein paar Leute am Quai, die mir sagten, Du seist Agronom und habest im Garten einer gewissen Frau Stenersen etwas gearbeitet; Johannisbeerbüsche, deren Du Dich angenommen; zwei Tage hintereinander hättest Du dort in Hemdärmeln gearbeitet. Solch ein Einfall! ... Meine Hände sind eiskalt; das sind sie immer, wenn ich erregt bin, und jetzt bin ich erregt; Du hast auch nicht viel Mitleid mit mir, obwohl ich Dich Simonsen nenne wie in alter Zeit, und froh und glücklich bin. Heute morgen noch, als ich in der Koje lag, dachte ich: wie

wird er wohl gegen mich sein; ob er mich wenigstens Du nennen und mich unters Kinn fassen wird? Und ich war fast überzeugt, daß Sie es thun würden, aber ich habe mich geirrt. Bemerken Sie wohl: ich bitte Sie nicht, es jetzt noch zu thun; es ist zu spät ... Sagen Sie mir, weshalb blinzeln Sie ununterbrochen? Weil Sie an etwas ganz anderes denken, während ich spreche?"

Er entgegnete nur:

„Ich bin heute wirklich ein wenig unwohl, Kamma. Können Sie mir nicht gleich sagen, weshalb Sie mich aufgesucht haben? Sie würden mir eine Wohlthat erweisen."

„Weshalb ich Sie aufgesucht habe?" rief sie. „Gott, wie fürchterlich Sie einen verletzen können! Haben Sie vielleicht Angst, daß ich Sie um Geld bitten werde; daß ich einzig und allein gekommen bin, Sie auszuplündern. Gestehen Sie's nur, wenn Sie wirklich etwas so Schwarzes in Ihrem Herzen denken ... Aber weshalb habe ich Sie denn aufgesucht? Ja, raten Sie mal! Wissen Sie denn gar nicht, welchen Tag und Datum wir heute haben? Haben Sie vielleicht Ihren eigenen Geburtstag vergessen?"

Und sie warf sich schluchzend vor ihm auf die Kniee und faßte seine beiden Hände, um sie an ihr Gesicht zu pressen und an die Brust zu drücken.

Er wurde sofort seltsam gerührt von dieser heftigen Zärtlichkeit, die er jetzt nicht mehr erwartet

hatte; er zog sie zu sich empor und nahm sie auf den Schoß.

„Ich habe Deinen Geburtstag nicht vergessen", sagte sie, „ich werde mich immer an ihn erinnern. Du weißt nicht, wie manche Nacht ich um Dich weine, wenn ich vor lauter Gedanken nicht schlafen kann . . . Du lieber Junge! Du hast immer noch denselben roten Mund! Ich dachte unterwegs an so vieles; ich dachte: ob sein Mund wohl noch immer gleich rot ist? . . . Wie Deine Augen umherflackern. Wirst Du etwa ungeduldig? Sonst bist Du ganz derselbe geblieben, aber Deine Augen flackern wirklich, als ob Du sännest, wie Du mich so schnell wie möglich los werden kannst. Laß mich lieber neben Dir auf dem Stuhl sitzen, das ist Dir gewiß angenehmer, nicht wahr? Ich habe so vieles, so vieles mit Dir zu besprechen, und ich muß mich beeilen, denn bald geht das Dampfschiff; und nun verwirrst Du mich nur mit Deinen gleichgültigen Mienen. Was soll ich sagen, damit Du mir aufmerksam zuhörst? Im Grunde genommen, bist Du nicht die Spur dankbar dafür, daß ich mich dieses Tages erinnert habe und heraufgereist bin . . . Hast Du viele Blumen bekommen? Ja, gewiß. Frau Stenersen hat Deiner auch gewiß gedacht? Sag mir, wie sieht sie aus, diese Frau Stenersen, für die Du den Agronomen spielst? Hahaha, nein, unvergleichlich! . . . . Ich würde Dir auch ein paar Blumen mitgebracht haben, wenn ich Geld dazu gehabt hätte; aber gerade jetzt war ich zu

arm . . . Herrgott, aber so hör' mir diese paar armseligen Minuten doch wenigstens zu; willst Du nicht? Wie doch alles jetzt verändert ist! Besinnst Du Dich noch einmal, aber darauf besinnst Du Dich natürlich nicht, und es ist unnötig, Dich daran zu erinnern; aber einmal erkanntest Du mich schon aus weiter Ferne nur an meiner Hutfeder, und kamst mir entgegengelaufen, als Du sie erkanntest. Du weißt sehr wohl, daß dem so war, nicht? Es geschah einmal auf dem Festungswall. Du nickst; Du besinnst Dich also darauf? Nun, siehst Du, hatte ich also nicht recht? Aber nun weiß ich nicht mehr, weshalb ich das mit der Hutfeder erwähnte; Herrgott, ich habe vergessen, wozu ich es gegen Dich gebrauchen wollte, obgleich es ein gutes Argument war . . . Was nun? Weshalb springst Du auf?"

Er stand auf, ging auf den Zehen durchs Zimmer und riß die Thür mit einem Ruck auf.

„Im Speisezimmer klingelt und klingelt man nach Ihnen, Sara", sagte er zur Thür hinaus.

Und als er zurückkam und sich wieder setzte, nickte er Kamma zu und flüsterte:

„Ich merkte wohl, daß sie stand und horchte."

Kamma wurde ungeduldig.

„Und wenn sie horchte!" sagte sie. Nein, weshalb in aller Welt sind Sie gerade jetzt mit tausend anderen Dingen beschäftigt?" Jetzt sitze ich eine Viertelstunde hier, und Sie haben mich nicht einmal aufgefordert, den Schleier zu lüften. Nein, unterstehen Sie sich

nur nicht, mich jetzt hinterher darum zu bitten! Sie ziehen nicht in Betracht, daß es doch fürchterlich ist, einen Winterschleier vor dem Gesicht zu haben, bei dieser Wärme. Na, das ist der verdiente Lohn; was wollte ich hier auch? Ich hörte wohl, daß Sie das Mädchen um Erlaubnis baten, nur einen Augenblick hier eintreten zu dürfen. Nur einen Augenblick! sagten Sie. Das bedeutete wohl, daß Sie sehen wollten, in ein oder zwei Minuten mit mir fertig zu werden. Ja, ja, ich mache Ihnen keinen Vorwurf, ich bin nur so unsäglich betrübt deshalb. Gott steh mir bei! . . . Und weshalb kann ich Dich niemals lassen? Ich weiß, daß Du wahnsinnig bist, daß Deine Augen ganz verrückt sind; ja, denk nur, das habe ich gehört, und ich glaube es gern; aber ich kann Dich trotzdem nicht lassen. Doktor Nissen hat gesagt, Du seist wahnsinnig und, weiß Gott, Du mußt schon sehr verrückt sein, wenn Du Dich an einem solchen Ort wie diesen hier festsetzen und Dich Agronom nennen konntest. Ich habe noch nie etwas Ähnliches gehört! Und Du gehst immer noch mit dem Eisenring am Finger und trägst unablässig diesen schreienden, gelben Anzug, den außer Dir kein Mensch am Körper dulden würde . . . ."

„Hat Doktor Nissen gesagt, ich sei verrückt?"

„Doktor Nissen hat es geradezu gesagt! Willst Du wissen, wem er es gesagt hat?"

Pause. Er versank einen Augenblick in Gedanken. Dann blickte er wieder auf und fragte:

„Sagen Sie mir aufrichtig, Kamma, könnte ich Ihnen nicht mit etwas Geld helfen? Sie wissen, daß ich es kann.“

„Niemals!“ rief sie, „niemals, hören Sie! Wie in aller Welt dürfen Sie mir denn eine Beleidigung nach der anderen ins Gesicht schleudern?“

Pause. „Ich weiß nicht“, sagte er, „weshalb wir hier sitzen und es uns gegenseitig schwer machen . . . .“

Aber nun unterbrach sie ihn weinend und erwog nicht mehr, was sie sagte:

„Wer macht es dem anderen schwer? Ich vielleicht? Wie hast Du Dich doch in den paar Monaten bis auf den Grund verändert! Ich komme hieher, um . . . . Ich erwarte nicht mehr, meine Gefühle erwidert zu sehen. Du weißt, ich bin keine von der Sorte, daß ich darum bettele; aber ich habe gehofft, daß Du mich ein wenig nachsichtig behandeln würdest . . . Gott im Himmel, wie furchtbar traurig mein Leben doch ist! Ich sollte Dich aus meinem Herzen reißen, und ich kann es doch nicht, ich folge Dir und lege mich vor Deine Füße. — Kannst Du Dich besinnen, einmal draußen auf Drammensvejen, als Du einen Hund über die Schnauze schlugst, weil er an mir in die Höhe gesprungen war? Ja, es war meine Schuld, ich schrie, weil ich glaubte, daß er beißen wollte; nun, aber das wollte er nicht, er wollte nur spielen, und als Du ihn geschlagen hattest, kroch er vor uns auf dem Bauch und legte sich nieder, anstatt fortzulaufen. Damals weintest Du über den Hund

und streicheltest ihn, Du weintest heimlich, ich sah es wohl; aber jetzt weinst Du nicht, obgleich .... Aber dies soll kein Vergleich sein; Du bildest Dir doch nicht etwa ein, daß ich mich mit einem Hunde vergleiche? Gottvater mag wissen, was Dir in Deinem Übermut nicht alles einfällt; wenn Du das Gesicht machst, dann kenne ich Dich. Ich sehe, Du lächelst, o, doch, Du hast gelächelt! Du verhöhnst mich vor meinen offenen Augen! Laß mich's gerade heraus sagen .... Nein, nein, nein, verzeih mir übrigens; jetzt bin ich wieder so verzweifelt. Du siehst hier eine Gebrochene vor Dir, ich bin ganz gebrochen, gieb mir die Hand! So vergieb mir jetzt! Ich hätte Dich nicht verletzen sollen; aber ich fühle während der ganzen Zeit, daß Du das kleine Versehen von damals nicht vergessen kannst. Es war doch nur eines kleines Versehen von mir, wenn Du es recht bedenkst. Es war schlecht von mir, daß ich an jenem Abend nicht zu Dir hinunterkam; Du gabst mir Zeichen auf Zeichen, und ich ging nicht hinunter; ich bedauere es, bei Gott, so tief! Aber er war nicht bei mir, wie Du glaubtest; er war bei mir gewesen, aber damals war er nicht mehr da, er war fort. Ich gestehe es ja ein und bitte um Gnade; sonst kann ich nichts thun. Aber ich hätte ihn fortjagen sollen, ja, fortjagen, das gebe ich zu; ich gebe gern alles zu, und ich hätte nicht .... Nein, ich begreife nicht ... ich begreife nichts mehr ....“

Pause. Durch die Stille hörte man nur Kammas

Schluchzen und das Klirren der Messer und Gabel im Speisezimmer. Sie fuhr fort zu weinen und sich unter dem Schleier mit dem Taschentuch die Augen zu trocknen.

„Denk Dir, er ist furchtbar hülflos“, fuhr sie fort, er vermag es nicht, hart gegen hart zu setzen. Zuweilen schlägt er auf den Tisch und will mich zum Teufel jagen, ja, er schilt mich, sagt, daß ich ihn ruiniere, und ist mehr als grob; aber gleich darauf ist er wieder so unglücklich und kann sich nicht einmal entschließen, mich fortzulassen. Was soll ich dann thun, wenn ich sehe, wie schwach er ist? Ich schiebe die Abreise von Tag zu Tag auf, obgleich ich es nicht allzugut habe . . . . Aber beklagen Sie mich nicht; Sie wagen es, mir Ihr unverschämtes Mitleid zu zeigen! Er ist jedenfalls besser als die allermeisten und hat mich mehr erfreut, als irgend ein anderer, mehr als Sie. Ich liebe ihn nichts destoweniger; daß Sie's nur wissen; ich bin nicht hierhergekommen, um ihn zu verleumden. Wenn ich nach Hause komme und ihn sehe, werde ich ihn auf den Knieen um Verzeihung bitten für das, was ich bereits gesagt habe. Ja, das thue ich.“

Nagel sagte:

„Liebe, Kamma, seien Sie jetzt doch ein bischen vernünftig! Lassen Sie mich Ihnen helfen, hören Sie! Ich glaube, Sie brauchen es. Wollen Sie nicht? Es ist garstig von Ihnen, das abzuschlagen, wenn ich es doch so gut kann wie jetzt, und es so gern thäte!“

Damit zog er die Brieftasche heraus.

Sie rief wie rasend:

„Habe ich nicht nein gesagt! Hören Sie denn nicht, Mensch!“

„Aber was wollen Sie denn?“ sagte er bestürzt.

Nun setzte sie sich und hörte auf zu weinen. Sie schien ihre Heftigkeit zu bereuen.

„Hören Sie, Simonsen . . . erlauben Sie, daß ich Sie noch einmal Simonsen nenne . . . . und wenn Sie nicht böse werden, möchte ich gern etwas sagen. Wie sieht es aus, daß Sie sich an einem solchen Ort niederlassen, und weshalb in aller Welt thun Sie's? Ist es da vielleicht auffallend, wenn die Leute sagen, Sie wären verrückt? Ich weiß nicht einmal mehr, wie die Stadt heißt, ich muß mich erst besinnen, so klein ist sie, und hier gehen Sie nun umher und spielen Komödie und setzen die Eingeborenen mit sonderbaren Einfällen in Erstaunen! Sollten Sie wirklich auf nichts Besseres verfallen können? . . Nun, das kümmert mich ja nicht, ich sage es auch nur aus alter . . . . Nein, was glauben Sie, daß ich für meine Brust thun sollte? Jetzt ist es, als wollte sie zerspringen! Glauben Sie nicht, daß ich den Doktor wieder aufsuchen müßte? Aber, wie um Gottes willen kann ich den Doktor aufsuchen, wenn ich nicht einen Heller dazu habe?“

„Aber Sie hören ja, ich will es Ihnen so herzlich gern vorschießen; Sie können es mir ja einmal wiedergeben?“

„Na, es kann ja auch ganz gleichgültig sein, ob ich zum Doktor gehe oder nicht“, fuhr sie fort wie ein eigensinniges Kind. „Wer sollte auch um mich trauern, wenn ich stürbe?“ — Aber plötzlich schlug sie um, that, als bedenke sie sich und sagte: „Wenn ich es recht überlege, — weshalb sollte ich Ihr Geld nicht nehmen? Weshalb jetzt nicht ebensogut wie früher? Ich bin doch nicht so übermäßig reich, daß ich aus diesem Grunde . . . Ja, aber jetzt haben Sie jedesmal den Augenblick abgepaßt, es mir anzubieten, wenn ich so erregt war, daß Sie im voraus wissen konnten, ich würde es ausschlagen. Ja, doch, das haben Sie! Sie haben es genau berechnet, nur um Ihr Geld zu sparen, obgleich Sie jetzt so viel haben; glauben Sie nicht, daß ich es bemerkt habe? Und selbst, wenn Sie es mir jetzt wieder anbieten, noch einmal, so thun Sie es, um mich zu demütigen, und freuen sich darüber, daß ich schließlich gezwungen bin, es anzunehmen. Aber das hilft Ihnen nichts, ich nehme es dennoch an und bin Dir dankbar; wollte Gott, ich brauchte Dich nicht! Aber damit Sie's wissen, nicht deshalb bin ich heute hierhergekommen, nicht um des Geldes willen, ob Sie mir nun glauben oder nicht. Ich kann nicht glauben, daß Sie so gemein sind, das zu denken . . . Aber wieviel kannst Du entbehren, Simonsen? Herrgott, Du darfst Dir's nicht zu Herzen nehmen, ich bitte Dich, und nun mußt Du glauben, daß ich aufrichtig bin . . . .“

„Wieviel brauchen Sie?“

„Ja, was ich brauche! . . . Gott, das Dampfschiff wird mir doch nicht davon gehen? Ich brauche vielleicht viel, aber . . . . vielleicht mehrere Hundert Kronen, aber . . . .“

„Ja, ja. Aber hören Sie, Sie brauchen sich nicht gedemütigt zu fühlen, weil Sie dies Geld annehmen, wenn Sie wollten, könnten Sie es sich verdienen. Sie könnten mir einen unendlich großen Dienst erweisen, wenn ich Sie bitten dürfte . . . .“

„Wenn Du mich bitten dürftest!“ rief sie außer sich vor Freude über diesen Ausweg. „Gott, wie Du doch reden kannst! Welchen Dienst? Welchen Dienst, Simonsen? Ich bin zu allem bereit! O Du lieber Junge!“

„Sie haben noch dreiviertel Stunden, bis das Dampfschiff geht . . . .“

„Ja, und was soll ich thun?“

„Sie sollen eine Dame aufsuchen und eine Bestellung ausrichten.“

„Eine Dame?“

„Sie wohnt unten am Quai in einem kleinen, einstöckigen Hause; Vorhänge sind nicht da, aber in den Fenstern pflegen einige weiße Blumen zu stehen. Die Dame heißt Martha Gude, Fräulein Gude.“

„Aber ist das die . . . ist es denn nicht jene Frau Stenersen?“

„Sie sind auf falscher Fährte; Fräulein Gude ist gewiß gegen 40 Jahre alt. Aber sie hat einen Stuhl, einen alten Lehnstuhl, den ich beschlossen habe, in

meinen Besitz zu bringen, und dazu müssen Sie mir verhelfen . . . Stecken Sie übrigens Ihr Geld ein, inzwischen will ich Ihnen alles erklären."

Es begann zu dunkeln, die Hotelgäste verließen das Speisezimmer unter großem Lärm, und Nagel saß noch und erklärte ganz genau alles, was den alten Lehnstuhl betraf. Man müsse ziemlich vorsichtig vorgehen, mit großen Gesten richte man hier nichts aus. Kamma geriet immer mehr in Eifer, endlich fortzukommen, diese verdächtige Mission versetzte sie in Entzücken, sie lachte laut und fragte häufig, ob sie sich nicht ein wenig verkleiden, wenigstens eine Brille aufsetzen solle. Ob er nicht einmal einen roten Hut besessen habe, wenn sie nicht irre? Den könne sie ja aufsetzen.

„Nein, nein, keine Kniffe anwenden. Sie sollen ganz einfach auf den Stuhl bieten, den Preis in die Höhe treiben, Sie sollen bis auf zweihundertundzwanzig Kronen gehen. Und Sie können sicher sein, daß Sie nicht hängen bleiben, Sie bekommen ihn nicht."

„Gott, welch eine Menge Geld! Weshalb sollte ich ihn nicht für zweihundertundzwanzig Kronen bekommen?"

„Weil ich ihn mir bereits ausbedungen habe."

„Aber nehmen Sie an, sie hielte mich beim Wort?"

„Sie hält Sie nicht beim Wort. Gehen Sie jetzt!"

Aber im selben Augenblick bat sie wieder um einen Kamm und sprach die Befürchtung aus, daß ihr Kleid zerdrückt sein könne. „Aber ich kann es nicht er-

tragen, daß Du so viel dort oben bei jener Frau Stenersen verkehrst", sagte sie, „ich ertrage es nicht, ich bin untröstlich." — Und sie sah noch einmal nach, ob sie ihr Geld ordentlich verwahrt habe. „Wie lieb Du bist, daß Du mir das viele Geld gegeben hast!" rief sie aus. Und mit einer hurtigen Bewegung schlug sie den Schleier auf und küßte ihn auf den Mund, gerade auf den Mund. Aber sie war dennoch vollauf mit ihrer wunderlichen Mission bei Martha Gude beschäftigt und fragte:

„Wie kann ich Dich benachrichtigen, daß alles gut gegangen ist? Ich kann den Kapitän bitten zu pfeifen, wenn Du meinst, vier oder fünfmal zu pfeifen; geht das nicht? Da siehst Du's, ich bin nicht so dumm. Nein, verlaß Dich auf mich. Sollte ich das nicht für Dich thun, wenn Du . . . Hörst Du, nicht um des Geldes willen bin ich heute gekommen, glaub mir's. Ja, laß mich Dir noch einmal danken! Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!"

Noch einmal fühlte sie nach dem Gelde.

Eine halbe Stunde später hörte Nagel wirklich eine Dampfpfeife, die fünfmal hintereinander pfiff.

XIII.

Ein paar Tage vergingen.

Nagel hielt sich zu Hause, ging mit finsteren Mienen umher und sah gequält und leidend aus; seine Augen waren in diesen zwei Tagen ganz matt geworden. Er sprach auch mit niemand, nicht einmal mit den Leuten im Hause. Um die eine Hand hatte er einen Fetzen gewickelt; eine Nacht, nachdem er wie gewöhnlich bis zur Morgenstunde draußen gewesen war, kam er mit der bewickelten Hand nach Hause; die beiden Wunden, sagte er, habe er dadurch bekommen, daß er über eine Egge gefallen, die auf dem Landungsquai gelegen.

Am Donnerstag morgen regnete es, und das ungemütliche Wetter machte seine Gemütsstimmung noch gedrückter. Als er jedoch die Zeitungen im Bett gelesen und sich über eine lebhafte Scene in der französischen Deputiertenkammer amüsiert hatte, knipste er plötzlich mit den Fingern und sprang auf. Der Teufel soll's holen! Die Welt ist weit, ist reich, ist lustig, die Welt ist schön!

Er läutete, ehe er noch vollständig angekleidet war und teilte Sara mit, daß er am Abend einige Leute bei sich zu sehen wünsche, sechs, sieben Personen, die ein bischen Leben auf diesem Erdenrund machen sollten, lustige Seelen, Doktor Stenersen, Anwalt Hansen, der Adjunkt u. s. w.

Er schickte die Einladungen sofort umher. Minutte antwortete, daß er kommen werde; Landrichter Reinert wurde ebenfalls geladen, blieb aber aus. Um 5 Uhr abends waren alle in Nagels Zimmer versammelt. Da es immer noch regnete und düsteres Wetter war, wurden die Lampen angezündet und die Gardinen vorgezogen.

Und dann begann das Bacchanal, eine Zecherei und ein kostbarer Höllenspektakel, von dem die ganze Stadt nachher noch tagelang sprach . . . .

Sobald Minutte in die Thür trat, ging Nagel auf ihn zu und entschuldigte sich, weil er allzuviel Unsinn geredet hatte, als sie das letzte Mal beisammen gewesen. Er nahm Minuttes Hand und drückte sie herzlich; er stellte ihm auch den jungen Studenten Øjen vor, der der einzige war, der ihn nicht kannte. Minutte zog Nagel beiseite und dankte ihm flüsternd für die neue Hose, die er bereits angezogen hatte; sie paßte so ausgezeichnet zum Rock, zum neuen Rock, und würde gewiß seine Zeit mit ihm aushalten, das ganze Leben, ach ja, das ganze Leben.

„Aber Sie haben noch keine Weste?“

„Nein, aber das ist auch nicht notwendig. Ich bin

kein Graf; ich versicheriee S, ich habe gar keine Verwendung für eine Weste."

Doktor Stenersen hatte seine Brille zerbrochen und brauchte jetzt einen Kneifer ohne Schnur, der jeden Augenblick abfiel.

„Nein, man mag nun sagen, was man will", sagte er, „es ist doch eine Zeit der Freiwerdung, in der wir leben. Seht Euch doch nur die Wahlen an. Und vergleicht sie mit den vorigen Wahlen."

Alle tranken tüchtig; der Adjunkt begann schon mit seinen einsilbigen Worten, und das war ein sicheres Zeichen. Aber Anwalt Hansen, der ganz bestimmt schon ein paar Gläser getrunken hatte, bevor er kam, begann wie gewöhnlich dem Doktor zu widersprechen und Zank zu machen:

Er, Hansen, sei Socialist, wenn er so sagen dürfe: ein wenig weitergehend. Er sei nicht sehr zufrieden mit den Wahlen; welche Art von Freiwerdung verrieten sie denn im Grunde genommen? Ob jemand ihm das sagen könne? Ein Ostedöl für einen Konservativen, das sei der ganze Fortschritt, sozusagen ein Kaninchen für ein Stück Rindvieh. Hol's der Teufel! Ja, 'ne nette Zeit der Freiwerdung! Bekriegte nicht sogar ein Mann wie Gladstone in der erbärmlichsten Weise Parnell aus moralischen Gründen, aus lächerlichen, beefsteaksmoralischen Gründen? Ach ja, das mußte man sagen, es waren erfreuliche Zeichen! Hol's der Teufel!

„Aber Donnerwetter, was ist das für ein Unsinn?"

schrie der Doktor sofort. „Sollen die Dinge denn keine Moral mehr in sich haben?“ Wenn die Leute hörten, daß die Dinge keine Moral mehr in sich hätten, wie viele würden dann noch wagen, darauf anzubeißen? Man müsse die Leute zur Entwickelung vorwärts locken und foppen, und stets müsse man die Moral in Ehren halten. Er, der Doktor, halte viel auf Parnell, wenn aber Gladstone ihn als unmöglich befände, so müsse man doch vielleicht einräumen, daß dieser Mann ein wenig davon verstehe. Ja, natürlich würde er Herrn Nagel ausnehmen, seinen geehrten Gastgeber, der nicht einmal zugeben wolle, daß Gladstone reine Sache habe. Hahaha, o du guter Gott! .... Apropos, Herr Nagel“, sagte er, „Sie haben ja auch nicht viel für Tolstoi übrig? Ich habe wirklich von Fräulein Kielland gehört, daß Sie auch Ihre Bedenken hätten, ihn anzuerkennen.“

Nagel stand im Gespräch mit Student Øjen; er wandte sich hastig um und entgegnete:

„Ich entsinne mich nicht, daß ich mit Fräulein Kielland über diesen Mann gesprochen habe. Übrigens erkenne ich Tolstoi als einen der thatkräftigsten Narren der Jetztzeit an. Und damit Dreck über die ganze Geschichte!“ .... Aber gleich darauf fügte er hinzu: „Nicht wahr, wir dürfen uns hier heute abend wohl ein bischen derbe ausdrücken, wenn wir es für gut befinden? Wir sind ja nur Männer unter uns und befinden uns auf der Bude eines Junggesellen. Gilt das als abgemacht? Ich bin augenblicklich gerade in

solcher Laune, daß ich was mit den Tatzen packen und knurren möchte.“

„Nur zu! Aber wenn Tolstoi ein Narr ist, wo werden wir dann enden?“

„Ach ja, sagen wir unsere Meinung!“ rief plötzlich auch der Adjunkt. Der Adjunkt war just in das richtige Stadium seines Rausches gelangt und scheute von jetzt an vor nichts mehr zurück. „Keine Beschränkung, Doktor! Jeder hat seine Meinung; Stöcker ist z. B. ein gelungener Schlingel! Ich werde es beweisen . . . . es beweisen!“

Darüber lachten nun alle, und es dauerte eine Weile, bevor man über Tolstoi sprechen konnte. Ob Tolstoi denn nicht einer der größten Dichter der Welt sei? Ein Riese an Geist?

Nagels Gesicht wurde plötzlich flammend rot.

„Ein Riese an Geist! Sein Geist ist von Art und Beschaffenheit so herzlich gewöhnlich wie nur möglich; man muß nur seine unschätzbaren Eigenschaften als Pflüger, seine zerrissene Bluse, seinen Ledergurt um die Lenden, das heißt die plumpe Affektion des Mannes, die muß man abrechnen. Dann bleibt ein begabter Mann zurück, recht und schlecht ein begabter Mann, der Bücher schreibt und missioniert. Seine Bücher sind sowohl gut wie groß, aber die meisten von ihnen hätten sowohl besser als größer sein können; seine Mission ist reich an persönlicher Aufopferung und reich an Reklame; aber seine Lehre ist in der Art — in der Art ist seine Lehre nicht um ein Haar tiefer und

intelligenter, als die Hallelujasionen der Heilsarmee. Denken Sie sich einen Russen ohne Adel, ohne den alten vornehmen Namen, ohne Tolstois blanke Rubel-Millionen, — würde ein solcher Mann so berühmt geworden sein, wenn er einige Bauern das Schuhflicken gelehrt hätte? . . . . Übrigens sehe ich, Sie werden sprachlos vor Schrecken, und das war nicht meine Absicht. Toben wir lieber ein bischen. Prosit, Herr Grögaard!"

In kurzen Zwischenräumen benutzte Nagel die Gelegenheit, mit Minutte anzustoßen und erwies ihm überhaupt während des ganzen Abends viele Aufmerksamkeiten. Noch einmal kam er zurück auf all seine blödsinnigen Geschichten vom letztenmal, wo sie zusammengewesen, und verlangte von Minutte, daß er sie vergesse.

„Ich meinesteils erschrecke nicht", sagte der Doktor. Dabei richtete er sich stramm empor.

„Zuweilen treibe ich es ein wenig arg mit dem Widersprechen", fuhr Nagel fort, „und heute abend bin ich ganz besonders dazu aufgelegt. Das rührt zum Teil von ein paar unangenehmen Erlebnissen her, die mich vorgestern etwas hart betroffen haben; teils von dem trüben Wetter, das ich durchaus nicht ertragen kann. Herr Doktor, darauf verstehen Sie sich gewiß und verzeihen mir; und das ist nur gut, denn sonst würden Sie mich vielleicht ein wenig unerträglich finden, da ich noch obendrein der Wirt bin . . . . Aber um von Tolstoi zu reden: ich bin nicht im

stande, seinen Geist tiefer zu finden, als z. B. General Booths. Beide sind Verkünder, nicht Denker, sondern Verkünder. Sie setzen existierende Produkte um, popularisieren einen Gedanken, den sie fertig vorfinden, richten ihn wohlfeil fürs Volk her und steuern die Welt. Aber — meine Herren — wenn man umsetzen muß, so gilt es mit Profit umsetzen; Tolstoi setzt mit schwindelnden Verlusten um. Es waren einmal zwei Freunde, die eine Wette eingingen: der eine setzte ein Zwölfschillingsstück ein, daß er auf zwanzig Schritt Abstand dem andern eine Nuß aus der Hand schießen werde, ohne diese zu beschädigen. Gut, er schoß, schoß schlecht, schoß die ganze Hand in Fetzen, und das mit Glanz. Da stöhnte der andere und rief mit seiner letzten Kraft: Du hast die Wette verloren, her mit dem Zwölfschillingsstück! Und dann bekam er den Zwölfschilling! Hehehe, her mit dem Zwölfschillingsstück, sagte er! Und er bekam es .... Gott steh mir bei, wenn ich Tolstois Gedanken lese, diese wohlgemeinte Moralgroßsprecherei höre, und mich ein wenig in die Reflektionen dieses idealen Grafen versetze, so habe ich die Empfindung, als ob ich Grünfutter äße. Diese schreiende Tugend, die niemals schweigt, dies Bestreben, die fröhliche Welt so platt wie ein Kuchenblech zu machen; dieser dreckige, sittliche Geifer dieses früher so lustigen Herzens, diese prahlerische Moral, die sich dick thut und sich bei jeder Gelegenheit sehen läßt — ich versichere Sie, daß er mich innerlich schamrot macht. Es klingt nase-

weis, daß ein Graf einen Agronomen schamrot macht; aber wenn er es nun einmal thut? . . . . Ich würde niemals davon reden, wenn Tolstoi ein Jüngling wäre, der Versuchungen zu überwinden, einen Kampf zu bestehen hätte, um Tugend zu predigen und rein zu leben; aber der Mann ist ja ein Greis, seine Lebensquellen sind ausgetrocknet, ohne Spur von menschlichen Neigungen mehr. Aber — kann man sagen — das trifft doch seine Lehre nicht? Meine Herren, das trifft d o ch seine Lehre. Erst wenn man vor Alter zäh und wasserdicht geworden ist, und satt und verhärtet vom Genießen, dann geht man zu dem jungen Menschen und sagt: Verzichte! Und der junge Mensch kostet davon und denkt darüber nach und erkennt, daß es recht vor Gott ist, und der junge Mensch verzichtet trotzdem nicht, sondern sündigt kaiserlich vierzig Jahre lang. So ist der Gang der Natur! Aber wenn vierzig Jahre um sind, und der junge Mensch selbst ein Greis geworden ist, dann sattelt auch er seine weiße, weiße Mähne und reitet davon, die Kreuzfahne hoch in der knochigen Hand und kündet mit lauten Trompetenstößen zur Erbauung der Welt die Entsagung des Jünglings und die Entsagung des Jünglings! Hehehe, ja, das ist eine immer wiederkehrende Komödie! Tolstoi amüsiert mich; ich bin entzückt darüber, daß der alte Mann noch so viel Gutes thun kann; schließlich geht er noch ein zu den Freuden des Herrn! Was aber meine kolossale Ehrfurcht vor dem Manne ein wenig verringert, ist, daß er einzig

und allein wiederholt, was so mancher Greis vor ihm gethan hat, und was so mancher Greis nach ihm thun wird; er wird so gewöhnlich. Aber indem er gewöhnlich wird, wird er klassisch; er wird zum bekannten und klassischen Typus als gewöhnlicher Nachahmer, und wie alles Klassische — absolut alles — so verdammt langweilig ist, so wird auch die gewöhnliche und klassische Tugend verdammt langweilig, ergo wird Tolstoi langweilig. Nun, aber das ist eine Sache für sich. Darum ist er doch ebenso bedeutend, das heißt bedeutend als langweiliger und gewöhnlicher Greis."

„Lassen Sie mich Sie nur daran erinnern — um nicht mehr zu thun — daß Tolstoi sich als ein wahrer Freund der Verlassenen und Bedrängten erwiesen hat; sollte dies gar nichts zu bedeuten haben? Zeigen Sie mir doch den Herrn hier bei uns, der sich, wie er, der Geringen in der menschlichen Gesellschaft angenommen hätte. Es ist eine ziemlich dünkelhafte Anschauungsweise, finde ich, die Lehre Tolstois, weil man nicht nach ihr lebt, in eine Klasse mit jener der Narren und Verrückten zu stellen. Ich wollte nur, wir hätten viele solche gewöhnlichen und langweiligen Wohlthäter auf der Welt. Leute mit einem Herzen wie Tolstois, pflegt man nicht zu beschuldigen, daß sie vertrocknet sind; das habe ich noch nie gehört. Soweit ich es verstehe, können sie solche persönlichen Opfer, deren Sie selbst auch erwähnten, gerade nur deshalb bringen, weil ihre Herzen warm und jung sind."

„Bravo, Doktor!“ brüllte wieder der Adjunkt mit feuerrotem Kopf. „Bravo! Aber sagen Sie es noch bitterer, sagen Sie es grob. Jeder hat seine Meinung. Eine dünkelhafte Anschauungsweise, in Wahrheit, eine dünkelhafte Anschauungsweise Ihrerseits. Ich werde es beweisen . . . .“

„Nein, hören Sie mal“, sagte Nagel lachend. „Lassen Sie uns zuvor trinken; Prosit . . . . Sie sollten bessere Einwände erheben können, mit kräftigerer Verteidigung kommen. Ich bin nicht sehr höflich? Nein, darin haben Sie recht, das bin ich auch nicht. Nun, Sie müssen selbstverständlich Vergeltung üben. Wollen Sie wirklich behaupten, Doktor, daß es bewunderungswürdig ist, wenn man einen Zehnrubelschein fortgiebt, solange man eine Million zurückbehält? Ich verstehe Ihren und aller Menschen Gedankengang nicht, ich muß anders eingerichtet sein. Und wenn man mein Leben dafür verlangte, ich kann nicht einsehen, daß jemand, am allerwenigsten ein Millionär, Bewunderung verdient, weil er ein Almosen fortgiebt.“

„Das ist gut!“ bemerkte der Anwalt neckend. „Ich bin Socialist, das ist mein Standpunkt.“

Aber dies irritierte den Doktor, der sich zu Nagel wandte und ausrief:

„Darf ich fragen, ob Sie wirklich so gut darüber Bescheid wissen, wie viele und wie große Almosen Tolstoi in Jahr und Tag verteilt? Es muß doch selbst in einer Herrengesellschaft noch Grenzen geben für das, was man sagt.“

„Auch für Tolstoi“, erwiderte Nagel, „stellt es sich so: es muß eine gewisse Grenze geben für das, was ich fortgebe! Aus welchem Grunde er seine Frau die Schuld dafür auf sich nehmen ließ, daß er nicht mehr giebt! Hehehe, na, aber darüber gehen wir fort .... Doch hören Sie: giebt man denn wirklich eine Summe fort, weil man gut ist, oder weil man meint, eine gute und moralische Handlung damit zu thun? Wie grob und naiv mich diese Vorstellung dünkt! Es giebt Leute, die gar nicht anders können, die geben müssen. Weshalb? Weil sie einen wirklichen physischen Genuß dabei empfinden. Sie thun es nicht aus logischer Berechnung, sie verkriechen sich und thun es; sie verabscheuen, es offen zu thun, weil dies einen Teil des Behagens daran rauben würde; sie thun es im geheimen, mit bebenden, hastigen Händen, die Brust wogend vor seelischem Wohlsein, das sie selbst nicht verstehen. Es überkommt sie plötzlich, daß sie irgend etwas fortgeben müssen; es tritt auf in Form eines Gefühls in der Brust, eines augenblicklichen und seltsamen Dranges, der in ihnen aufschießt und ihre Augen unter Wasser setzt. Sie geben nicht aus Güte, sondern aus Trieb, um ihres persönlichen Wohlbehagens willen; einige Menschen sind so! Man spricht von den freigebigen Menschen mit Bewunderung, — wie gesagt: ich muß anders eingerichtet sein als andere Leute, aber ich bewundere freigebige Menschen nicht. Nein, das thue ich nicht. Wer, zum Teufel, möchte denn nicht lieber geben als nehmen?

Darf ich fragen, ob es ein Menschenkind auf Erden giebt, das nicht lieber der Not abhelfen als notleiden möchte? Um Sie selbst als Beispiel anzuführen, Herr Doktor: Sie gaben neulich einem Bootsmann, den Sie gehabt, fünf Kronen; Sie selbst haben es erzählt, von Ihnen selbst habe ich es gehört. Nun, aber weshalb gaben Sie diese fünf Kronen? Gewiß nicht, um eine Gott wohlgefällige Handlung zu begehen; das fiel Ihnen damals sicherlich nicht ein; vielleicht brauchte der Mann es gar nicht einmal so notwendig; aber Sie thaten es trotzdem! Und Sie gaben in jenem Augenblick sicherlich nur einem gewissen klaren Triebe in sich nach, irgend etwas aus den Händen zu geben und andere zu erfreuen .... Mich dünkt, es ist so unsäglich lumpig und armselig, soviel Aufhebens von der menschlichen Wohlthätigkeit zu machen. Man geht eines Tages über die Straße, bei dem und dem Wetter, man sieht die und die Menschen; dies alles arbeitet die und die Stimmung in einem herauf. Plötzlich wird man ein Gesicht gewahr, ein Kindergesicht, ein Bettlergesicht — sagen wir ein Bettlergesicht — das einen erzittern macht; ein seltsames Gefühl durchbebt die Seele, und man stampft mit dem Fuße auf und bleibt stehen. Dieses Gesicht hat eine ungewöhnlich empfindsame Saite in einem berührt, und man lockt den Bettler in eine Thür und drückt ihm einen Zehnkronenschein in die Hand. Verrätst Du es, sagst Du e i n Wort, so bringe ich Dich um! flüstert man, und man knirscht mit den Zähnen und weint vor Heftigkeit, indem man

es sagt. Soviel ist einem daran gelegen, unentdeckt zu bleiben. Und dies kann sich Tag für Tag wiederholen, so daß man selbst oft in die ärgste Klemme gerät und nicht einen Heller mehr in der Tasche hat . . . . Meine Herren, dies sind nicht Züge von mir, das glauben Sie hoffentlich nicht; aber ich kenne einen Mann, einen anderen Mann; ja, ich kenne zwei Männer, die so beschaffen sind . . . . Nein, man giebt, weil man geben muß, und damit basta! Hiervon will ich jedoch eine Ausnahme zu Gunsten der Habgierigen machen. Die Habgierigen und die gröblich Geizigen bringen wirklich Opfer, wenn sie etwas geben; darum unterliegt es keinem Zweifel, und darum sage ich, daß solche Leute für einen Öre, den sie sich herauszurücken überwinden, mehr zu achten sind, als Sie und er und ich, die wir zum Vergnügen eine Krone hinausschleudern. Grüßen Sie Tolstoi und sagen Sie ihm, daß ich nicht einen Heller für seine ganze widerliche Ausstellungsgüte gebe, — nicht eher, als bis er alles fortgegeben hat, was er besitzt, und nicht einmal dann . . . . Übrigens bitte ich um Entschuldigung, wenn ich einen von Ihnen verletzt habe, meine Herren. Bitte, nehmen Sie noch eine Cigarre, lieber Herr Grögaard. Prosit, Herr Doktor!"

Pause.

„Wie viele glauben Sie zeit Ihres Lebens zu bekehren?" fragte der Doktor.

„Bravo!" rief der Adjunkt. „Bravo vom Adjunkt Holtan!"

„Ich?“ fragte Nagel. „Nein, ich bekehre niemand, durchaus niemand. Mir fehlen leider die Bedingungen Ach nein, wenn ich vom Bekehren der Leute leben müßte, würde ich ja bald krepieren. Aber ich kann nur nicht fassen, daß nicht auch alle andern Menschen ebenso über die Dinge denken wie ich. Folglich bin wohl ich es, der am meisten unrecht hat. Jedoch nicht ganz unrecht, ich kann unmöglich ganz unrecht haben.“

„Aber noch habe ich Sie weder eine Sache noch einen Mann anerkennen hören“, sagte der Doktor. „Es wäre amüsant, zu wissen, ob es denn nicht jemand giebt, zu dem Sie halten.“

„Lassen Sie mich etwas erklären“, erwiderte Nagel. „Es soll mit ein paar Worten gethan sein. Sie wollten wohl eigentlich sagen: Paßt auf, er hat niemand, zu dem er aufsieht, er ist der personifizierte Hochmut, er hält zu niemand! Das ist ein Irrtum. Mein Hirn umspannt nicht viel, es reicht nicht weit; aber ich könnte doch Hunderte und abermals Hunderte aufzählen von diesen gewöhnlichen, anerkannten großen Männern, die die Welt mit ihrer lärmenden Berühmtheit erfüllen. Meine Ohren sind voll von ihnen. Aber ich würde es vorziehen, die zwei, vier, sechs größten Geistesheroen zu nennen, Halbgötter, gigantische Wertschöpfer, und mich im übrigen dann an einige vollständige Unbedeutendheiten halten, eigenartige, feine Genies, von denen niemals die Rede ist, die eine kurze Zeit leben, und jung und ungekannt sterben. Es mag schon sein, daß ich verhältnismäßig viele von

diesen aufzählen würde; solcher Art ist mein Geschmack. Aber dessen bin ich sicher, Tolstoi würde ich vergessen zu nennen."

„Hören Sie", sagte der Doktor abwehrend und um ein Ende zu machen, — er zuckte sogar stark mit den Achseln — „glauben Sie wirklich, daß ein Mann eine solche Weltberühmtheit erlangen könnte, wie Tolstoi, ohne ein Geist von hohem Range zu sein? Es ist äußerst amüsant, Ihnen zuzuhören, aber — gestatten Sie mir, Ihnen dies zu sagen — was Sie gesagt haben, ist Unsinn, Sie faseln, hol mich der Teufel, wenn es nicht wahr ist! Nicht wahr, wir waren ja einverstanden, unsere Meinung ein bischen derbe sagen zu können — um so mehr, als Sie selbst den Ton angegeben haben?"

„Gewiß war dem so! Und Sie haben darin recht, ich habe allzuviel Unsinn geschwatzt. Aber was wollte ich damit gesagt haben? Also Tolstois Weltberühmtheit sollte ein Beweis für seinen großen Geist sein! Weshalb das? Tolstois Berühmtheit bedeutet ja nichts anderes, als Popularität, und um Popularität zu erlangen, muß man einen gewissen Grad von Dummheit haben, moralische, seelische Dummheit; man muß einfach .... Ich sehe, Sie werden ungeduldig, Herr Doktor, und dazu haben Sie ein Recht; ich bin wirklich kein angenehmer Wirt. Aber jetzt werde ich mich bessern, Sie sollen nun sehen .... Sagen Sie mal, Herr Ojen, Sie haben ja nichts zu trinken? Weshalb in aller Welt trinken Sie nicht?"

Die Sache war die, daß Student Ojen während der ganzen Zeit wie eine Mauer dagesessen und dem Gespräch zugehört hatte; er hatte kaum ein Wort verloren. Seine Augen waren neugierig und klein, und er hob förmlich die Ohren, indem er lauschte. Der junge Mann zeigte starkes Interesse. Man erzählte sich, daß er — wie andere Studenten — an einem Roman während der Ferien schrieb.

Sara kam mit dem Bescheid, daß das Abendessen fertig sei. Der Anwalt, der auf seinem Stuhl ein wenig zusammengesunken war, riß plötzlich die Augen auf und sah ihr nach, und als sie wieder zur Thür hinaus war, sprang er auf, holte sie auf der Treppe ein und sagte voll Bewunderung:

„Sara, Du bist erquicklich anzuschauen, das muß ich sagen!"

Darauf kam er wieder herein und setzte sich an seinen Platz, ebenso ernst wie zuvor. Er war stark angeheitert. Als Doktor Stenersen sich endlich wegen seines Socialismus auf ihn warf, konnte er sich absolut nicht verteidigen. Ja, er sei ein netter Socialist! Ein Schinder sei er, ein jämmerlicher Mittelsmann zwischen Macht und Ohnmacht, ein Jurist, der vom Hader der andern lebt und sich bezahlen läßt, um der Rechthaberei Recht, gesetzliches Recht zu schaffen! Und so etwas will Socialist sein!

„Ja, aber im Princip, im Princip", wandte der Anwalt an.

„Ja, das Princip!" Der Doktor sprach mit dem

größten Hohn von Anwalt Hansens Princip. Während die Herren sich hinunter ins Speisezimmer begaben, machte er einen Ausfall nach dem andern, verspottete Hansen als Anwalt und griff das ganze socialistische Wesen an. Der Doktor war Liberaler mit Leib und Seele, er war nicht Socialist mit dem Maul. Was das socialistische Princip sei? Zum Teufel damit! Jetzt saß der Doktor auf dem hohen Roß: der Socialismus sei in kurzem Begriff die ganze Racheidee der unteren Klassen. Sehe man sich doch den Socialismus als Bewegung an! Eine Schar von blinden und tauben Bestien, die mit der Zunge aus dem Hals hängend, hinter ihren Führern her schlenderten. Dachten sie auch nur bis über ihre Nasenspitze hinaus? Nein, die Leute dächten nicht. Wenn sie dächten, würden sie zur Linken übergehen und etwas Nützliches und Praktisches ausrichten, anstatt zu liegen und ihr Leben lang über einen Traum zu geifern. Pfui! Welchen socialistischen Führer man auch nahm — welcher Art waren diese Leute? Zerlumpte, magere Burschen, die in ihrer Bodenkammer auf dem Holzschemel saßen und Abhandlungen über die Verbesserung der Welt schrieben! Sie mochten gute Leute sein, natürlich, wer konnte was über Karl Marx sagen? Aber trotzdem saß dieser Marx da und skribelte die Armut aus der Welt — theoretisch. Sein Hirn hat jede Art von Armut ausgedacht, jeden Grad von Elend, sein Herz faßt die Leiden der ganzen Menschheit. Dann taucht er die Feder ein und ist glühend im Geiste und

schreibt eine Seite nach der andern voll, füllt ganze Bogen mit Zahlen an, nimmt vom Reichen und giebt dem Armen, verteilt Summen, kalfatert die ganze Ökonomie der Welt um, schleudert Milliarden über die verblüfften Armen hin — alles wissenschaftlich, alles theoretisch! Und dann zeigt es sich zu guter Letzt, daß man in seiner Einfalt von einem grundfalschen Princip ausgegangen ist: von der Gleichheit der Menschen! Pfui! Ja, wirklich ein grundfalsches Princip! Und das, anstatt etwas Nützliches zu thun, und die Lücke in ihrer Reformarbeit zu Nutz und Frommen der wahren Demokratie zu stützen . . . .

Auch der Doktor hatte nach und nach einen heißen Kopf bekommen; er kam mit vielen Redensarten und Behauptungen. Bei Tische wurde er obendrein noch schlimmer; es wurde eine Menge Champagner getrunken, und die Stimmung wurde wild; selbst Minutte, der neben Nagel saß und bis jetzt schweigsam gewesen war, mischte sich mit einigen Bemerkungen ins Gespräch. Der Adjunkt saß steif da und schrie fortwährend über ein Ei, das seinen Anzug beschmutzt hatte und machte, daß er sich nicht rühren konnte; er war ganz hülflos; als aber Sara kam, um ihn abzuwischen, benutzte der Anwalt die Gelegenheit, sie an sich zu reißen, er nahm sie in die Arme und trieb den ärgsten Unfug mit ihr. Der ganze Tisch geriet in Wirrwarr.

Dazwischen verlangte Nagel einen Korb Champagner auf sein Zimmer gebracht; kurz darauf erhob

man sich von der Tafel. Der Adjunkt und der Anwalt gingen Arm in Arm und sangen vor lauter Lustigkeit, und der Doktor begann abermals in eifrigem Ton, sich über das Princip des Socialismus auszubreiten; aber auf der Treppe hatte er das Unglück, seinen Kneifer zu verlieren, er fiel zu Boden, gewiß zum zehntenmal, und zerbrach endlich. Beide Gläser zersprangen. Er steckte die Einfassung in die Tasche und war damit für den ganzen Abend blind. Dies ärgerte ihn und machte ihn noch hitziger; zornig setzte er sich neben Nagel und sagte:

„Wenn ich recht verstand, hat die Heilsarmee nicht Ihre ganze Verachtung? Das ist nicht nur Gewäsch?"

Dies sagte er in vollem Ernst und erwartete Antwort. Nach einer kurzen Pause sagte er weiter, daß nach dem ersten Gespräch, welches sie miteinander gehabt — es war gerade an Karlsens Begräbnistag gewesen — er den Eindruck empfangen hätte, als ob er — Nagel — wirklich den Unsinn verteidigen wolle.

„Ich verteidigte das religiöse Leben im Menschen", entgegnete Nagel. „Und weshalb? Weil es eine Thatsache ist. Hingegen verteidigte ich nicht speciell das Christentum, durchaus nicht, sondern überhaupt das religiöse Leben. Sie meinten, alle Theologen müßten aufgehängt werden. Weshalb? fragte ich. Weil ihre Rolle ausgespielt ist, antworteten Sie. Und darin war ich nicht einig mit Ihnen. Das religiöse Leben ist ein Faktum. Ein Türke ruft: Allah ist groß! und

stirbt für diese Überzeugung; ein Norweger kniet vor dem Altar und trinkt noch heute und diesen Tag Christi Blut. Irgend eine Kuhglocke hat ein Volk, an die es glaubt, und in diesem Glauben stirbt es selig. Das Entscheidende ist nämlich nicht, an was man glaubt, sondern wie man daran glaubt ...."

„Es verblüfft mich, diese Art von Geschwätz von Ihnen zu hören. Ja, ich kenne Sie allerdings nicht; aber ich glaubte zu verstehen, daß Sie auf mehreren Gebieten ein ärgerer Radikale seien als irgend einer von uns; hier hingegen sind Sie rein weg. Ich frage mich wirklich noch einmal, ob Sie nicht im Grunde ein verkappter Konservativer sind. Hier kommt die eine wissenschaftliche Kritik nach der andern über Theologen und theologische Bücher; der eine Skribent nach dem andern tritt hervor und schreibt diese Predigtsammlung und jene theologische Abhandlung kurz und klein, und trotzdem gehen Sie nicht davon ab, daß zum Beispiel die Komödie mit Christi Blut noch heutzutage Wert hat! Ich verstehe Ihren Gedankengang nicht."

„Gesetzt, Herr Doktor, daß es im Grunde genommen auch ein wenig radikal ist, eine dem jauchzenden Liberalismus genau entgegengesetzte Meinung aufrecht zu halten? Nun, das übergehen wir! aber ich bin auch nicht einverstanden mit dem, was Sie über die Kritik sagen. Eine Kritik nimmt eine metaphysische Frage auf die Gabel und schreibt sie „kurz und klein." Apropos: sind Sie jemals auf einem Pferdemarkt gewesen, haben einem Pferdetausch beigewohnt? Nicht?

Ja, wir wollen von der Kritik sprechen, diesen spitzen und äußerst talentvollen Gabelstößen in die metaphysische Welt. Was meinen Sie? Ich meine, es sei nicht billig, es sei ungebildete Juristerei, Bauernlogik. Auf Seite 34 sagt Pastor Hjelm dies und dies, aber auf Seite 108 hingegen sagt Pastor Hjelm das und das, und das ist dann Pastor Hjelms Art in der Logik! Mich dünkt, dies ist so außerordentlich eng, so wenig weit. Wir verstehen nämlich auf beiden Seiten, was der Mann gemeint hat; aber es gilt, ihn auf einem formellen Widerspruch zu erwischen, ihn in Worten zu fangen. Aber dieser chinesischen Splitterarbeit zum Trotz geht der Mensch fernerhin zur „Komödie mit Christi Blut“ . . . .“

„Was also in der Ordnung ist?“

„Was also eine Thatsache ist! Und welcher Gewinn ist es im Grunde — verzeihen Sie übrigens, wenn ich vielleicht schon einmal danach gefragt habe — welcher Gewinn ist es denn eigentlich, rein praktisch gesprochen, wenn man dem Leben alle Poesie abpflückt, jeden Traum, alle schöne Mystik, alle Lüge? Was ist Wahrheit? Wissen Sie das? Wir bewegen uns ja nur durch Symbole vorwärts, und diese Symbole wechseln wir, je nachdem wir vorwärts schreiten . . . . Dies ist Ihnen natürlich nicht radikal genug — wenn es nicht gar allzu radikal ist. Nun, wie Sie wollen! . . . . Aber langweile ich Sie, Herr Doktor? Vergessen wir übrigens die Gläser nicht.“

Der Doktor erhob sich und ging einmal durchs

Zimmer. Ärgerlich sah er auf einen Teppich, der sich dort bei der Thür zusammengerollt hatte, er legte sich sogar aufs Knie, um ihn auszubreiten.

„Du könntest mir wirklich Deine Brille leihen, Hansen, wenn Du doch nur dasitzst und schläfst", sagte er förmlich aufgebracht.

Hansen aber wollte seine Brille nicht hergeben, und der Doktor wandte sich unwillig von ihm. Er setzte sich wieder neben Nagel.

„Ja, es ist Unsinn, das ist's, das Ganze ist im Grunde genommen Kram, von Ihrem Standpunkt aus gesehen. Sie haben vielleicht in vielem recht. Sehen Sie nun mal Hansen dort, hahaha, ja, verzeih, daß ich mir herausnehme, über Dich zu lachen, Hansen, Anwalt und Socialist Hansen. Solltest Du doch wohl nicht eine gewisse innerliche Freude empfinden, jedesmal, wenn zwei gute Bürger in Streitigkeiten geraten und Prozeß gegen einander führen, was? Nein, wenn es anginge, würdest Du sie immer in Güte vergleichen und nicht einen Schilling dafür nehmen! Und am nächsten Sonntag würdest Du in den Arbeiterverein hinaufgehen und vor zwei Handwerkern und einem Schlachterburschen einen Vortrag über den socialistischen Staat halten. Ja, jeder soll einen Ertrag bekommen, je nach seiner Fähigkeit zu produzieren, würdest Du sagen; alles ist so ausgezeichnet eingerichtet, daß niemandem unrecht geschieht. Aber nun steht der Schlachterbursche auf, der, Gott straf mich, ein Genie im Vergleich mit all Euch andern ist; er

steht also auf und fragt: Ich habe nun aber eine gewisse großhändlerische Fähigkeit zu konsumieren, sagt er, aber im Produzieren bin ich nur ein armer Schlachterbursche, denn meine Begabung reicht nicht weiter, sagt er. Dann stehst Du nicht bleich und grimmig da, was, Du Schafskopf? . . . . Ja, schnarch nur, Du, darauf verstehst Du Dich am besten; schnarch nur los!" Der Doktor war jetzt stark berauscht, seine Zunge versagte ihm, und die Augen gingen ihm über. Nach einer Pause wandte er sich wieder zu Nagel und fuhr düster fort: „Übrigens meinte ich nicht, daß gerade nur die Theologen sich umbringen sollten. Nein, hol mich der Teufel, alle miteinander sollten wir's thun, die Welt ausrotten und die Erdachse laufen lassen.

Nagel stieß mit Minutte an. Der Doktor erhielt keine Antwort; er wurde zornig und rief laut:

„Hören Sie nicht, was ich sage? Wir sollten uns alle miteinander umbringen, sage ich; Sie natürlich auch, Sie auch."

Und dabei sah der Doktor außerordentlich grimmig aus.

„Ja", erwiderte Nagel, „daran habe ich auch gedacht. Aber was mich betrifft, so habe ich keinen Mut." Pause. „Ich sage also durchaus nicht, daß ich Mut dazu habe; sollte ich aber eines Tages den Mut bekommen, so habe ich die Pistole schon bereit. Und für alle Fälle trage ich sie stets bei mir."

Und dabei zog er ein kleines Medizinglas mit

dem Giftzeichen drauf aus der Westentasche und hielt es empor. Das Glas war nur halb gefüllt.

„Echte Blausäure, reinstes Wasser!" sagte er. „Aber ich bekomme niemals Mut; es wird mir allzu schwer .... Herr Doktor, Sie können mir wohl sagen, ob dies genug ist. Ich habe die eine Hälfte bereits an einem Tier verbraucht, und es hat ausgezeichnet gewirkt. Ein kurzer Kampf, ein wenig grimmige Komik in der Fratze, zwei, dreimales Schnappen, das war alles; matt in drei Zügen."

Der Doktor nahm das Glas, sah es an, schüttelte es ein paarmal und sagte:

„Das ist genug, mehr als genug .... Ich sollte Ihnen das Glas eigentlich fortnehmen; aber wenn Sie keinen Mut haben, so ...."

„Nein, ich habe keinen Mut."

Pause. Nagel steckte das Glas wieder in die Westentasche. Der Doktor sank mehr und mehr zusammen, trank aus seinem Glase, blickte mit toten Augen umher und spie auf den Fußboden. Plötzlich rief er zum Adjunkten hinüber:

„Heda, wie weit bist Du gekommen, Holtan? Bringst Du noch „Ideenassociationen" zuwege? Ich kann's nicht mehr. Gute Nacht!"

Der Adjunkt öffnete die Augen, reckte sich ein wenig, stand auf und ging ans Fenster, wo er stehen blieb und hinausblickte. Als das Gespräch von neuem begann, benutzte er die Gelegenheit, sich wegzuschleichen; er drückte sich unbemerkt an der Wand entlang,

machte die Thür auf und schlüpfte hinaus, ehe jemand es bemerkte. Auf diese Weise pflegte Adjunkt Holtan sich stets aus einer Gesellschaft zu entfernen.

Minutte stand ebenfalls auf und wollte fort; als er aber gebeten wurde, noch eine Weile zu bleiben, setzte er sich wieder. Anwalt Hansen schlief. Die drei, die noch nüchtern waren, Student Ojen, Minutte und Nagel fingen nun an von Litteratur zu sprechen. Der Doktor hörte mit nur halb offenen Augen zu, ohne ein Wort mehr zu sprechen. Gleich darauf schlief auch er.

Der Student war sehr belesen und hielt auf Maupassant: man müsse zugeben, daß Maupassant bis auf den Grund in die Geheimnisse des Weibes eingedrungen sei, und als Dichter der Liebe unerreicht sei. Welche Kühnheit der Schilderung, welche wunderbare Kenntnis des Menschenherzens! Aber Nagel erwiderte lächerlich aufbrausend, schlug auf den Tisch, schrie, griff die Schriftsteller durch die Bank an, machte beinahe reinen Tisch und schonte nur das Leben einiger Wenigen. Seine Brust wogte bei all dieser Heftigkeit, und der Schaum stand ihm vorm Munde:

Die Dichter! Hehe, ja, das müsse man sagen, die seien ins tiefste Menschenherz gedrungen! Was waren die Dichter denn, diese wichtigthuenden Wesen, die es verstanden hatten, solche Macht im modernen Leben an sich zu reißen, was waren sie? Ja, Aussatz, Räude am Gesellschaftskörper, reizbare, geschwollene Bartfinnen, die man zart behandeln müsse, mit Vorsicht

und Pietät anfassen, sonst würden sie schlimm, denn sie vertrugen keine harte Behandlung! Ja, von den Dichtern müsse man durchaus Aufhebens machen, besonders von den dümmsten, den wenig menschlich entwickelten, den Koboldgreisen; denn sonst zögen sie mürrisch ins Ausland! Hehe, ins Ausland, ja! O du guter Gott, welche köstliche Komödie! Und gab es einen Dichter, einen wirklich geistberauschten Sänger mit Tönen in der Brust, so konnte man den Teufel drauf schwören, daß er weit hinter die groben, nachschreibenden Professionisten gestellt wurde, die bittere Schnäpse ausschenkten. Ja, ja, die Menge war's, — die Quantität — und der herbe Geschmack des zu Trinkenden! .... Nun, er, Nagel, sei kein Kenner, nur ein einfacher Agronom mit gewöhnlichem Pferdegeschmack, daher verlange er auch nicht, fünfzig Menschen auf seiner Seite zu haben. Es sei ihm schon einmal passiert, daß er zu Schaden gekommen, indem er sich über die Shakespearefrage ausgesprochen. Einmal in einer Abendgesellschaft. Ja, er habe Shakespeare wirklich gelesen, habe sich vorgenommen, den Gipfel der Bildung zu besteigen, das war sein Ehrgeiz, und darum las er Shakespeare. Aber nun hatte er Shakespeare traurig flau gefunden und seine Anbeter sehr, sehr genügsam. Darauf erhob sich ein Fachmann, ein Kenner, ein Ästhetiker, der ihm im Zorn sagte: Ja, das ist nun Ihre geringe Meinung, aber es ist nicht gesagt, daß es die Meinung der ganzen Welt ist! Hehe, die Meinung der ganzen Welt sei es nicht,

sagte er. Gott bewahre uns gnädig, welch ein komischer Mann! Nein allerdings, Allerwelts Meinung sei es nicht, aber was weiter? Was kümmerte es ihn, Nagel, ob die Fünzigtausend Besiegelten eine andere Meinung hatten als er? Was in des Himmels Namen, ging es ihn an, daß die Menschheit auf rot hielt, wenn er auf schwarz hielt? .... Nun komme man sogar mit Maupassant. Herrgott! Ein Mann, der viel über Liebe geschrieben habe, und gewiß, die Bücher gingen ihm von der Hand; ja, Recht müsse Recht bleiben. Ach, ein kleiner, hellfunkelnder Stern, ein wirklicher Dichter, soweit er reichte, Alfred de Musset, bei dem die Liebe keine brünstige Routine, sondern ein feiner und feuriger Frühjahrston in seinem Menschen sei, bei dem die Worte förmlich in den Zeilen flammten — dieser Dichter hat vielleicht nicht halb so viel Besiegelte auf einer Seite, wie Maupassant, der kleine mit, seiner außerordentlich groben und seelenlosen Lendenpoesie....

Nagel überschritt alle Grenzen. Er fand auch Veranlassung, über Victor Hugo herzufallen und im übrigen die größten Dichter der Welt vom Teufel holen zu lassen! Ja, einfach vom Teufel holen zu lassen! Ob er mit einer einzigen kleinen Probe von Victor Hugos hohlem poetischen Gepolter kommen dürfe? Geben Sie acht: „Wäre dein Stahl doch so scharf wie dein letztes Nein!“ Ja, was sie dazu meinten; ob das nicht gut klänge? Was Herr Grögaard meine?

Zugleich sah Nagel Minutte mit einem durchbohren-

den Blick an. Er fuhr fort, ihn anzustarren und wiederholte noch einmal, die Augen fest auf Minuttes Gesicht geheftet, jene einzelne Zeile von Victor Hugo. Minutte antwortete nicht; seine blauen Augen öffneten sich fürchterlich weit, und in der Verwirrung trank er einen großen Schluck aus seinem Glase.

„Aber die Strophe ist doch wohl nicht so unmöglich", wandte der Student ein.

Nagel fuhr wieder auf: So, also nicht so unmöglich?' So schlecht sogar, wie er sie hergesagt, habe sie noch ihre Wirkung? Ja, sehen Sie! Nein, dann hätte sie anders gesprochen werden müssen! Er hätte eigentlich aufstehen, sich an die Thür stellen und von dort diese wunderliche Poesie über die Köpfe der Herren ausspeien müssen. Ja, denn wenn Victor Hugo wirklich zu seinem Rechte kommen solle, müsse er mit großem, kauendem Maul vorgelesen werden, sonst ging sozusagen sein Geist aus der Dichtung .... Nun, es verlohne nicht der Mühe, mehr über Victor Hugo zu sprechen. Gesegnet sei sein Andenken! Prosit!

Sie tranken.

„Sie nannten Ibsen", fuhr Nagel noch immer erhitzt fort. Seiner Ansicht nach gäbe es nur e i n e n Dichter in Norwegen, und das sei n i ch t Ibsen. Nein, wahrlich nicht. Man spreche von Ibsen als Denker; ob es nicht gut sei, einen kleinen Unterschied zwischen populärem Raisonnement und wirklichem Denken zu machen? Man spräche von Ibsens Berühmtheit, blase uns die Ohren voll von seinem Mut; ob es nicht gut

sei, einen kleinen Unterschied zwischen dem theoretischen und dem praktischen Mut zu machen, zwischen dem uneigennützigen, rücksichtslosen Revolutionsdrang und dem häuslichen Aufruhrsmut? Der eine strahlt im Leben, der andere verblüfft im Theater. Der norwegische Schriftsteller, der sich nicht aufblase und eine Stecknadel als Lanze führe, sei ja kein norwegischer Schriftsteller; einen oder den anderen Heckenpfahl müsse man finden, um sich daran zu reiben, sonst werde man nicht als mutige Ameise betrachtet. Ja, es sei wirklich äußerst amüsant, dem aus der Ferne zuzusehen! Es sei nämlich ein Schlachtengetümmel und ein Mannesmut, wie bei einem Napoleonischen Treffen, aber eine Gefahr und ein Risiko wie bei einem französischen Duell. Hehehe .... Nein, ein Mann, der revoltieren wolle, müsse doch wohl vor allen Dingen einen Federhalter ohne Glacéhandschuhe angreifen können; er dürfe kein kleines schreibendes Kuriosium sein; nicht einzig und allein ein literarischer Begriff für die Deutschen, sondern ein beweglicher, thätiger Mensch im Getümmel des Lebens. Ibsens Revolutionsmut würde seinen Mann sicherlich nie aufs dünne Eis führen; die Sache mit dem Torpedo unter der Arche sei eine armselige Departementstheorie im Vergleich zu der lebendigen flammenden That. Ob die Herren jemals gehört hätten, wenn jemand Leinewand zerreißt? Hehehe, ein ganz imponierendes Geräusch! .... Nun, übrigens sei ein Geräusch vielleicht so gut wie das andere, alldieweil wir vor solcher

Weiberarbeit wie das Schreiben fürs Publikum platt auf dem Bauch lägen. Wenn sie auch so jämmerlich sei, habe sie doch jedenfalls noch so viel Wert, wie Leo Tolstois qualmende Sittlichkeit und seine Propaganda für seinen geifernden Gott. Dreck über das Ganze!

Über das Ganze? Über alles?

Ja, beinahe. Übrigens hätten wir einen Dichter, das sei Björnson in seinen besten Stunden. Er sei unser einziger trotz allem, trotz allem ....

Würden denn nicht die Mehrzahl der Einwände gegen Tolstoi auch Björnson treffen? Ob nicht auch Björnson nur ein Verkünder, ein Sittlichkeitsprediger, ein gewöhnlicher, langweiliger alter Mann, ein Bücher schreibender Professionist und was sonst noch sei?

„Nein!“ rief Nagel mit lauter Stimme. Er gestikulierte und verteidigte Björnson mit heftigen Worten: Man könne Björnson und Tolstoi nicht mit einander vergleichen, teils weil es gegen die einfache, agronomische Vernunft eines jeden streiten müsse, teils weil der Mensch in einem sich dem widersetzen müsse. Erstens sei Björnson ein Genie, — was Tolstoi nie in seinem ganzen Leben gewesen. Er, Nagel stelle nicht die ganz gewöhnlichen großen und ordinären Genies hoch. Weiß Gott, daß er das nicht thue — aber nicht einmal bis zu ihrer Höhe habe Tolstoi sich erhoben. Dies hindere natürlich nicht, daß Tolstoi Bücher machen könne, die besser seien, als viele von Björnson; aber was bewies das? Gute

Bücher könnten sogar dänische Kapitäne, norwegische Maler und englische Frauen machen. Zweitens sei Björnson ein Mensch, eine überwältigende Persönlichkeit, nicht ein Begriff. Er tobt wie ein lebender Körper auf unserm Erdball umher und braucht Raum für vierzig. Er sitzt nicht als Sphinx vor den Leuten groß und mystisch; sein Inneres ist wie ein Wald im Sturm, er kämpft, ist überall dabei und schadet seinen Angelegenheiten beim Publikum im Grund gar herrlich. Er ist en masse angelegt, er ist ein gebietender Geist, einer von den wenigen Befehlenden; er kann auf einer Tribüne stehen und ein beginnendes Pfeifen mit einer Handbewegung niederhalten. Er hat ein Gehirn, in dem es unabläßig sproßt und wimmelt; er siegt kräftig und fehlt gröblich; aber beides thut er mit Persönlichkeit und Geist. Björnson ist unser einzigster Dichter mit Inspiration, mit dem göttlichen Funken; es beginnt in ihm, wie ein Sausen im Kornfeld am Sommertage, und es endet damit, daß man nichts ohne ihn hört, nichts ohne ihn; so ist die Bewegungsform seiner Seele der Zusprung — die Bewegungsform des Genies. Mit Björnsons Dichtung verglichen ist zum Beispiel Ibsens Dichtung die reine mechanische Bureauarbeit. Ibsens Verse bestehen in hohem Grade darin, daß der Reim den Reim trifft, so daß es nur so knallt; die meisten seiner Schauspiele sind dramatische Holzmassen. Wo, zum Teufel, man denn hinwolle! . . . . Na, übrigens man solle es gut sein lassen; Prosit fürs Ganze . . . .

Es war zwei Uhr. Minutte gähnt. Schläfrig nach einem arbeitsvollen Tage, müde und gelangweilt durch Nagels endloses Gerede, steht er auf und will gehen. Nachdem er lebewohl gesagt hatte und bis an die Thür gekommen war, geschah indessen etwas, was ihn veranlaßte, wieder stehen zu bleiben, ein kleiner verschmitzter Vorfall, der lange nachher von größter Bedeutung werden sollte: der Doktor erwacht, schlägt heftig mit dem Arm aus und wirft in seiner Kurzsichtigkeit mehrere Gläser um; Nagel, der dem Doktor am nächsten saß, wurde mit Champagner übergossen. Er sprang auf, schüttelte lachend die nasse Brust und rief ausgelassen hurra!

Minutte war sofort der dienstbare Geist; er kam mit Taschentüchern und Handtüchern zu Nagel gelaufen und wollte ihn abtrocknen; besonders die Weste hatte es bekommen, wenn er sie nur einen Augenblick ausziehen wolle, eine Minute, so solle dem augenblicklich abgeholfen werden! Aber Nagel wollte die Weste nicht ausziehen. Der Anwalt erwachte nun ebenfalls von dem Lärm und begann auch hurra zu rufen, ohne zu wissen, was vorging. Abermals bat Minutte, ihm die Weste einen Augenblick zu überlassen; Nagel schüttelte nur den Kopf. Plötzlich blickt er nach Minutte hin; ihm fällt etwas ein, er steht augenblicklich auf, zieht die Weste aus und reicht sie ihm mit großer Heftigkeit.

„Bitte!" sagte er. „Trocknen Sie sie ab; behalten Sie sie; doch, doch, Sie sollen sie behalten, Sie haben

ja keine Weste. Seht! keinen Unsinn! Sie ist Ihnen herzlich gegönnt, lieber Freund." Da aber Minutte noch weitere Einwendungen machte, drückte Nagel ihm die Weste unter den Arm, öffnete die Thür und stieß ihn freundschaftlich hinaus.

Und Minutte ging.

Dies ging so hurtig vor sich, daß nur Ojen, der neben der Thüre saß, es bemerkte.

Nun schlug der Anwalt in seiner Galgenstimmung vor, auch die übrigen Gläser zu zerschlagen. Nagel widersetzte sich nicht, und jetzt unterhielten sich vier erwachsene Männer damit, ein Glas nach dem andern gegen die Wand zu schleudern. Darauf tranken sie aus den Flaschen, brüllten wie Matrosen und tanzten herum. Es wurde vier Uhr, ehe diese Kurzweil ein Ende hatte. Der Doktor war unmäßig betrunken. Noch in der Thür wandte Student Ojen sich zu Nagel und sagte:

„Aber das, was Sie von Tolstoi sagten, läßt sich ja auch von Björnson sagen. Sie sind nicht konsequent in Ihrer Rede . . . ."

„Hahaha!" lachte der Doktor wie besessen. „Er verlangt Konsequenzen . . . . um diese Tageszeit! Können Sie „Encyklopädisten" sagen, lieber Mann? „Ideenassociationen?" Dann kommen Sie, lassen Sie sich von mir nach Hause führen . . . . Haha, um diese Tageszeit!"

Es regnete nicht mehr. Aber auch die Sonne schien nicht; doch war das Wetter ruhig, und verhieß einen milden Tag.

XIV.

Früh am nächsten Morgen erschien Minutte wieder im Hotel. Er trat still in Nagels Zimmer, legte dessen Uhr, einige Papiere, einen Bleifederstumpf und die kleine Giftflasche auf den Tisch und wollte sich dann wieder entfernen. Als Nagel jedoch im selben Augenblick erwachte, war er gezwungen zu erklären, weshalb er gekommen sei.

„Wegen jener Sachen, die ich in der Westentasche fand", sagte er.

„In der Westentasche? Ja, Tod und Teufel, das ist ja auch wahr! Und wieviel ist die Uhr?"

„Acht. Aber Ihre Uhr steht, ich wollte sie nicht aufziehen."

„Sie haben die Blausäure doch nicht ausgetrunken?"

Minutte lächelte und schüttelte den Kopf. „Nein", erwiderte er.

„Nicht einmal davon gekostet? Das Glas muß halb voll sein; lassen Sie mich sehen."

Und Minutte ließ ihn sehen, daß das Glas noch halb voll sei.

„Gut! — Und die Uhr ist acht? So ist es Zeit aufzustehen .... Da ich gerade daran denke, Grögaard, können Sie mir eine Violine leihweise verschaffen? Ich wollte versuchen, ob ich lernen könnte .... Na, Unsinn! Die Wahrheit ist, ich will eine Violine kaufen, ich will sie einem Bekannten schenken; nicht zum eigenen Gebrauch will ich sie haben. Sie müssen mir also durchaus eine Violine verschaffen, woher Sie sie auch nehmen."

Minutte würde sich alle mögliche Mühe geben.

„Tausend Dank. Dann sehen Sie wohl wieder bei mir ein, wann es Ihnen paßt; Sie wissen ja den Weg. — Guten Morgen!"

Eine Stunde später war Nagel schon im Pfarrhofwald. Der Boden war noch feucht vom Regen am gestrigen Abend, und die Sonne war nicht sehr warm. Er setzte sich auf einen Stein und hielt scharfen Ausblick auf den Weg. Er hatte ein paar bekannte Fußspuren auf dem weichen Kies gesehen, er war beinahe überzeugt, daß es Dagnys Spuren seien, und daß sie in die Stadt gegangen sei. Er wartete ziemlich lange vergebens, entschloß sich endlich, ihr entgegenzugehen und erhob sich vom Stein.

Und er hatte sich wirklich nicht geirrt; schon am Rande des Waldes begegnete er ihr. Sie trug ein Buch; es war Skrams „Gertrude Colbjörnsen."

Sie sprachen zuerst eine Weile von diesem Buche, dann sagte sie:

„Können Sie's begreifen . . . . unser Hund ist tot.“

„Tot?“ entgegnete er.

„Vor einigen Tagen. Wir fanden ihn mausetot. Ich verstehe nicht, wie das zugegangen sein kann.“

„Aber denken Sie, ich fand stets, daß dieser Ihr Hund äußerst ekelhaft war; so eine Dogge mit Stulpnase und einem unverschämten Menschengesicht. Wenn er einen ansah, hingen seine Mundwinkel tief herab, als hätte er den Gram der ganzen Welt zu tragen. Ich bin geradezu froh, daß er tot ist.“

„Pfui, schämen Sie sich . . . .“

Aber er unterbrach sie nervös, wollte aus irgend einem Grunde schnell von diesem Gespräch mit dem Hunde loskommen, und nahm das Ganze leicht. Er fing an, von einem Manne zu sprechen, den er einmal getroffen habe, und der wirklich so ziemlich das Lächerlichste gewesen, was man sehen konnte.

Der Mann s—stotterte ein wenig, und er verbarg es gar nicht; nein, im Gegenteil, er s—stotterte eher noch stärker, als er es von Natur schon that, um seine Unvollkommenheit so recht an den Tag zu legen. Er hatte die sonderbarsten Ideen über das Weib. Übrigens pflegte er eine Geschichte aus Mexiko zu erzählen, die in seinem Munde unsäglich komisch wurde. Es war ein Winter mit rasender Kälte, die Thermometer zersprangen, und die Menschen hielten sich Tag und Nacht in den Häusern. Aber eines

Tages mußte er in die Nachbarstadt, er ging durch eine nackte Landschaft, nur hier und da stand eine Hütte, und der kalte Wind schnitt ihm unerträglich ins Gesicht. Als er so im besten Gehen war, schoß in dieser verzweifelten Kälte ein halbnacktes Weib aus einer der Hütten und läuft hinter ihm her; unaufhörlich schreit sie: Sie haben eine Frostblase auf der Nase! Nehmen Sie sich in acht, Sie gehen mit einer Frostblase auf der Nase herum! Das Weib hatte eine Schöpfkelle in der Hand und ging mit aufgestreiften Ärmeln; sie hatte diesen fremden Mann mit einer Frostblase auf der Nase vorübergehen sehen und war geradeswegs von ihrer Arbeit fortgelaufen, um ihm das warnend zuzurufen. Hehehe, hat man je was Ähnliches gehört! Und da steht sie selbst mit aufgestreiften Ärmeln in dem scharfen Winde, während ihre ganze rechte Backe nach und nach weiß anläuft und zu einer einzigen, ungeheuren Blase wird. Hehehe, das ist ganz unglaublich! .... Aber trotz dieses und mehrerer anderer Beispiele weiblichen Opfermuts war der stotternde Mann höchst starrköpfig in diesem Kapitel. „Die Frau ist ein sonderbares und unersättliches Geschöpf", sagte er zu mir, ohne zu erklären, weshalb sie gerade sonderbar und unersättlich sei. „Es ist ganz unglaublich, was sie sich einzubilden vermag", sagte er. Und dann erzählte er: „Ich hatte einen Freund, der sich in eine junge Dame verliebte; sie hieß sogar Klara. Er gab sich viele Mühe, diese Dame zu gewinnen, aber es

half nichts, Klara wollte absolut nichts von ihm wissen, und doch war er ein hübscher und wohlangesehener junger Mann. Dieselbe Klara hatte indessen eine Schwester, ein ungewöhnlich verwachsenes und buckliges Wesen, das geradezu häßlich war; um sie hält dann mein Freund eines Tages an; Gott der Herr mag wissen, weshalb er es that, aber es war vielleicht aus Berechnung, vielleicht aber hatte er sich auch wirklich in sie verliebt, obgleich sie so häßlich war. Aber was thut nun Klara? Ja, hier zeigte das Weibliche nun mit einem Mal die Krallen; Klara schreit, Klara macht einen Satansspektakel: ich bin's, die er haben wollte! ich bin's, die er haben wollte! sagte sie; aber mich bekommt er nicht, um keinen Preis der Welt will ich, sagte sie. Na, aber meinen Sie nun, er hätte die Schwester bekommen, in die er sich also stark verliebt hatte? Nein, das ist ja gerade das verschmitzte an der Sache, Klara wollte ihn auch der Schwester nicht überlassen. Hehehe. Nein, da sie selbst es gewesen, die er hatte haben wollen, so sollte er nicht einmal ihre bucklige Schwester haben, obgleich diese für keinen zu gut war. Und so bekam mein Freund keine von den Damen .... Dies war eine der vielen Geschichten des Stotterers. Er erzählte so amüsant, gerade weil er stotterte. Er war übrigens ein großes Rätsel von einem Menschen .... Langweilen Sie sich?"

„Nein", entgegnete Dagny.

„Ein großes Rätsel von einem Menschen also.

Er war so habgierig und so diebisch zugleich, daß er im stande war, sich der Lederriemen in den Eisenbahncoupéfenstern zu bemächtigen und sie mit nach Hause zu nehmen, um sie zu irgend etwas zu gebrauchen. Er soll ausdrücklich einmal auf solch einem Diebstahl ertappt worden sein. Auf der anderen Seite machte er sich nicht das Geringste aus Geld, wenn die Laune ihm kam. Einmal war es ihm eingefallen, eine ungeheure Wagenpartie zu veranstalten, er mietete daher allein für sich selbst vierundzwanzig Wagen, die er hintereinander herfahren ließ. Dreiundzwanzig fuhren ganz leer, und im vierundzwanzigsten — dem letzten — sitzt er selbst und sieht auf die Spaziergänger herab, stolz wie ein Gott über den Aufzug, den er ins Werk gesetzt hatte . . . ."

Aber Nagel kam von einer Sache auf die andere, ohne Glück; Dagny hörte kaum auf das, was er sagte. Er blieb schweigsam, er bedachte sich. Es war doch aber auch zum Teufel holen, wie dumm er reden und sich jederzeit zum Narren machen konnte! Eine junge Dame zu überfallen, noch dazu seine Herzensdame und sie mit dem Unsinn von Frostblasen und vierundzwanzig Wagen zu unterhalten! Und plötzlich fiel ihm ein, daß er sich schon früher einmal gründlich mit einer Abgeschmacktheit über einen Eskimo und eine Briefmappe verrannt hatte. Bei dieser Erinnerung stieg ihm plötzlich die Röte ins Gesicht, er gab sich unwillkürlich einen Ruck und wäre beinahe stehen geblieben. Weshalb, zum Teufel, nahm er sich nicht

in acht! O, wie er sich schämen mußte! Diese Augenblicke, in denen er so dumm schwatzte, machten ihn komisch, demütigten ihn und brachten ihn um Wochen und Monate zurück. Was mußte sie nämlich von ihm denken!

Er sagte:

„Und wie lange ist es noch hin bis zum Bazar, dem Verteidigungsbazar?"

Sie entgegnete lächelnd:

„Weshalb geben Sie sich so viel Mühe, in einem fort zu sprechen? Weshalb sind Sie nervös?"

Diese Frage kam ihm so unerwartet, daß er sie einen Augenblick verwirrt ansah. Er erwiderte gedämpft und mit klopfendem Herzen:

„Fräulein Kielland, ich versprach, als ich das letzte Mal mit Ihnen zusammen war, daß, wenn ich Sie noch einmal treffen dürfe, ich von allem andern sprechen wolle, nur nicht von dem, was mir verboten war. Ich versuche, mein Versprechen zu halten. Ich habe es bis jetzt gehalten."

„Ja", sagte sie, „man soll seine Versprechen halten, man soll seine Versprechen nicht brechen." Und dies sagte sie gleichsam mehr zu sich selbst als zu ihm.

„Ich entschloß mich auch, es zu versuchen, noch bevor Sie kamen; ich wußte, daß ich Ihnen begegnen würde."

„Wie konnten Sie das wissen?"

„Ich sah Ihre Spur hier auf dem Wege."

Sie warf ihm einen Blick zu und schwieg.

Gleich darauf sagte sie:

„Sie tragen einen Verband um die Hand; sind Sie verwundet?“

„Ja“, antwortete er, „Ihr Hund war's, der mich gebissen hat.“

Sie blieben beide stehen und sahen einander an. Er preßte die Hände zusammen und fuhr gequält fort:

„Ich bin jede einzige Nacht hier im Walde gewesen, ich habe Ihre Fenster jede Nacht gesehen, bevor ich schlafen ging. Vergeben Sie mir, das ist doch kein Verbrechen! Sie verboten mir, es zu thun, ja, aber ich habe es gethan, da hilft nun einmal nichts; der Hund biß mich auch, er kämpfte da um sein Leben; ich habe ihn umgebracht, ich gab ihm Gift, weil er immer bellte, wenn ich kam und Ihren Fenstern gute Nacht sagen wollte.“

„So, Sie sind's, der den Hund umgebracht hat!“ sagte sie.

„Ja“, antwortete er.

Pause. Sie standen noch immer still und sahen einander an. Seine Brust wogte gewaltsam.

„Und ich wäre im stande, noch viel schlimmere Dinge zu thun, um Sie zu sehen“, sagte er weiter. „Sie haben keine Ahnung, wie ich leide, und wie ich Tag und Nacht mit Ihnen beschäftigt bin, nein, davon haben Sie keine Ahnung. Ich spreche mit Leuten, ich lache, ich halte sogar lustige Zechgelage ab — diese Nacht hatte ich ebenfalls Gesellschaft bis vier Uhr;

wir zerbrachen zuletzt alle Gläser, — nun, aber während ich ebenfalls trinke und singe, denke ich unaufhörlich an Sie und werde dadurch verwirrt. Ich kümmere mich auch um gar nichts mehr, und ich weiß nicht, was aus mir werden soll. Haben Sie doch zwei Minuten Mitleid mit mir, ich muß Ihnen etwas sagen. Aber haben Sie nur keine Angst, ich will Sie weder ängstigen, noch Sie reizen, ich muß nur mit Ihnen sprechen, weil ich dazu getrieben werde . . . .“

„Aber werden Sie denn durchaus nicht vernünftig werden?“ sagte sie kurz. „Sie haben es doch versprochen.“

„Ja, das that ich wohl; ich weiß es nicht, aber vielleicht versprach ich, vernünftig zu werden. Aber ich kann es so schwer, ich kann es wirklich so schwer, wenn ich es auch versuche. Und ein wenig bin ich doch auch zu entschuldigen, wenn Sie alles bedenken. Was soll ich thun? Wissen Sie, daß ich eines Tages nahe daran gewesen bin, in den Pfarrhof einzudringen, die Thüren zu öffnen und geradeswegs zu Ihnen hinein zu gehen, selbst wenn noch andere zugegen gewesen! Aber ich habe auch mit allen Kräften versucht zu widerstehen, das können Sie glauben, ja, ich habe Sie sogar verleumdet und versucht, Ihre Macht über mich zu nichte zu machen, indem ich Sie in den Augen anderer herabsetzte. Ich habe es nicht aus Rache gethan, nein, Sie begreifen, daß ich wirklich nahe daran war, zu unterliegen, ich habe es gethan, um

mich selbst zu heben, mich zu lehren, die Zähne zusammenzubeißen, um vor mir selbst, meinem eigenen Bewußtsein, nicht allzusehr den Rücken zu beugen; deshalb habe ich es gethan. Aber ich weiß nicht, weshalb jetzt durchaus nichts mehr nützt; es hat mir früher immer genützt, wenn ich richtig gewollt habe; aber jetzt geht es so schwer. Ich habe auch versucht, abzureisen; ich habe es versucht, ich habe angefangen, all meine Sachen zusammenzupacken; aber ich machte mich nicht ganz reisefertig, und ich reiste auch nicht. Wie konnte ich reisen! Ich würde Ihnen statt dessen lieber nachreisen, wenn Sie nicht hier wären. Und wenn ich Sie niemals fände, würde ich Ihnen dennoch nachreisen und Sie unablässig suchen und hoffen, Sie zuletzt einmal zu finden. Aber wenn ich sähe, daß es mir trotzdem nichts nützte, würde ich meine Hoffnungen herabsetzen und herabsetzen, und schließlich würde ich innig danken, wenn ich nur möglicherweise jemand sehen könnte, der Ihnen einmal nahe gestanden, eine Freundin, die Ihre Hand gedrückt, oder in den guten Tagen ein Lächeln von Ihnen bekommen hätte. So würde ich es machen. Kann ich also von hier reisen? Jetzt ist es außerdem Sommer, der ganze Wald hier ist meine Kirche, und die Vögel kennen mich, sie sehen mich jeden Morgen an, wenn ich komme, sie legen den Kopf auf die Seite und sehen mich an. Ich vergesse auch niemals, wie die Stadt am ersten Abend, als ich kam, Ihretwegen flaggte; das machte den stärksten Eindruck auf mich, ich wurde

geradezu von einer seltsamen Sympathie erfaßt; und halb betäubt ging ich auf dem Schiff umher und sah die Flaggen an, bevor ich an Land stieg. Ja, das war ein Abend! .... Aber auch später ist es manches Mal herrlich gewesen; ich gehe täglich dieselben Wege wie Sie, und zuweilen habe ich Glück und sehe Ihre Spuren auf dem Wege, so wie heute, und dann warte ich auf Sie, bis Sie wieder vorüber kommen, ich krieche in den Wald und lege mich platt hinter einen Stein, und warte auf Sie. Ich habe Sie zweimal gesehen, seitdem ich zuletzt mit Ihnen sprach, und einmal wartete ich sechs Stunden auf Sie, bevor Sie kamen; diese ganzen sechs Stunden lag ich hinter dem Stein und stand nicht auf, nur aus Furcht, daß Sie vielleicht kommen und mich gewahren könnten. Gott mag wissen, wo Sie an jenem Tage so lange waren ...."

„Ich war bei Andresens", sagte sie plötzlich.

„Ja, vielleicht waren Sie dort; ich sah Sie auch schließlich, als Sie kamen. Sie waren nicht allein, aber ich sah Sie ganz deutlich, und ich grüßte Sie leise hinter dem Stein. Gott mag auch wissen, welch ein Gedanke Sie im selben Augenblick durchfuhr, aber Sie wandten den Kopf und sahen den Stein einen Augenblick an.

„Ja, hören Sie .... Nein, Sie zucken zusammen, als sei es Ihr Todesurteil, das ich im Begriff wäre, zu sprechen ...."

„Das ist es auch, ich verstehe es sehr wohl, Ihre Augen wurden eiskalt.“

„Ja, aber dies muß wirklich ein Ende nehmen, Herr Nagel! Wenn Sie das Ganze überdenken, so müßten Sie selbst einsehen, daß Sie auch nicht ganz hübsch gegen den Abwesenden handeln. Nicht wahr, wenn Sie sich an seine Stelle versetzen .... abgesehen davon, daß Sie es mir so schwer machen. Wozu wollen Sie mich bringen? Lassen Sie mich es Ihnen ein für allemal sagen: ich breche mein Versprechen nicht, ich liebe ihn. So, das muß Ihnen deutlich genug sein Nun seien Sie etwas vorsichtig; ich gehe hier wirklich nicht mit Ihnen, wenn Sie mir nicht ein wenig Rücksicht zeigen können. Das sage ich Ihnen gerade heraus.“

Sie war bewegt, ihr Mund zitterte, und sie strengte sich sehr an, um nicht in Thränen auszubrechen. Als Nagel schwieg, fügte sie noch hinzu:

„Sie dürfen mich gern nach Hause begleiten, ganz nach Hause, wenn Sie es wünschen und es nicht ungemütlich für uns beide machen wollen. Wenn Sie mir etwas erzählen wollten, wäre ich dankbar; ich höre Sie gern sprechen.“

„Ja“, sagte er plötzlich mit jubelnder Stimme, „ja, darf ich nur mitgehen! Ich will auch .... Ach, Sie geben mir förmlich ein Sturzbad, wenn Sie böse auf mich sind ....“

„Ich bin durchaus nicht böse auf Sie; aber Sie

machen mich jedesmal traurig. Es ist nicht Ihre Absicht, aber . . . ."

Nun sprachen sie eine lange Weile von ganz gleichgültigen Dingen. Sie machten kleine Schritte und so langsam, daß sie beinahe nicht weiter kamen.

„Wie es duftet! Wie es duftet!" sagte er. „Nein, wie Gras und Blumen jetzt nach dem Regen wachsen! Ich weiß nicht, ob Sie sich besonders für Bäume interessieren? Es ist seltsam, aber ich fühle eine geheimnisvolle Verwandtschaft zwischen mir und jedem Baum im Walde. Es ist, als hätte ich dem Walde einmal angehört; wenn ich hier so stehe und umherblicke, durchfährt gleichsam eine Erinnerung meinen ganzen Menschen. O, bleiben Sie einen Augenblick stehen! Hören Sie! Hören Sie, wie die Vögel jetzt aus vollem Halse der Sonne entgegen singen. Sie sind ganz toll und närrisch, sie fliegen uns beinahe ins Gesicht, ehe sie sich's versehen."

Und sie gingen weiter.

„Ich trage noch immer an der hübschen Vorstellung, die Sie in mir wachgerufen, von dem Boot und dem blauseidenen Segel in Halbmondform", sagte sie. „Gott, wie hübsch das ist! Wenn der Himmel so recht fern und hoch ist, will mich's bedünken, als schaukelte ich selbst da oben umher und fischte mit einer silbernen Angel."

Er war glücklich darüber, daß sie sich dieser Stimmung vom Johannisabend noch erinnerte; seine Augen wurden feucht und er entgegnete warm:

„Ja, ganz recht, es würde auch besser passen, wenn Sie, und nicht ich, in einem solchen Boote säßen!“

Als sie ungefähr mitten in den Wald gekommen, war sie unvorsichtig genug zu fragen:

„Wie lange bleiben Sie hier?“

Sie bereute es sofort, sie hätte es zurücknehmen mögen; aber sie war gleich wieder beruhigt, da er lächelte und es vermied, eine direkte Antwort zu geben. Sie war ihm dankbar für seinen Takt, er hatte sicher ihre Verlegenheit gesehen.

„Ich bleibe ja hier, wo Sie sind“, erwiderte er ....

„Ich bleibe hier, solange ich Geld habe“, sagte er dann. Und fügte hinzu: „Aber das wird nicht so gefährlich lange sein.“

Sie sah ihn an, lachte dann auch und fragte:

„Wird das nicht so gefährlich lange sein? Sie sind ja reich, wie ich gehört habe.“

Da kam der alte, geheimnisvolle Ausdruck in sein Gesicht, und er antwortete:

„Ich bin reich? Hören Sie, es soll eine Fabel hier in der Stadt kursieren, daß ich Geldmann bin, daß ich unter anderem ein Landgut von bedeutendem Wert habe, — das ist nicht wahr, ich bitte Sie, glauben Sie es nicht, das ist Humbug. Ich habe kein Landgut, jedenfalls ist es sehr klein und gehört nicht einmal mir allein, sondern auch meiner Schwester; außerdem ist es auch ganz und gar von Schulden und allerhand Haftungen verschlungen. Das ist die Wahrheit.“

Sie lachte ungläubig.

„Ja, Sie pflegen ja immer die Wahrheit zu reden, wenn Sie von sich selbst sprechen“, sagte sie.

„Sie glauben mir nicht? Sie zweifeln? Lassen Sie mich Ihnen dennoch sagen, obgleich es demütigend für mich ist, aber lassen Sie mich Ihnen dennoch den Zusammenhang erzählen: Sie müssen wissen, daß ich schon am ersten Tage, als ich hier in der Stadt war, fünf Meilen zu Fuß ging, geradeswegs nach der nächsten Stadt zu Fuß ging, und von dort drei Telegramme über eine große Summe Geldes und über ein Gut in Finnland an mich selbst abschickte. Darauf ließ ich diese drei Telegramme mehrere Tage offen auf dem Tisch in meinem Zimmer liegen, damit jeder im Hotel sie lesen konnte. Glauben Sie mir jetzt? Ist es also nicht Humbug mit meinem Gelde?“

„Vorausgesetzt, daß Sie nicht wieder über sich selbst lügen.“

„Wieder? Sie irren, Fräulein. Bei Gott im Himmel, ich lüge nicht! So!“

Pause.

„Aber weshalb thaten Sie das? Weshalb sandten Sie die Telegramme an sich selbst?“

„Ja, sehen Sie, es würde eine etwas lange Geschichte werden, wenn ich das im Zusammenhang berichten wollte .... Nun, übrigens ich that es kurz und gut, um groszzuthun, um Aufsehen in der Stadt zu machen. Hehehe, aufrichtig gesagt.“

„Jetzt lügen Sie.“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich lüge!“

Pause.

„Sie sind ein wunderlicher Mensch! Was Sie zu erreichen denken, mag Gott wissen. Im einen Augenblick gehen Sie hier und .... ja, Sie scheuen sich nicht einmal, mir die innigsten Geständnisse zu machen; und wenn ich Ihnen dann mit wenigen Worten Vernunft predige, schlagen Sie sofort um und stellen sich selbst als den ärgsten Charlatan, als Lügner, als Betrüger hin. Sie könnten sich vielleicht die Mühe sparen; das eine macht ebensowenig Eindruck auf mich, wie das andere. Ich bin ein allzu gleichmütiges Geschöpf; die viele Genialität geht über meinen Verstand.

Sie war mit einem Mal beleidigt.

„Ich wollte gerade jetzt keine besondere Genialität zeigen. Es ist ja doch alles verloren; weshalb sollte ich mich also bemühen?“

„Aber weshalb erzählen Sie mir denn all dies Unangenehme von sich selbst, sobald Sie nur Gelegenheit dazu haben?“ rief sie heftig.

Und langsam, vollständig beherrscht, entgegnete er:

„Um Eindruck auf Sie zu machen, Fräulein.“

Nun blieben sie wieder beide stehen und starrten einander an. Er fuhr fort:

„Ich habe früher schon einmal das Vergnügen gehabt, Ihnen ein paar Worte über meine Methode zu sagen. Sie fragen, weshalb ich von meinen Geheimnissen diejenigen ausplappere, die mir schaden, und

die ich hätte geheimhalten können? Ich erwidere: aus Politik, aus Berechnung. Ich denke mir nämlich die Möglichkeit, daß meine Offenherzigkeit doch etwas Eindruck auf Sie macht, trotzdem Sie es leugnen. Ich kann mir jedenfalls denken, daß Sie einen größeren Respekt vor dieser rücksichtslosen Gleichgültigkeit bekommen, mit der ich mich selbst ausliefere. Vielleicht verrechne ich mich, es ist schon möglich; dann ist nicht zu helfen. Aber selbst wenn ich mich verrechne, Sie sind mir ja doch verloren, und ich setze nichts mehr ein. Auf den Punkt kann man kommen, das ist die Verzweiflung, Hazard. Ich selbst helfe Ihnen, Anklagen gegen mich zu stande zu bringen, und bestärke Sie dadurch nach Kräften in Ihrem Vorsatz, mich abzuweisen. Weshalb thue ich das? Weil es meiner Seele widerstrebt, zu meinem eigenen Vorteil zu reden und durch solche Gemeinheit etwas zu gewinnen; ich brächte es nicht über meine Lippen. Aber — werden Sie sagen — ich versuche, durch List und Umwege das zu erreichen, was andere durch gewöhnliche Geradheit erreichen? Ach .... nein, ich will mich übrigens nicht verteidigen. Nennen Sie es Humbug, weshalb nicht, das ist gut, das ist treffend; ich will selbst hinzufügen, daß es die lumpigste Fälschung ist. Gut, es ist also Humbug, und ich verteidige mich nicht, Sie haben recht, mein ganzes Wesen ist Humbug. Nun aber hält der Humbug in höherem oder geringerem Grade alle Menschen gefangen; kann also die eine Art

Humbug nicht eben so gut sein wie die andere, wenn das Ganze im innersten Innern doch nur Humbug ist? .... Ich fühle, daß ich anfange, in mein Fahrwasser zu kommen; ich bin nicht abgeneigt, einen Augenblick eines meiner Steckenpferde zu reiten .... Nein, das will ich übrigens nicht; Gott im Himmel, wie bin ich der ganzen Sache müde! Ich sage: laß es gehen, laß es nur gehen! Punktum .... Wer würde glauben, daß in Doktor Stenersens Haus zum Beispiel etwas nicht in Ordnung ist? Ich sage auch nicht, daß etwas nicht in Ordnung ist; deshalb frage ich nur, ob es irgend einem Menschen einfallen könne, etwas Unrechtes von dieser achtungswerten Familie zu glauben. Es sind nur zwei Personen da, Mann und Frau, keine Kinder, keine ernsten Sorgen, und trotzdem ist vielleicht ein Dritter da, Gott allein weiß das, aber vielleicht ist noch einer da, wenn's zur Sache kommt, noch einer außer Mann und Frau, ein junger Mensch, ein allzu warmer Freund des Hauses, Landrichter Reinert. Was soll man sagen? Vielleicht liegt die Schuld auf beiden Seiten. Der Doktor mag sogar von dem Ganzen wissen und trotzdem nichts dagegen thun können; wenigstens trank er diese Nacht ganz gewaltig, und alles war ihm so gleichgültig, die ganze Welt, so daß er die Ausrottung der ganzen Menschheit durch Blausäure vorschlug, damit die Erdachse weiter laufen könne. Armer Mann! ... Aber er ist kaum der einzige, der bis an die Kniee im Humbug steckt, selbst wenn ich mich — Nagel — ab-

rechne, der bis an die Taille drin steckt. Wenn ich zum Beispiel Minutte nenne? Eine gute Seele, ein Gerechter, ein Märtyrer! Alles Gute ist auf seiner Seite; aber ich habe ihn auf dem Strich. Ich sage Ihnen, ich habe ihn auf dem Strich! Das scheint Sie zu verblüffen? Habe ich Sie erschreckt? Das war nicht meine Absicht. Ich will Sie auch gleich beruhigen, indem ich sage, daß niemand Minutte ins Wanken bringt, er ist wahrhaftig rechtlich. Und weshalb lasse ich ihn denn nicht aus den Augen, weshalb beobachte ich ihn um zwei Uhr in der Nacht von einer Hausecke aus, wenn er von einem unschuldigen Spaziergang nach Hause kommt — um zwei Uhr in der Nacht? Weshalb spioniere ich ihn von hinten und von vorn aus, wenn er seine Säcke herumträgt und die Leute auf der Straße grüßt? Wegen gar nichts, Beste! wegen gar nichts! Es interessiert mich nur, ich halte etwas von ihm, und es freut mich in diesem Augenblick, ihn als den reinen Menschen und den Rechtlichen inmitten all dieses Humbugs aufstellen zu können. Deshalb ist es ja, und Sie verstehen mich sicherlich. Hehehe .... aber um auf mich selbst zurückzukommen .... Ach nein, nein, ich will durchaus nicht auf mich selbst zurückkommen, lieber will ich alles andere!"

Dieser letzte Ausruf war so echt, so traurig, daß er sie dahin brachte, Mitleid mit ihm zu fühlen. Sie wußte in diesem Augenblick, daß sie mit einer gequälten und zerrissenen Seele zu thun habe. Da er

jedoch sofort dafür sorgte, diesen Eindruck bei ihr zu verlöschen, indem er plötzlich laut auflachte und noch einmal schwor, daß alles der reine Humbug sei, verließen ihre freundlichen Gefühle sie mit einem Mal. Sie sagte scharf:

„Sie ließen einige Andeutungen über Frau Stenersen fallen, die nicht halb so schwer hätten zu sein brauchen, um gemein zu sein. An Minutte, einem armen Krüppel, sind Sie auch zum Richter geworden. Das war wirklich so schlecht gehandelt, so gemein gehandelt!"

Sie fing wieder an zu gehen, und er ging mit. Er antwortete nicht, er ging mit gesenktem Kopf. Es zuckte ein paarmal in seinen Schultern, und sie sah zu ihrer größten Überraschung, daß ihm ein paar große Thränen über das Gesicht rollten. Er wandte sich ab und pfiff einem kleinen Vogel, um es zu verbergen.

Sie gingen zwei Minuten, ohne ein Wort zu sprechen. Sie war gerührt und bereute ihre harten Worte bitter. Vielleicht hatte er obendrein recht in dem, was er sagte; was wußte sie? Gott mochte wissen, ob dieser Mensch in Wochen nicht mehr gesehen hatte, als sie in Jahren.

Sie gingen immer noch schweigend. Er war wieder vollkommen ruhig und spielte gleichgültig mit seinem Taschentuch. In wenigen Minuten würde der Pfarrhof in Sicht kommen.

Da sagte sie:

„Ist Ihre Hand sehr wund, darf ich sehen?“

Ob es nun geschah, um ihm eine Freude zu machen, oder ob sie ihm in diesem Augenblick wirklich nachgab, — sie sagte es mit einer innigen, fast bewegten Stimme; sie blieb auch stehen.

Nun lief seine ganze Leidenschaft über. In diesem Augenblick, da sie ihm so nahe stand, den Kopf über seine Hand gebeugt, so daß er den Duft von ihrem Hals und ihrem Haar spürte, und nicht ein Wort gesprochen wurde, da stieg seine Liebe bis zur Verrücktheit, bis zum Wahnsinn; er drückte sie an sich, zuerst mit einem Arm und dann, als sie sich wehrte, auch mit dem andern Arm, preßte sie lange und warm an seine Brust und hob sie beinahe von dem Erdboden empor. Er fühlte, daß ihr Rücken sich bog, und sie nachgab. Schwer und süß ruhte sie in seinen Armen, und ihre Augen blickten halb verschleiert zu den seinen auf. Er sprach zu ihr, sagte ihr, daß sie herrlich sei, herrlich, und daß sie bis an sein Lebensende seiner Liebe Liebe bleiben werde. Ein Mann sei bereits um ihretwillen in den Tod gegangen, ja, das werde auch er thun, auf den leisesten Wink, auf ein Wort. Ach, wie er sie liebte! Und er fuhr fort, es unaufhörlich zu sagen: „Ich liebe Dich, ich liebe Dich, meine Geliebte.“

Sie leistete keinen Widerstand mehr, ihr Kopf sank ein wenig auf seinen linken Arm hinüber, und er küßte sie brennend in kurzen Pausen, nur von den zärtlichsten Worten unterbrochen. Er fühlte deutlich,

daß sie selbst sich an ihn klammerte, und wenn er sie küßte, schloß sie die Augen noch fester.

„Ich erwarte Dich morgen am Baum, Du weißt doch noch den Baum, die Espe; komm, ich liebe Dich, Du reizende Dagny! Willst Du kommen? Komm, wenn Du willst, um sieben Uhr."

Sie antwortete nicht, sondern sagte nur:

„Lassen Sie mich jetzt los!"

Und langsam löste sie sich aus seinen Armen.

Einen Augenblick blieb sie stehen und sah sich um; ihr Gesicht nahm einen immer verwirrteren Ausdruck an; zuletzt zuckte und bebte es sichtbar um ihren Mund und sie schleppte sich zu einem Stein am Wege, auf den sie sich setzte. Sie weinte.

Er beugte sich über sie und sprach leise. Das dauerte ein paar Minuten. Plötzlich springt sie auf, mit geballten Händen, das Gesicht bleich vor Zorn; sie preßt die Hände auf die Brust und ruft wie rasend:

„Sie sind ein elender Mensch, o Gott, wie elend sind Sie! Aber Sie selbst finden das vielleicht nicht. Nein, wie konnten Sie, wie konnten Sie das thun!"

Dann begann sie wieder zu weinen.

Er versuchte abermals, sie zu beruhigen, aber ohne Erfolg; eine halbe Stunde standen sie an dem Stein am Wege und kamen nicht weiter.

„Sie verlangten sogar, daß ich noch wieder mit Ihnen zusammenkomme", sagte sie, „aber ich komme

nicht, ich will Sie nicht vor meinen Augen sehen, Sie sind ein Schurke!"

Er bat, warf sich vor ihr nieder uud küßte ihr Gewand; aber sie wiederholte unabläßig, er sei ein Schurke, und habe sich elend benommen. Was er mit ihr gethan habe? Fort! Fort! Er dürfe sie nicht weiter begleiten, nicht einen Schritt!

Und sie wandte sich heimwärts.

Er wollte ihr trotzdem folgen; aber sie winkte ihm gebieterisch mit der Hand und sagte:

„Sie folgen mir nicht!"

Er blieb stehen und sah ihr nach, bis sie zehn, zwanzig Schritte entfernt war, dann ballt er auch die Fäuste, läuft ihr nach, trotz ihrem Verbot und läuft ihr nach und zwingt sie aufs neue, stehen zu bleiben.

Ich thue Ihnen nichts zu leide", sagte er, „und haben Sie doch ein wenig, ein wenig Mitleid mit mir! Wie ich hier vor Ihnen stehe, bin ich bereit, mich zu töten, nur um Sie von mir zu befreien; es kostet Sie ein Wort. Und dies würde ich Ihnen auch morgen wiederholen, wenn ich Ihnen begegnete. Aber Sie können mir die Barmherzigkeit gönnen, mir Recht widerfahren lassen. Sie begreifen, ich unterliege einer Macht von Ihrer Seite, die ich nicht überwinden kann; und es ist doch nicht allein meine Schuld, daß ich Sie auf meinem Wege getroffen habe. Gebe Gott, daß Sie nie einen Schmerz erleben, wie jetzt der meine.

Dann wandte er sich und ging.

Die starken Schultern auf dem kleinen Körper zuckten fortwährend, als er den Weg entlang ging; er sah keinen der ihm Begegnenden, kannte kein Gesicht, und kam erst zu sich, als er durch die ganze Stadt gegangen war und sich vor der Hoteltreppe befand.

XV.

Während der folgenden zwei, drei Tage war Nagel abwesend von der Stadt. Er machte eine Reise mit dem Dampfschiff, und sein Zimmer im Hotel war zugeschlossen. Niemand wußte, wo er sich aufhielt; aber er war an Bord eines nordwärts gehenden Schiffes gegangen und reiste vielleicht nur zu seinem Vergnügen.

Als er eines Morgens früh, noch bevor die Stadt auf den Beinen war, zurückkam, sah er bleich und übernächtig aus; er ging trotzdem nicht hinauf ins Hotel, sondern spazierte eine Weile auf dem Quai hin und her; darauf schlug er einen ganz neuen Weg nach der innern Bucht ein, wo gerade der Rauch aus dem Schornstein der Dampfmühle aufzusteigen begann.

Er war nicht lange fort und ging offenbar nur umher, um ein paar Stunden totzuschlagen. Als der Verkehr auf dem Marktplatz begann, war er dort; er stand an der Ecke des Posthauses und beobachtete mit Aufmerksamkeit jeden, der kam und ging, und

als er Martha Gudes grünen Rock sah, trat er vor und grüßte.

Sie möge verzeihen, ob sie ihn vielleicht vergessen habe? Sein Name sei Nagel; er habe auf den Stuhl geboten, auf den alten Stuhl. Ob sie ihn vielleicht schon verkauft habe?

Nein, sie habe ihn nicht verkauft.

Gut. Es sei doch auch wohl kein anderer bei ihr gewesen und habe den Preis hinaufgeschroben? Kein Liebhaber?

O doch. Aber ....

Was? Wirklich? Es seien noch andere dagewesen? Wie sagen Sie? Eine Dame? Ja, diese verderbenbringenden Weiber; in alles müssen sie ihre Nase stecken! Sie hatte also etwas über diese Rarität von einem Stuhl in Erfahrung gebracht, und sofort mußte sie ihn haben. Ja, das sei so die gewöhnliche Handlungsweise der Frauenzimmer. Aber was bot sie denn, wie hoch ging sie? Ich sage Ihnen, ich lasse den Stuhl um keinen Preis; hol mich der Teufel, wenn ich's thue!"

Martha war erschrocken über seine Heftigkeit und beeilte sich zu entgegnen:

„Nein, nein, Sie sollen ihn auch haben, mit Vergnügen."

„Darf ich denn heute abend so gegen acht Uhr zu Ihnen kommen und die Sache abmachen?"

Ja, das könne er. Aber ob sie ihm nicht lieber den Stuhl ins Hotel schicken dürfe? Damit sei es erledigt.

Durchaus nicht, keineswegs, das erlaube er unter keinen Umständen. Solch ein Gegenstand müsse behutsam und von geübten Händen behandelt werden; offen gesagt, er dulde nicht einmal, daß ein Fremder ihn ansähe. Um acht Uhr werde er dort sein. Übrigens, da falle ihm ein: kein Staubtuch, keine Wascherei, um Gottes willen nicht! Kein Tropfen Wasser! . . . .

Nagel ging sofort ins Hotel, wo er sich angekleidet aufs Bett warf und in einem Zuge ruhig und tief bis zum Abend schlief.

Sobald er zu Abend gegessen, begab er sich nach dem Quai, nach Martha Gudes kleinem Hause hinunter. Es war acht Uhr; er klopfte und ging hinein.

Das Zimmer war kürzlich aufgewaschen, der Fußboden war rein, und die waren Scheiben geputzt; sie selbst hatte sich sogar eine Perlenkette um den Hals gelegt. Es war klar, sie hatte ihn erwartet.

Er grüßte, setzte sich und begann sofort die Unterhandlungen. Sie wollte auch jetzt durchaus nicht nachgeben, sie war beharrlicher denn je, und wollte ihm den Stuhl fortwährend umsonst geben. Endlich gebärdete er sich wütend, drohte, ihr fünfhundert Kronen ins Gesicht zu werfen und mit dem Stuhl davon zu laufen. Ja, verdient hätte sie das! Im ganzen Leben habe er solche Unvernunft nicht getroffen, und mit einem Schlag auf den Tisch fragte er, ob sie ganz und gar verrückt sei.

„Wissen Sie was“, sagte er und blickte sie scharf

an, „Ihr Widerstand fängt wirklich an, mich mißtrauisch zu machen. Sagen Sie mir aufrichtig: Der Stuhl ist doch wohl ehrlich erworben? Ja, denn ich will Ihnen sagen, ich habe mit allen möglichen Menschen zu thun, und man kann niemals vorsichtig genug sein. Ist der Stuhl durch irgend eine Durchstecherei oder Zweideutigkeit in Ihre Hände gekommen, so wage ich nicht, mich damit zu befassen. Ich bitte Sie übrigens, mir zu verzeihen, wenn ich Ihre Weigerung mißverstehe.“

Und er beschwor sie eindringlich, ihm die Wahrheit zu sagen.

Durch dieses Mißtrauen verwirrt, halb ängstlich und halb verletzt, rechtfertigte sie sich sofort: Den Stuhl hatte ihr Großvater nach Hause gebracht, und er war seitdem gegen hundert Jahre im Besitz der Familie gewesen; er solle nicht glauben, daß sie diesbezüglich etwas verheimliche. Die Thränen traten ihr in die Augen.

Gut, dann wolle er nun wirklich, daß das Geschwätz ein Ende habe, und damit Punktum! Er griff nach der Brieftasche.

Sie trat einen Schritt vor, wie um ihn noch einmal daran zu hindern; aber ohne sich stören zu lassen, legte er die beiden roten Banknoten auf den Tisch und klappte die Brieftasche wieder zu.

„Bitte!“ sagte er.

„Geben Sie mir jedenfalls nur fünfzig Kronen!“ bat sie. Und in diesem Augenblick war sie so ratlos,

daß sie ihm zweimal übers Haar strich, als sie ihn darum bat, nur um ihn zum Nachgeben zu bewegen. Sie wußte selbst kaum, was sie that; aber sie strich ihm übers Haar und bat ihn wieder, es mit nur fünfzig Kronen bewenden zu lassen. Die närrische Person hatte noch nasse Augen.

Er hob den Kopf und sah sie an. Diese weißhaarige Armenhäuslerin, ein Mädchen von vierzig Jahren, mit schwarzem, noch glühendem Blick, und trotzdem mit einem Wesen, das ihn an eine Nonne erinnerte, diese eigentümliche, fremdartige Schönheit wirkte auf ihn und machte ihn einen Augenblick schwanken. Er nahm ihre Hand, streichelte sie und sagte: „Gott, wie schön Sie sind, Liebste!“ Aber im selben Augenblick erhob er sich schnell und ließ ihre Hand los.

„So hoffe ich denn, daß Sie nichts dagegen haben, wenn ich den Stuhl sofort mitnehme“, sagte er.

Und er nahm den Stuhl an sich.

Sie hatte offenbar keine Angst mehr vor ihm; als sie sah, daß seine Hände durch die Berührung mit dem alten Möbelstück schmutzig wurden, faßte sie sofort in die Tasche und gab ihm ihr Taschentuch, um sich damit zu reinigen.

Das Geld lag noch auf dem Tische.

„Apropos“, sagte er, „erlauben Sie mir zu fragen, ob es nicht am besten ist, wenn Sie die Geschichte dieses Handels so viel wie möglich für sich behalten? Es hat doch keinen Zweck, daß die ganze Stadt davon erfährt, nicht wahr?“

„Nein“, sagte sie nachdenklich.

„An Ihrer Stelle würde ich das Geld sofort verwahren. Oder ich würde eigentlich zuerst etwas vors Fenster hängen. Nehmen Sie den Rock dort?“

„Das wird wohl zu dunkel?“ sagte sie. Aber trotzdem nahm sie den Rock und hing ihn auf, und er half ihr dabei.

„Das hätten wir übrigens lieber gleich thun sollen“, sagte er dann, „es könnte schlimm werden, wenn Leute mich hier drinnen sähen.“

Darauf antwortete sie nicht; sie nahm das Geld vom Tisch, reichte ihm die Hand und bewegte die Lippen, brachte aber kein Wort hervor.

Während er noch da steht und ihre Hand hält, sagt er plötzlich:

„Hören Sie, darf ich Sie fragen: Es ist vielleicht ziemlich schwer für Sie, sich durchzuschlagen, ich meine ohne Hülfe, ohne Unterstützung . . . . ja, aber vielleicht haben Sie eine kleine Unterstützung?“

„Ja.“

„Beste, verzeihen Sie, daß ich frage! Es fiel mir ein, daß, wenn man erfährt, daß Sie etwas Geld haben, so bekommen Sie nicht nur keine Unterstützung mehr, sondern Ihr Geld wird sogar beschlagnahmt, einfach beschlagnahmt. Es gilt daher, unsern Handel vor jedermann geheim zu halten; begreifen Sie das nun? Ich rate Ihnen nur als praktischer Mann. Sagen Sie keiner Menschenseele, daß wir dies Geschäft miteinander gemacht haben . . . . Es leuchtet mir

übrigens ein, daß ich Ihnen kleinere Banknoten geben muß, damit Sie nicht zu wechseln brauchen."

Alles bedenkt er, jede Zufälligkeit. Er setzt sich wieder und zählt die kleinen Banknoten auf. Er zählt nicht genau, er giebt ihr alles kleine Papiergeld, das er hat, nimmt aufs Geratewohl und rollt den Haufen zusammen.

„So, bewahren Sie es nun auf!" sagt er.

Und sie wendet sich ab, nestelt das Leibchen auf und verbirgt das Geld auf der Brust.

Aber als sie damit fertig ist, erhebt er sich noch immer nicht, er bleibt sitzen und sagt gleichsam zufällig:

„Was ich doch sagen wollte — Sie kennen vielleicht Minutte?"

Und er bemerkte, daß ihr Gesicht flammend rot wurde.

„Ich bin ein paarmal mit ihm zusammen gewesen", fährt Nagel fort, „ich halte viel von ihm, er ist gewiß treu wie Gold. Für den Augenblick hat er den Auftrag von mir, mir eine Violine zu verschaffen, und das wird er wohl thun, glauben Sie nicht? Nun, aber vielleicht kennen Sie ihn nicht?"

„O doch."

„Ach, es ist ja wahr, er erzählte mir, er habe einige Blumen bei Ihnen gekauft, für ein Begräbnis, Karlsens Begräbnis. Sagen Sie mir, Sie kennen ihn vielleicht sogar gut? Wie ist Ihre Ansicht über ihn? Sie glauben doch wohl jedenfalls, daß er den

Auftrag zur Zufriedenheit ausführen kann? Wenn man mit so vielen Menschen zu thun hat, muß man zuweilen Nachfrage halten. Ich habe einmal eine Summe Geldes gerade dadurch verloren, daß ich mich blind auf einen Mann verließ, ohne mich nach ihm zu erkundigen; es war in Hamburg."

Und Nagel erzählt aus irgend einem Grunde die Geschichte von dem Manne, an dem er Geld verloren hatte. Martha steht immer noch vor ihm und stützt sich an den Tisch; sie ist unruhig, zuletzt sagt sie sehr heftig:

„Nein, nein, sprechen Sie nicht von ihm!"

„Von wem soll ich nicht sprechen?"

„Von Johannes, von Minutte."

„Heißt Minutte Johannes?

„Ja, Johannes."

„Heißt er wirklich Johannes?"

„Ja."

Nagel schweigt. Diese einfache Erklärung, daß Minutte Johannes heißt, giebt seinem Gedankengang geradezu einen Stoß, verändert sogar für einen Augenblick den Ausdruck in seinem Gesicht. Eine Weile sitzt er ganz sprachlos, dann frägt er:

„Und weshalb nennen Sie ihn Johannes? Nicht Grögaard, nicht Minutte?"

Sie antwortet verlegen und schlägt die Augen nieder:

„Wir kennen uns, seitdem wir Kinder waren . . . ."

Pause.

Dann sagt Nagel halb scherzend im höchsten Grade gleichgültig:

„Wissen Sie, welchen Eindruck ich bekommen habe? Daß Minutte eigentlich stark in Sie verliebt sein muß. Ja, das ist mir wirklich aufgefallen, es ist wahr. Und das wundert mich nicht sehr, obgleich ich zugeben muß, daß Minutte ein wenig kühn ist. Nicht wahr, erstens ist er kein Jüngling mehr, und dann ist er ja auch etwas verkrüppelt. Aber, lieber Gott, Frauen sind manchmal wunderlich; fällt es ihnen ein, so werfen sie sich oft aus freiem Willen fort, ja, mit Freuden, mit Entzücken. Hehehe, so sind die Frauen. Im Jahre 1886 sah ich die sonderbare Erscheinung, daß eine junge Dame meiner Bekanntschaft sich ganz einfach mit dem Laufburschen ihres Vaters verheiratete. Ich werde es nie vergessen. Er war Volontär im Geschäft, ein Kind, sechzehn, siebzehn Jahre alt, ohne Spur von Bart, aber hübsch war er, ja, außerordentlich hübsch, das muß ich zugeben. Über dieses frische Kind warf sie sich mit einer rasenden Liebe und zog mit ihm fort ins Ausland. Ein halbes Jahr später kam sie wieder, und nun war die Liebe weg. Ja, ist es nicht traurig, — aber die Liebe war weg! Na, dann langweilte sie sich ein paar Monate halb tot, verheiratet war sie, und soweit war die Sache in Ordnung; was sollte sie thun? Da schlug sie auf den Tisch, schlug der ganzen Welt ein Schnippchen; sie wird weitläufig, ist unter Studenten und Commis im Schwange, und endet damit, daß sie La Glu genannt

wird. Es war zu bejammern! Aber noch einmal setzt sie die Menschheit in Erstaunen; nachdem sie sich ein paar Jahre auf diese vortreffliche Weise amüsiert hat, fängt sie plötzlich eines Tages an, Novellen zu schreiben, sie wird Schriftstellerin, und man sagte, sie habe großes Talent. Sie war unglaublich gelehrig, diese zwei Jahre unter Studenten und Handelsbeflissenen hatten sie in außerordentlichem Maße gereift und sie die Kniffe gelehrt, wie man schreibt; von dem Tage an schrieb sie die ausgezeichnetsten Sachen. Ja, das war ein Satans Frauenzimmer! .... Na, aber so seid Ihr Frauen. Ja, Sie lachen, aber Sie wagen es nicht zu leugnen, nicht geradezu; ein Laufbursche von siebzehn Jahren kann Sie völlig verrückt machen. Ich bin so sicher, daß auch Minutte nicht allein durchs Leben zu gehen braucht, wenn er sich ein wenig bemüht, sich ein bischen ins Geschirr legt. Er hat nämlich etwas an sich, das sogar Männer überraschen kann, ja, das mich überrascht; sein Herz ist so herausfordernd rein, und es ist kein Falsch in seinem Munde. Nicht wahr, sprechen Sie, die Sie ihn aus- und inwendig kennen, es ist so? Aber was soll man hingegen von seinem Onkel, dem Kohlenhändler sagen? Ein alter Schleicher, habe ich mir gedacht, eine unsympathische Persönlichkeit. Ich habe den Eindruck, daß eigentlich Minutte das ganze Geschäft aufrecht erhält. Aber dann frage ich: weshalb sollte er nicht auch ein eigenes Geschäft halten können? Kurz gesagt: Minutte ist zu jeder Zeit, wenn es sein muß, im stande eine

Familie zu versorgen .... Sie schütteln den Kopf?"

„Nein, ich habe den Kopf nicht geschüttelt."

„Nun, also, Sie werden ungeduldig und dieses Geschwätzes über einen Menschen müde, der Sie nicht kümmert, und dazu haben Sie auch guten Grund .... Hören Sie, weil ich gerade daran denke, — Sie müssen aber deshalb nicht böse werden, ich will Ihnen wirklich nur auf die beste Weise helfen — Sie müssen des Nachts Ihre Thür recht gut verschließen. Sie sehen mich so ängstlich an; Beste, haben Sie keine Angst, und hegen Sie auch kein Mißtrauen gegen mich. Ich wollte Ihnen einzig und allein sagen, besonders jetzt, wo Sie Geld zu hüten haben, niemandem allzusehr zu trauen. Ich habe nicht gerade gehört, daß es hier in der Stadt unsicher sein soll; aber man kann nicht vorsichtig genug sein. Gegen zwei Uhr, wissen Sie, ist es ziemlich dunkel hier herum, und gerade gegen zwei habe ich sogar verdächtiges Geräusch vor meinen Fenstern gehört. Ja, ja, Sie werden doch nicht böse, weil ich Ihnen diesen Rat gegeben habe? .... Leben Sie also wohl! Ich freue mich darüber, daß ich Ihnen den Stuhl schließlich abgerungen habe. Adieu, Beste!"

Damit drückte er ihr die Hand. In der Thür kehrte er noch einmal um und sagte:

„Hören Sie, am besten ist es, wenn Sie sagen, daß ich Ihnen ein paar Kronen für den Stuhl gegeben habe. Aber nicht mehr, nicht einen Schilling mehr,

sonst wird es beschlagnahmt; denken Sie daran. Nicht wahr, ich kann mich darauf verlassen?"

„Ja", erwiderte sie.

Er ging und nahm den Stuhl mit. Er strahlte über das ganze Gesicht, kicherte und lachte laut, als ob er einen pfiffigen Schelmenstreich ausgeübt hätte. „Gott im Himmel, wie froh sie jetzt ist!" sagte er aufgeräumt. „Hehe, vor lauter Reichtum wird sie über Nacht kaum schlafen können!" . . . .

Als er nach Hause kam, saß Minutte und wartete auf ihn.

Minutte kam von der Probe und hatte einen Packen Plakate unterm Arm. Ja, die lebenden Bilder schienen in hohem Grade vielversprechend; sie sollten Scenen aus der Geschichte vorstellen und in verschiedenfarbigem Licht vorgeführt werden; er selbst hatte eine Statistenrolle.

Wann der Bazar beginnen solle?

Am Donnerstag solle er eröffnet werden, am 9. Juli, dem Geburtstage der Königin. Aber schon heute abend sollte Minutte an allen möglichen Orten Plakate aufhängen; man hatte sogar Erlaubnis bekommen, eins an die Kirchhofspforte zu kleben . . . . Übrigens sei er gekommen, um wegen der Violine Bescheid zu bringen. Es sei ihm nicht möglich gewesen, eine aufzutreiben; die einzig brauchbare Violine in der Stadt sei nicht verkäuflich, sie gehöre dem Organisten, der sie auf dem Bazar brauchte; er hatte ein paar Nummern zu spielen.

Nun, dann war nichts dabei zu machen.

Minutte schickt sich zum Gehen an. Als er schon mit der Mütze in der Hand dasteht, sagt Nagel:

„Aber wollen wir denn nicht ein stilles Glas trinken? Ich will Ihnen sagen, ich bin heute abend ziemlich vergnügt, mir ist etwas Glückliches passiert. Wissen Sie, ich bin endlich mit vieler Anstrengung in den Besitz eines Möbelstücks gekommen, zu dem kein Sammler im Lande das Gegenstück hat, dessen bin ich gewiß; das ist dieser Stuhl hier. Sehen Sie ihn an! Verstehen Sie sich auf eine Perle, einen Holländer einzig in seiner Art? Ich verkaufe ihn nicht für ein Vermögen, weiß Gott, nicht! Und aus diesem Anlaß möchte ich gern ein Glas mit Ihnen trinken, wenn Sie nichts dagegen haben. Darf ich läuten? Nicht? Aber die Plakate können Sie ja morgen anschlagen . . . Nein, ich kann mein großes Glück heute absolut nicht vergessen! Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Sammler bin, nach meinen schwachen Kräften, und daß ich mich hier auch aufhalte, um Seltenheiten aufzustöbern? Ich habe Ihnen vielleicht auch nicht von meinen Kuhglocken erzählt? Nein, aber, mein Gott, dann haben Sie ja auch gar keinen Begriff, was für ein Mann ich bin. Natürlich bin ich Agronom, aber nebenbei habe ich ja auch meine Interessen. Ja, bis dato habe ich zweihundertsiebenundsechzig Kuhglocken; vor zehn Jahren fing ich an, sie zusammenzubringen, und jetzt habe ich Gott sei Dank eine Sammlung ersten Ranges. Und diesen Stuhl hier, wissen Sie,

wie ich ihn in die Klauen bekommen habe? Zufall, Sauglück! Ich gehe eines Tages auf der Straße, komme an einem kleinen Hause unten am Quai vorüber, und aus alter Gewohnheit sehe ich im Vorbeigehen so schief ins Fenster hinein. Dann halte ich mit einem Mal inne, mein Blick fällt auf den Stuhl, und ich sehe sofort, was er wert ist. Ich klopfe an und trete ins Haus; eine alternde, weißhaarige Dame empfängt mich .... ja, wie hieß sie doch gleich? Na, das ist ja auch gleichgültig, Sie kennen sie vielleicht doch nicht, Fräulein Gude war es wohl, Martha Gude oder etwas Ähnliches .... Wohlan, sie weigert sich, den Stuhl herzugeben, aber ich thue ihr so lange schön, bis sie ihn mir bestimmt verspricht, und heute habe ich ihn mir nun geholt. Aber das beste von allem ist, daß ich ihn umsonst bekommen habe, sie gab ihn mir gratis; ja, ich warf wohl ein paar Kronen auf den Tisch, damit sie nichts zu bereuen habe; aber der Stuhl ist Hunderte wert. Dies bitte ich Sie, für sich zu behalten; man will sich ja ungern etwas Schlechtes nachsagen lassen. Ich habe mir auch nichts vorzuwerfen; das Fräulein verstand sich nicht auf den Handel, und ich, als Fachmann und Käufer, hatte keine Verpflichtung, auf ihren Vorteil zu sehen. Nicht wahr, man soll doch nicht dumm sein, man soll seinen Vorteil wahrnehmen, das ist der Kampf ums Dasein .... Aber können Sie sich nun weigern, ein Glas Wein zu trinken, wenn Sie hören, wie es zusammenhängt?"

Minutte blieb dabei, daß er fort müsse.

„Das ist dumm", fährt Nagel fort. „Ich hatte mich darauf gefreut, mit Ihnen zu plaudern; Sie sind der einzige Mann am Ort, für den mein Interesse wach wird, sobald ich ihn sehe, der einzige, an dessen Verkehr mir sozusagen liegt. Sie heißen ja obendrein Johannes? Mein lieber Freund, das habe ich lange gewußt, ohne daß jemand es mir bis jetzt erzählt hätte .... Ja, lassen Sie sich nur nicht wieder durch mich erschrecken. Es ist doch ein schändliches Unglück für mich, daß ich den Leuten immer angst vor mir mache. Nein, leugnen Sie's nicht, Sie starrten mich wirklich einen Augenblick etwas entsetzt an, ohne daß ich gerade behaupten will, Sie wären auch zusammengezuckt ...."

Nun war Minutte bis an die Thür gekommen; er schien kurzen Prozeß machen und das Haus sofort verlassen zu wollen; das Gespräch wurde auch immer ungemütlicher.

„Ist heute der 6. Juli?" fragte Nagel plötzlich.

„Ja", erwiderte Minutte, „der 6. Juli." Damit legte er die Hand auf die Thürklinke.

Nagel geht langsam zu ihm, rückt ihm dicht auf den Leib, starrt ihm ins Gesicht und legt zugleich die Hände auf den Rücken. Und in dieser Stellung sagt er mit flüsternder Stimme:

„Und wo waren Sie am 6. Juni?"

Minutte antwortete nicht, nicht ein Wort. Von Angst gepackt vor diesen stieren Augen und dem

geheimnisvollen Flüstern; außer stande, diese kleine desperate Frage nach einem Tage, einem Datum des vorigen Monats zu verstehen, reißt er plötzlich die Thür auf und taumelt hinaus auf den Gang. Hier wirbelt er einen Augenblick herum und findet die Treppe nicht; inzwischen steht Nagel in der Thür und ruft ihm zu:

„Nein, nein, das ist verrückt; ich bitte Sie, es zu vergessen! Ich werde es Ihnen ein andermal erklären, ein andermal . . . .“

Aber Minutte hörte nichts, er war schon unten im Flur, bevor Nagel ausgesprochen hatte, und von dannen lief er — ohne nach links oder rechts zu sehen — auf die Straße hinaus, über den Markt, nach der großen Pumpe, wo er die erste beste Seitengasse einschlug und verschwand.

Eine Stunde später — es war zehn Uhr — zündete Nagel sich eine Cigarre an und ging aus. Die Stadt war noch nicht zur Ruhe gegangen; auf dem Wege nach dem Pfarrhofe sah man eine Menge Spaziergänger, die langsam auf und ab gingen, und rund umher auf den Straßen ertönte noch das Lachen und Rufen der spielenden Kinder. Frauen und Männer saßen vor den Thüren und sprachen leise miteinander in dem milden Abend; hier und dort riefen sie den Nachbaren etwas über die Straße zu und bekamen eine freundliche Antwort zurück.

Nagel ging hinunter nach der Landungsbrücke. Er sah Minutte Plakate ans Posthaus, an die Bank, an

die Schule und ans Gefängnis kleben. Wie genau und gewissenhaft er das machte! Mit wie gutem Willen er es that, und wie gar nicht es ihm auf die Zeit ankam, obgleich es ihm wohl notwendig gewesen wäre, zur Ruhe zu gehen! Nagel ging dicht an ihm vorüber und grüßte, blieb aber nicht stehen.

Als er beinahe unten an der Landungsbrücke angekommen war, sprach ihn von rückwärts eine Stimme an; Martha Gude hält ihn an und sagt ganz atemlos:

„Verzeihen Sie! Sie haben mir zu viel Geld gegeben.“

„Guten Abend!“ entgegnet er. „Machen Sie ebenfalls einen Spaziergang?“

„Nein, ich war droben in der Stadt, vor dem Hotel, ich habe auf Sie gewartet. Ja, Sie haben mir zu viel Geld gegeben.“

„Hören Sie mal, wollen wir denn jetzt die Komödie wieder anfangen?“

„Aber Sie haben sich geirrt!“ ruft sie bestürzt, „es waren über zweihundert!“

„Nun, also! Waren es wirklich ein paar Kronen zu viel, — ein paar Kronen über zweihundert? Gut, dann können Sie sie mir ja wiedergeben.“

Sie fängt an, sich die Kleidertaille aufzuknöpfen, hält aber plötzlich inne, sieht sich um, und weiß nicht, was sie thun soll. Dann bat sie wieder um Entschuldigung: es seien so viel Leute in der Nähe, sie könne das Geld doch wohl nicht hier auf der Straße herausnehmen, sie habe es so gut verwahrt . . . .

„Nein“, beeilte er sich zu antworten, „ich kann es ja holen, lassen Sie mich's nur holen.“

Und sie gingen zusammen nach Hause. Sie begegneten mehreren Leuten, die sie mit neugierigen Blicken ansahen.

Als sie in ihr Zimmer gekommen waren, setzte Nagel sich ans Fenster, wo er früher schon gesessen, und wo der Rock noch als Gardine hing. Während Martha beschäftigt war, das Geld hervorzusuchen, sprach er nicht; erst als sie fertig war und ihm die paar geringwertigen Banknoten reichte, einige abgenützte und verblichene Zehnkronenscheine, die noch warm von ihrer Brust waren, und die ihre Ehrlichkeit ihr verbot, auch nur die Nacht über zu behalten, sprach er zu ihr und bat sie, das Geld zu behalten.

Jetzt schien sie aber, wie schon einmal zuvor Mißtrauen gegen seine Absicht zu hegen; sie sah ihn unsicher an und sagte:

„Nein . . . . ich verstehe Sie nicht . . . .“

Er erhob sich plötzlich.

„Aber ich verstehe Sie ausgezeichnet gut“, antwortete er „deshalb stehe ich auf und gehe zur Thür. Sind Sie nun beruhigt?“

„Ja . . . . Nein, Sie dürfen nicht an der Thür stehen.“ Und sie streckte beide Arme ein wenig aus, wie um ihn zurückzuhalten. Das seltsame Mädchen hatte wirklich allzu große Angst, jemandem wehe zu thun.

„Ich habe eine Bitte an Sie“, sagte Nagel dann, aber er setzte sich immer noch nicht; „Sie könnten

mir eine große Freude machen, wenn Sie wollten, ja, und ich würde es Ihnen schon auf irgend eine Weise gedenken: ich möchte Sie bitten, am Donnerstag abend auf den Bazar zu kommen. Wollen Sie mir das Vergnügen machen? Es wird Sie zerstreuen, es sind viele Menschen da, viel Licht, Musik, lebende Bilder; ach, thun Sie's, es wird Ihnen nicht leid sein! Sie lachen; weshalb lachen Sie? Gott, was haben Sie für weiße Zähne!"

„Ich kann ja nirgend hingehen", erwiderte sie, „nein, wie konnten Sie glauben, daß ich dort hingehen kann? Und weshalb sollte ich es thun? Weshalb verlangen Sie das von mir?"

Er erklärte ihr alles offen und ehrlich: es sei ein Einfall von ihm, er habe lange daran gedacht, schon vor ein paar Wochen sei der Gedanke in ihm aufgestiegen, aber er habe es bis zu diesem Augenblick wieder vergessen. Sie solle sich nur einfinden, sie solle mit dabei sein, er wolle sie dort sehen; wenn sie wünsche, wolle er sie nicht einmal anreden, so daß sie keine Last von ihm haben solle, — das sei nicht seine Absicht. Es würde ihn nur freuen, sie einmal mit andern zusammen zu finden, sie lachen zu hören, sie einmal wirklich jung zu sehen. Sie müsse durchaus gehen!

Er blickte sie an. Wie abstechend weiß war ihr Haar, und wie dunkel waren ihre Augen! Sie zupfte mit der einen Hand an den Knöpfen ihrer Kleidertaille, und diese Hand, eine schwache Hand mit schlanken Fingern, war ein wenig grau in der Farbe, sie war

vielleicht auch nicht ganz rein, aber sie machte einen merkwürdig keuschen Eindruck. Über das Handgelenk liefen zwei blaue Adern.

Ja, sagte sie, es würde vielleicht unterhaltend werden, aber sie hatte nicht einmal Zeug, nicht einmal ein Kleid für einen solchen Abend . . . .

Er unterbrach sie: es seien ja noch drei Arbeitstage bis dahin; bis zum Donnerstag könne man sich noch alles mögliche anschaffen. Ja, es sei Zeit genug! Ob es nun abgemacht sei?

Und allmählich gab sie nach.

Man dürfe sich nicht ganz und gar begraben, sagte er; dadurch verliere man nur. Und außerdem, mit ihren Augen, ihren Zähnen, nein, es sei schade! Und die Banknoten dort auf dem Tische seien für ein Kleid; doch, doch, keinen Unsinn reden! Um so mehr, als es sein Einfall sei, und es sie Überwindung gekostet habe, ihm zu willfahren.

Er sagte gute Nacht wie gewöhnlich, kurz und bündig, ohne ihr nur den geringsten Grund zur Unruhe zu geben. Als sie ihn aber hinaus auf den Flur begleitete, war sie selbst es, die ihm die Hand noch einmal reichte und ihm dankte, weil er sie zu diesem Bazar eingeladen hatte. Das war ihr seit vielen, vielen Jahren nicht widerfahren, sie sei dessen so ungewohnt geworden, ja, sie wolle sich schon gut betragen!

Das große Kind! Das versprach, sich gut zu betragen!

XVI.

Der Donnerstag kam, es regnete ein wenig, aber der Bazar wurde trotzdem am Abend unter voller Musik und dem größten Menschenandrang eröffnet. Die ganze Stadt hatte sich eingestellt; sogar vom Lande kamen die Leute hereingefahren, um an dieser seltenen Lustbarkeit teilzunehmen.

Als Johann Nagel gegen neun Uhr in den Festsaal trat, war das Haus voll. Er fand einen Platz weit unten an der Thür, wo er einige Minuten stand und eine Rede anhörte. Er war bleich und trug wie immer seinen gelben Anzug; aber die Binde hatte er von der Hand genommen; die beiden Wunden waren beinahe heil.

Er sah Doktor Stenersen und Frau oben an der Tribüne; ein wenig rechts von ihnen stand auch Minutte mit den übrigen Mitwirkenden, nur Dagny war nicht da.

Die Hitze von den Kerzen und all diesen zusammengepferchten Menschen trieb ihn bald aus dem Saal;

in der Thür traf er den Landrichter Reinert, der seinen Gruß kaum mit einem leichten Nicken erwiderte. Er blieb draußen auf dem Gange stehen.

Jetzt entdeckt er etwas, das noch eine lange Weile nachher seine Gedanken beschäftigte und ihn neugierig machte: links von ihm steht die Thür zu einem Nebenzimmer offen, wo das Publikum die Garderobe abgelegt hat, und beim Schein der Lampe dadrinnen gewahrt er deutlich Dagny Kielland, die sich an seinem Rocke zu schaffen macht, den er an einem Riegel aufgehängt hat. Er irrte sich nicht; es gab niemanden in der Stadt, der einen solchen gelben Frühlingspaletot hatte; es war wirklich der seine; er erinnerte sich außerdem genau, wo er ihn aufgehängt hatte. Sie that sonst nichts, sie schien etwas zu suchen und benützte gleichzeitig die Gelegenheit, fortwährend mit der Hand über seinen Rock zu fahren. Augenblicklich wandte er sich ab, um sie nicht zu überraschen.

Diese kleine Begebenheit brachte ihn sofort in Unruhe. Was suchte sie, und was hatte sie mit seinem Rock zu schaffen? Er dachte die ganze Zeit darüber nach und konnte es nicht vergessen. Wer weiß, vielleicht hatte sie untersuchen wollen, ob er Schießwaffen in den Taschen trage; sie hielt ihn vielleicht für verrückt genug, zu allem fähig zu sein. Aber gesetzt den Fall, daß sie ihm einen Brief zugesteckt hätte? Er brachte es wirklich auch fertig, sich diese glückliche Unmöglichkeit zu denken. Nein, nein, sie hatte gewiß nur ihren Mantel gesucht, das ganze war ein Zufall;

wie konnte er so hoffnungslose Einbildungen hegen! .... Etwas später jedoch, als er Dagny sich einen Weg durch den Saal bahnen sah, ging er sofort hinaus und durchsuchte seine Rocktaschen mit klopfendem Herzen. Kein Brief da, nichts, nur seine eigenen Handschuhe und ein Taschentuch.

Drinnen im Saal erschallte donnernder Applaus, die Eröffnungsrede des Bürgermeisters war zu Ende. Und jetzt strömte das Publikum in die Gänge hinaus, in die Nebenzimmer, nach allen möglichen kühlen Orten, wo man sich an sämtlichen Wänden niederließ und Erfrischungen genoß. Als Kellnerinnen verkleidet, mit weißen Schürzen und Servietten über den Armen, eilten mehrere junge Damen der Stadt mit Präsentierbrettern und Gläsern in beiden Händen umher.

Nagel suchte Dagny; sie war nirgends zu sehen. Er begrüßte Fräulein Andresen, die ebenfalls eine weiße Schürze trug; er bat um Wein, und sie brachte ihm Champagner.

Er stutzte und sah sie an.

„Sie trinken ja nichts anderes", sagte sie lächelnd.

Diese ein wenig boshafte Aufmerksamkeit machte ihn trotzdem lebhafter, als er gewesen; er bat sie, ein Glas mit ihm zu trinken, und sie setzte sich wirklich sofort, obgleich sie viel zu thun hatte. Er dankte ihr für ihre Liebenswürdigkeit, sagte ihr Komplimente über ihren Anzug, war entzückt über eine alte Sylje*)

*) Brosche, meist alte norwegische Bauernarbeit.

die sie am Halsausschnitt trug. Sie nahm sich gut aus; das lange aristokratische Gesicht mit der großen Nase war außerordentlich fein, fast kränklich fein, und es wechselte nicht, machte keine nervösen Mienen. Sie sprach mit beherrschter Ruhe, man hatte ein Gefühl von Sicherheit in ihrer Gesellschaft; es war die Dame, das Weib.

Als sie sich erhob, sagte er:

„Heute abend soll eine Person hier sein, der ich gern eine kleine Aufmerksamkeit erweisen möchte; Fräulein Gude, Martha Gude, ich weiß nicht, ob Sie sie kennen? Ich hörte, sie sei hereingegangen. Ich kann gar nicht sagen, wie gern ich ihr irgend eine Freude machen möchte; sie ist so einsam, Minutte hat mir von ihr erzählt. Glauben Sie nicht, Fräulein, daß ich sie bitten könnte, zu uns hereinzukommen? Ja, vorausgesetzt, daß Sie selbst nichts dagegen haben, wenn sie hier ist?"

„Nein, weit entfernt!" erwidert Fräulein Andresen, „ich werde sie jetzt gleich mit Vergnügen holen, ich weiß, wo sie sitzt."

„Aber kommen Sie selbst auch zurück?"

„Ja, danke!"

Während Nagel nun sitzt und wartet, kommen Landrichter Reinert, der Adjunkt und Dagny herein. Nagel steht auf und grüßt. Dagny war ebenfalls bleich, trotz der Hitze; sie trug ein gelbliches Kleid mit kurzen Ärmeln und am Halse eine allzu schwere Goldkette. Diese Goldkette war äußerst unkleidsam.

Dagny blieb einen Augenblick an der Thür stehen; sie hielt die eine Hand auf dem Rücken und machte sich mit ihrer Flechte zu schaffen.

Nagel ging zu ihr. Er bat sie mit wenigen leidenschaftlichen Worten, ihm doch die ganzen Vergehen vom Freitag zu vergeben; es sollten die letzten, die allerletzten gewesen sein; sie solle nie mehr Veranlassung haben, ihm noch etwas zu verzeihen. Er sprach leise, sagte die Worte, die gesagt werden mußten, und hielt dann inne.

Sie hörte ihm zu, sah ihn sogar an, und als er fertig war, sagte sie:

„Ich weiß beinahe nicht mehr, wovon Sie sprechen; ich habe es vergessen, ich w i l l es vergessen.“

Damit ging sie. — Sie hatte ihn sehr gleichgültig angeblickt.

Überall summten Menschen, man hörte das Klirren von Tassen und Gläsern, das Knallen von Pfropfen, die aufgezogen wurden, Lachen, Rufen, und aus dem Saal kamen die Laute der Blechmusikkapelle, die so ausgezeichnet schlecht blies ....

Als Fräulein Andresen und Martha eintraten, kam auch Minutte mit; alle setzten sich an Nagels Tisch, wo sie eine Viertelstunde sitzen blieben. Fräulein Andresen ging von Zeit zu Zeit mit einem Präsentierbrett zu Leuten, die nach Kaffee riefen; zuletzt blieb sie ganz fort, sie hatte zu viel zu thun.

Jetzt folgten die verschiedenen Nummern des Programms: ein Quartett sang, Student Ojen deklamierte

mit starker Stimme ein Gedicht von sich selbst, zwei Damen spielten Klavier, und der Organist gab sein erstes Violinsolo. Immer noch saß Dagny in Gesellschaft der beiden Herren. Schließlich wurde Minutte geholt, er mußte herumlaufen, mehr Gläser, mehr Tassen, mehr Butterbrote besorgen, alles war für diese Menschenmasse zu knapp berechnet.

Als Nagel mit Martha allein blieb, erhob auch sie sich und wollte gehen. Sie konnte nicht allein sitzen bleiben, sie hatte den Landrichter schon seine Bemerkungen machen sehen, über die Fräulein Kielland gelacht hatte; nein, es war am besten, daß sie ging.

Aber Nagel überredete sie, jedenfalls noch ein kleines Glas zu trinken. Martha war schwarz gekleidet; das neue Kleid saß hübsch, kleidete sie aber nicht; es machte das eigentümlich aussehende Mädchen älter und stach zu sehr gegen ihr weißes Haar ab. Nur die Augen glühten, und wenn sie lachte, wurde dies feurige Antlitz ganz lebendig.

Er fragte:

„Amüsieren Sie sich denn? Fühlen Sie sich heute abend wohl?"

„Ja, danke!" antwortete sie, „es gefällt mir sehr."

Er unterhielt sich ohne Aufhören mit ihr, paßte sich ihr an, verfiel darauf, ihr eine Lügengeschichte zu erzählen, über die sie aber sehr lachte; es war die Erzählung, wie er in den Besitz einer seiner kostbarsten Kuhglocken gekommen war. Ein Schatz, eine

unschätzbare Antiquität! Ein Kuhname war darauf graviert, die Kuh hieß sogar Öystein, und es mußte bestimmt ein Ochse gewesen sein ....

Hier fing sie mit einem Mal an zu lachen; sie vergaß sich selbst, vergaß, wo sie war, schüttelte den Kopf und lachte wie ein Kind über diesen armseligen Witz. Sie strahlte förmlich.

„Denken Sie nur“, sagte er, „ich glaube, Minutte war eifersüchtig.“

„Nein“, erwiderte sie zögernd.

„Es machte den Eindruck auf mich. Übrigens sitze ich auch am liebsten allein hier mit Ihnen. Es ist so lustig, Sie lachen zu hören.“

Sie antwortete nicht, sondern blickte vor sich nieder.

Und sie sprachen weiter. Er saß die ganze Zeit so, daß er nach Dagnys Tisch hinübersehen konnte.

Einige Minuten vergingen. Fräulein Andresen kam auf einen Augenblick zurück, sprach ein paar Worte, trank aus ihrem Glase und ging wieder.

Nun verließ Dagny plötzlich ihren Platz und kam an Nagels Tisch.

„Wie lustig Sie hier sind!“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig. „Guten abend, Martha! Über was lachen Sie hier denn so?“

„Wir amüsieren uns, so gut wir können“, antwortete Nagel; „ich schwatze in einem fort, und Fräulein Gude ist allzu nachsichtig mit mir, sie lacht pflichtschuldig .... Dürfen wir Ihnen nicht ein Glas anbieten?“

Dagny setzte sich.

Ein ungewöhnlich starker Beifallssturm im Saal lieferte Martha einen Vorwand aufzustehen und zu sehen, was vorging. Sie ging immer weiter fort; zuletzt rief sie zurück: „Ein Zauberkünstler! Das muß ich sehen!" Und damit ging sie.

Pause.

„Sie haben Ihre Gesellschaft verlassen", sagte Nagel, und er wollte noch mehr sagen, Dagny aber unterbrach ihn:

„Und die Ihrige Sie."

„Ach, sie wird wohl wiederkommen. Nein, sieht Fräulein Gude nicht wunderlich aus? Heute abend ist sie fröhlich wie ein Kind."

Hierauf antwortete sie nicht, sie fragte:

„Sind Sie verreist gewesen?"

„Ja."

Pause.

„Finden Sie es hier heute abend wirklich so amüsant?"

„Ich? Ich weiß nicht einmal, was hier vorgeht", antwortete er. „Ich bin nicht gerade hergekommen, um mich zu amüsieren."

„Weshalb sind Sie dann gekommen?"

„Ausschließlich, um Sie wiederzusehen . . . . ja, natürlich nur aus der Ferne, stumm . . . ."

„Ach so. Und zu dem Zweck bringen Sie eine Dame mit?"

Dies verstand er nicht. Er sah sie an und überlegte.

„Meinen Sie Fräulein Gude? Ich weiß nicht, was ich darauf sagen soll. Man hat mir soviel von ihr erzählt, sie sitzt jahraus, jahrein allein zu Haus, es giebt nicht eine einzige Freude in ihrem Leben. Ich habe sie nicht mit hieher gebracht, ich wollte sie hier drinnen nur ein wenig unterhalten, damit sie sich nicht langweilen sollte, das ist alles. Fräulein Andresen hat sie herein und an diesen Tisch geholt. Gott, wie traurig ist es der Person ergangen! Ihr Haar ist auch weiß . . . .“

„Ja, Sie glauben doch wohl nicht . . . . Sie bilden sich doch wohl nicht ein, daß ich eifersüchtig bin; wie? Sie irren! Ja, ich weiß noch, was Sie von einem verrückten Menschen erzählten, der in vierundzwanzig Wagen spazieren fuhr; der Mann st—stotterte, wie Sie sagten, und er hatte sich in ein Mädchen verliebt, das Klara hieß. Ach ja, ich besinne mich deutlich darauf. Und da Klara nichts mit dem Manne zu schaffen haben wollte, duldete sie auch nicht, daß ihre bucklichte Schwester ihn bekam. Ich weiß nicht, weshalb Sie mir das erzählten; das wissen Sie selbst am besten, mir ist es gleichgültig; aber eifersüchtig machen Sie mich doch nicht, wenn es das vielleicht ist, was Sie heute abend erreichen wollten. Nein, weder Sie, noch Ihr st—stotternder Mann!“

„Aber, mein Gott!“ sagte er, „was Sie da sagen, können Sie doch nicht im Ernst meinen.

Pause.

„Doch! Ich meine es“, antwortete sie.

„Sie meinen, ich würde so zu Werke gehen, wenn ich Sie eifersüchtig haben wollte? Mich mit einer Dame von vierzig Jahren einfinden, und sie laufen lassen, sobald Sie kommen, — Sie müssen mich für dumm halten.“

„Ich weiß durchaus nicht, was Sie sind, ich weiß nur, daß Sie sich bei mir eingeschlichen und mir die qualvollsten Stunden meines Lebens verursacht haben, so daß ich mich jetzt selbst nicht mehr verstehe. Ich weiß nicht, ob Sie dumm sind, ich weiß auch nicht, ob Sie verrückt sind; aber ich gebe mich nicht damit ab, das ausfindig zu machen; es ist mir gleichgültig, was Sie sind.“

„Ja, das ist wohl so“, sagte er.

„Weshalb sollte es mir nicht gleichgültig sein?“ fuhr sie fort, durch seine Nachgiebigkeit irritiert. „Was in aller Welt habe ich mit Ihnen zu thun? Sie haben sich schlecht gegen mich benommen, und dafür soll ich mich doch wohl nicht noch obendrein mit Ihnen beschäftigen? Trotzdem erzählen Sie mir eine Geschichte voller Anspielungen; ich bin sicher, daß Sie mir das von Klara und ihrer Schwester nicht ohne Grund erzählt haben, nein, das haben Sie nicht! Aber weshalb verfolgen Sie mich? Ich meine nicht in diesem Augenblick, denn jetzt habe ich Sie aufgesucht; aber sonst; weshalb lassen Sie mich sonst nicht in Ruhe? Und daß ich hier nun eine Minute stehen geblieben bin und mit Ihnen gesprochen habe, das legen Sie sich gern so aus, als ob mir

darum zu thun wäre, als wenn mir viel daran läge . . . .“

„Liebes Fräulein, nein, ich bilde mir nichts ein . . . .“

„Nicht? Aber ich weiß durchaus nicht, ob Sie wahr sprechen; nein, das weiß ich nicht. Ich zweifle an Ihnen, ich mißtraue Ihnen, und traue Ihnen sozusagen beinahe alles zu. Es ist wohl möglich, daß ich jetzt ungerecht gegen 'Sie bin, und ein einziges Mal werde ich Ihnen auch wohl wehe thun dürfen; ich bin all Ihrer Anspielungen und Pläne so müde . . . .“

Er sagte nichs, er drehte sein Glas langsam auf dem Tisch um; nur als sie wieder sagte, daß sie ihm nicht glaube, erwiderte er:

„Das verdiene ich.“

„Ja“, fuhr sie fort, „und ich glaube Ihnen nur außerordentlich wenig. Ich habe sogar Ihre breiten Schultern im Verdacht, daß sie Blendwerk sein könnten. Ich gestehe offen, daß ich vor kurzem da drüben im Zimmer war und Ihren Rock untersuchte, ob Sie nicht ausgestopfte Schultern hätten. Und obgleich ich unrecht hatte, und mit den Schultern alles in Ordnung war, bin ich trotzdem mißtrauisch, ich kann es nicht helfen. Sie würden zum Beispiel jedes erdenkliche Mittel brauchen, um sich ein paar Zoll höher zu machen, als Sie sind, da Sie nicht besonders groß sind; ich glaube sicher, Sie würden es thun, wenn es ein solches Mittel gäbe. Du guter Gott! Muß man nicht Mißtrauen gegen Sie fassen! Wer sind

Sie eigentlich? Und weshalb sind Sie in unsere Stadt gekommen? Sie gehen ja nicht einmal unter Ihrem eigenen Namen, Sie heißen ja eigentlich Simonsen, recht und schlecht Simonsen! Das habe ich vom Hotel erfahren; Sie sollen Besuch von einer Dame gehabt haben, die Sie kannte und Sie Simonsen anrief, bevor Sie es verhindern konnten. Gott, wie lächerlich und gemein ist auch das! Man erzählt in der Stadt, daß Sie Ihren Scherz treiben, indem Sie kleinen Buben Cigarren zu rauchen geben, und daß Sie auf der Straße einen Skandal nach dem andern begehen. So sollen Sie von einem Dienstmädchen, das Sie eines Tages auf dem Marktplatz getroffen, etwas verlangt haben, ja, es in verschiedener Leute Gegenwart verlangt haben. Aber trotz alledem finden Sie es ganz in der Ordnung, mir Erklärungen zu machen und sich mir unaufhörlich in den Weg zu stellen und .... Das ist's, was mich so unsäglich quält, daß Sie es wagen dürfen ...."

Sie hielt inne. Wiederholtes Zucken um den Mund verriet ihre Bewegung, jedes Wort, das sie sprach, war heftig und empfunden; sie meinte, was sie sagte, und hielt mit nichts zurück. Es entstand eine kurze Pause, dann sagte er:

„Ja, Sie haben recht, ich habe Ihnen viel Qual verursacht .... Es ist klar, wenn man Tag für Tag einen Monat hindurch jemandem aufpaßt, sich all seine Worte merkt und alles, was er vornimmt, so findet man etwas Schlimmes, an das man sich

klammern kann. Es kann auch ein wenig Unrecht gegen einen begangen werden, aber das macht nicht viel, ich gebe es zu. Die Stadt hier ist nicht groß, ich falle etwas auf, jedermann hat an jedem Finger ein Auge, wenn ich in Sicht bin; das läßt sich nicht vermeiden. Und ich bin ja nicht, wie ich sein sollte."

„Mein Gott!" sagte sie kurz und scharf, „natürlich weil die Stadt so klein ist, werden Sie so beachtet, das ist selbstverständlich. In einer größeren Stadt wären Sie ja nicht der einzige Mann, der die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zöge."

Die kalte und überaus richtige Antwort erweckte zuerst seine ehrliche Bewunderung. Er war im Begriff, es durch irgend eine Artigkeit anzuerkennen, bedachte sich aber. Sie war allzu erregt, hatte allzuviel gegen ihn, und außerdem unterschätzte sie seine Bedeutung wohl etwas zu sehr. Das verletzte ihn ein wenig. Was war er denn in ihren Augen? Ein ganz gewöhnlicher fremder Mann in einer kleinen Stadt, ein Mann, der auffiel, nur weil er ein Fremder in der kleinen Stadt war und einen gelben Anzug trug. Er sagte ein wenig bitter:

„Aber sagt man auch, daß ich einmal einen unzüchtigen Vers auf einen Grabstein, auf Mina Meeks Grabstein geschrieben habe? War niemand da, der das gesehen hat? Das ist doch wahr, ja, es ist wahr. Es ist auch wahr, daß ich in der Apotheke dieser Stadt gewesen bin und Medizinen gegen eine ekelhafte Krankheit verlangt habe, die ich auf ein Stück Papier

geschrieben, daß ich aber diese Medizinen nicht bekommen konnte, weil ich kein Rezept hatte. Und da ich gerade daran denke: hat Minutte Ihnen nicht erzählt, daß ich ihn einmal mit zweihundert Kronen bestechen wollte, damit er sich an meiner Stelle als Vater zu einem Kinde bekannte? Das ist auch die reine Wahrheit, Minutte selbst kann es bezeugen. Ach, ich könnte sicherlich noch manchen Zug hinzufügen ....“

„Nein, das ist nicht nötig, es genügt schon“, erwiderte sie trotzig. Und indem ihre Augen hart und kalt wurden, erinnerte sie ihn an die Depeschen, an den Reichtum, über den er sich selbst telegraphiert hatte, an den Violinkasten, mit dem er umherzog, obgleich er keine Violine hatte und auch nicht spielen konnte; an eine Sache nach der andern, an all seine Betrügereien, sogar an die Rettungsmedaille, die er nach eigener Aussage auch nicht auf die ehrlichste Weise erlangt hatte: Sie erinnerte sich an alles und schonte ihn nicht; jede Kleinigkeit bekam in diesem Augenblick Bedeutung für sie, und sie ließ ihn wissen, daß sie all die schlechten Streiche, von denen sie früher geglaubt, daß er sie sich nur angedichtet habe, jetzt von ihm begangen glaubte. Ja, er sei gewiß eine freche und zweideutige Natur! „Und so, wie Sie sind“, sagte sie, „versuchen Sie trotzdem mich zu überrumpeln und mich unmöglich zu machen, mich dahin zu bringen, daß ich Thorheiten mit Ihnen begehe. Sie schämen sich nicht, Sie haben kein Herz für andere als für sich selbst, Sie erklären sich nur und erklären sich ....“

In diesem Augenblick wurde sie von Doktor Stenersen unterbrochen, der eilig vom Saal herein kam und sehr in Anspruch genommen war. Er hatte mit dem Bazar zu thun und legte sich tüchtig ins Zeug.

„Guten Abend, Herr Nagel!“ rief er. „Danke Ihnen noch für neulich! Das war damals ein wilder Abend . . . . Hören Sie, Fräulein Kielland, Sie müssen aufpassen, wir werden gleich die lebenden Bilder stellen.“

Damit verschwand der Doktor wieder.

Jetzt kam wieder eine Musiknummer, und im Saal entstand Unruhe. Dagny beugte sich vor und sah durch die Thür; dann wandte sie sich wieder zu Nagel und sagte:

„Jetzt kommt Martha zurück.“

Pause.

„Hören Sie nicht, was ich sage?“

„O doch“, erwiderte er geistesabwesend. Er blickte nicht auf, fuhr nur fort, das volle Glas herum und herum zu drehen, ohne zu trinken, und beugte den Kopf fast ganz auf den Tisch herab.

„Scht!“ sagte sie spottend, „jetzt wird wieder gespielt. Nicht wahr: wenn man solche Musik hört, möchte man lieber in einer gewissen Entfernung davon sein, in einem Seitenzimmer, die Hand der Geliebten in der seinen, — war es nicht das, was Sie einmal sagten? Ich glaube, es ist derselbe Walzer von Sanner, und wenn Martha nun kommt . . . .“

Jetzt aber schien sie mit einem Mal ihre Bosheit zu bereuen, sie schwieg plötzlich, ein Schimmer stieg in ihre Augen, und sie setzte sich nervös weiter in den Stuhl zurück. Er saß immer noch mit gesenktem Kopf da; sie sah nur, wie seine Brust kurz und unregelmäßig atmete. Sie erhob sich, sie nahm schon ihr Glas und wollte etwas sagen, ein paar freundliche Worte zum Schluß, die ihm nicht wehe thun sollten; sie begann auch:

„Ja, nun muß ich gehen", sagte sie.

Er sah hurtig zu ihr auf, erhob sich ebenfalls und nahm sein Glas. Sie tranken beide schweigend. Er that sich Gewalt an, daß seine Hand nicht zitterte; sie konnte sehen, wie er kämpfte, um eine ruhige Miene anzunehmen; und dieser Mann, den sie eben noch vernichtet, durch ihren Spott zerschmettert glaubte, sagt plötzlich ganz höflich und gleichgültig:

„Ehe ich's vergesse, Fräulein: wollen Sie so freundlich sein . . . . ich sehe Sie wohl nicht mehr . . . . wollen Sie so freundlich sein, bei Gelegenheit, wenn Sie an ihren Verlobten schreiben, ihn an die beiden Hemden zu erinnern, die er Minutten einmal vor zwei Jahren versprochen hat. Ich bitte Sie, zu verzeihen, daß ich mich in diese Sache mische, die mich ja nicht angeht; ich thue es nur um Minuttes willen. Ich hoffe, Sie entschuldigen meine Dreistigkeit. Sagen Sie nur, es seien zwei Wollhemden; er wird sich wohl darauf besinnen."

Sie war einen Augenblick ganz niedergedonnert;

mit offenem Munde stand sie da und sah ihn an, fand keine Worte und vergaß sogar, das Glas auf den Tisch zu stellen. Dies dauerte eine ganze Minute. Aber sie faßte sich wieder, warf ihm einen wütenden Blick zu, der erfüllt war von all der Empörung, die sie empfand; ein paar Augen, die ihm eine vernichtende Antwort gaben, und dann wandte sie ihm mit einem Mal den Rücken.

Sie schien gar nicht daran zu denken, daß der Landrichter und der Adjunkt noch auf derselben Stelle saßen und auf sie warteten.

Nagel setzte sich wieder. Es begann von neuem in seinen Schultern zu zucken, und mehreremal griff er sich mechanisch an den Kopf. Er saß ganz zusammengesunken da. Als Martha kam, sprang er auf, ein dankbarer Blick leuchtete in seinem Gesicht auf; dann rückte er einen Stuhl für sie zurecht.

„Wie gut Sie sind, wie gut Sie sind!" sagte er. „Setzen Sie sich hieher, ich will recht aufmerksam sein, Ihnen eine ganze Welt von Geschichten erzählen, wenn Sie wollen; Sie sollen nur sehen, wie ich Sie unterhalten werde, wenn Sie sich setzen wollen. Liebe, kommen Sie! Ja, Sie sollen auch gehen dürfen, wenn Sie wollen, und ich darf Sie doch begleiten, nicht wahr? Ich werde Ihnen niemals Ärger bereiten, niemals. Sagen Sie, wollen Sie nicht noch ein ganz kleines Glas Wein trinken? Ich will Ihnen etwas Lustiges erzählen, so daß Sie sich nicht langweilen werden. Ich bin so froh, weil Sie zurück-

gekommen sind; Gott, wie himmlisch, Sie lachen zu hören, Sie, die Sie immer so ernst sind! Es war wohl nicht sehr amüsant im Saal, nicht wahr? Wir sitzen lieber eine Weile hier; da drinnen ist es auch so warm; setzen Sie sich also!"

Und Martha zauderte, setzte sich dann aber.

Jetzt redet Nagel unaufhaltsam, erzählt in einem fort komische kleine Geschichten und Erlebnisse, plaudert über dies und das, fieberhaft, gezwungen, bange, daß sie gehen wird, sobald er schweigt. Er schwitzt vor Anstrengung, ihm wird ganz wirbelig, hülflos greift er sich an den Kopf, um den Faden wiederzufinden, und Martha meint, daß auch dies Komik sei, und lacht unschuldig. Sie langweilt sich nicht, ihr altes Herz geht auf, und sie läßt sich sogar selbst zum Mitreden bringen. Wie merkwürdig warm und naiv sie war! Als er sagte, das Leben sei ganz unbegreiflich elend, nicht wahr? sagte sie „Prosit drauf!" sie, diese Frau, die jahraus, jahrein so armselig davon lebte, daß sie Eier auf dem Markte verkaufte .... Nein, es sei nicht so schlimm, das Leben, oft sei es sogar recht schön!

Oft sei das Leben schön, sagte sie!

„Ja, darin haben Sie auch recht!" antwortete er dann .... „Nein, nun müssen wir uns die lebenden Bilder ansehen! Wir können uns in die Thür stellen; dann können wir uns nachher wieder setzen, wenn Sie wollen. Können Sie von Ihrem Platz aus sehen? Denn sonst nehme ich Sie auf den Arm."

Sie lachte und schüttelte abwehrend den Kopf.

Sobald er Dagny oben auf der Bühne erblickte, legte seine Lustigkeit sich mit einem Mal, sein Blick wurde starr, und er sah nur noch sie. Er folgte der Richtung ihrer Augen, maß sie von Kopf bis zu Füßen, beobachtete ihre Miene, bemerkte, daß eine Rose auf ihrer Brust sich hob und senkte, immerfort. Sie stand am weitesten zurück in der langen Reihe von Menschen und war leicht kenntlich trotz der sorgsamen Verkleidung. Fräulein Andresen saß in der Mitte und war Königin. Das Ganze war eine Scene in rotem Licht, eine rebusartige Aufstellung von Menschen und Rüstungen, die Doktor Stenersen mit vieler Mühe und Anstrengung hergestellt hatte.

„Das ist hübsch!" flüsterte Martha.

„Ja . . . . Was ist hübsch?" fragte er.

„Da oben; sehen Sie nicht? Was sehen Sie denn an?"

„Ach, es ist ja wahr, ja, es ist auch hübsch."

Und um nicht ihren Argwohn zu wecken, daß er nur auf einen Fleck, auf einen einzigen Punkt des Ganzen sähe, fing er an, sie zu fragen, wer jeder einzelne der Darsteller sei, und trotzdem hörte er kaum auf das, was sie antwortete. Sie standen, bis das rote Licht nahe am Erlöschen war, und der Vorhang herabrollte.

In einem Zwischenraum von einigen Minuten folgten nun die fünf lebenden Bilder aufeinander; es wurde zwölf Uhr, Martha und Nagel standen noch

in der Thür und sahen das letzte Bild an. Als es endlich zu Ende war und die Musik wieder anfing, setzten sie sich abermals an den Tisch und sprachen zusammen. Das alte Mädchen! In ihrer Güte gab sie immer nach und sprach nicht mehr vom Gehen.

Ein paar junge Damen kamen mit Notizbüchern in den Händen und verkauften die Nummern zu den Lotterien, Puppen, Schaukelstühle, Stickereien, einen Theetisch, eine Stutzuhr. Überall lärmten Menschen, alle ließen sich gehen und sprachen laut, im Saal und in den Nebenzimmern schwirrten diese Menge Stimmen durcheinander wie an einer Börse. Erst um zwei Uhr sollte es zu Ende sein.

Fräulein Andresen ließ sich wieder an Nagels Tisch nieder. Ach, sie sei so müde, so müde! Ja, tausend Dank, sie tränke gern ein Glas, ein halbes Glas! Ob sie nicht auch Dagny holen dürfe?

Und sie holte Dagny. Mit ihr kam auch Minutte.

Nun geschieht folgendes:

Ein Tisch in der Nähe stürzt um, mehrere Tassen und Gläser fallen zu Boden, und Dagny stößt einen leisen Schrei aus, vor Schreck packt sie Marthas Arm. Hinterher lachte sie selbst darüber und bat um Entschuldigung; ihr Gesicht aber blieb rot vor Erregung. Sie war im höchsten Grade erhitzt, und stieß ein kurzes, nervöses Lachen aus; ihre Augen leuchteten stark. Sie hatte den Mantel schon umgenommen und war bereit, nach Hause zu gehen, sie wartete nur auf den Adjunkten, der sie begleiten sollte.

Aber der Adjunkt, der noch mit dem Landrichter zusammen saß und sich seit einer Stunde nicht von seinem Stuhl erhoben hatte, fing an ziemlich berauscht zu werden.

„Herr Nagel wird Dich gewiß begleiten, Dagny“, sagte Fräulein Andresen.

Dagny brach in ein Gelächter aus. Fräulein Andresen sah sie verblüfft an.

„Nein“, erwiderte Dagny, „mit Herrn Nagel wage ich nicht mehr zusammen zu gehen! Er ist so voller Einfälle. Er hat mich — unter uns gesagt — sogar einmal um ein Rendezvous gebeten. Wirklich wahr! Unter einem Baum, sagt er, einer großen Espe, da und da steht er! Nein, Herr Nagel ist mir zu unberechenbar! Erst vorhin verlangte er allen Ernstes ein paar Hemden von mir, die mein Bräutigam einmal Grögaard versprochen haben soll, und Grögaard selbst weiß absolut nichts davon! Nicht wahr, Grögaard? Hahaha, es ist höchst seltsam!“

Damit erhob sie sich hastig, immer noch lachend, und ging zum Adjunkten hinüber, mit dem sie ein paar Worte sprach; sie bestand offenbar darauf, daß er mitkomme.

Minutte war sehr unruhig geworden. Er versuchte etwas zu sagen, sich zu erklären, geriet aber in Verwirrung und gab es auf; mit ängstlichen Blicken sah er vom einen zum andern. Selbst Martha wurde verblüfft und ängstlich, Nagel sprach zu ihr, flüsterte ihr einige beruhigende Worte zu und begann dann

die Gläser zu füllen. Fräulein Andresen fing sofort an, vom Bazar zu reden: welch eine Menge Menschen trotz des Regenwetters! O, sie würden wohl sehr viel Geld einnehmen, die Ausgaben seien nicht so gefährlich groß . . . .

„Wer war die hübsche Dame, die Harfe spielte?“ fragte Nagel; „die mit dem Byronmund und dem Silberpfeil im Haar?“

Eine fremde Dame, die nur besuchsweise in der Stadt sei. Ob sie denn so hübsch sei?

Ja, er fände sie hübsch. Und er stellte mehrere Fragen in Bezug auf die Dame, obgleich jeder sah, daß seine Gedanken anderswo waren. Über was brütete er? Weshalb hatte er mit einem Mal diese bittere Falte auf der Stirn? Leise drehte er sein Glas herum.

Jetzt kam Dagny zurück und blieb wieder stehen. Während sie so hinter Fräulein Andresens Stuhl steht und ihre Handschuhe zuknöpft, spricht sie wieder, sagt mit ihrer klaren, schönen Stimme:

„Aber was dachten Sie eigentlich, als Sie mich um dies Rendezvous baten, Herr Nagel? Welche Absichten hatten Sie dabei? Weshalb antworten Sie nicht?“

„Nein, aber Dagny!“ flüstert Fräulein Andresen und steht auf. Auch Minutte steht auf. Alle sind sehr peinlich berührt. Nagel blickte auf; sein Gesicht verriet keine große Bewegung; alle bemerkten jedoch, daß er sein Glas losließ und ein paarmal die Hände rang

und dabei hastig atmete. Was würde er thun? Was bedeutete es, daß er leise lächelte und gleich darauf wieder ernst wurde? Zur Verwunderung aller erwiderte er mit ruhiger Stimme:

„Weshalb ich Sie um jenes Rendezvous bat? Fräulein Kielland, ist es Ihnen nicht lieber, wenn ich Ihnen die Erklärung dafür erspare! Ich habe Ihnen schon soviel Unannehmlichkeiten gemacht. Ich bereue es, und Gott weiß, ich möchte alles thun, um es ungeschehen zu machen. Weshalb ich Sie damals um eine Zusammenkunft bat, das verstehen Sie wohl; ich habe kein Geheimnis daraus gemacht, obgleich ich es hätte thun sollen. Sie müssen Gnade an mir üben. Ich kann nichts weiter sagen . . . .“

Er hielt inne. Auch sie sagte nichts mehr, sie hatte gewiß eine andere Antwort von ihm erwartet. Endlich kam der Adjunkt noch zur rechten Zeit, um diesen peinlichen Auftritt zu unterbrechen; er war stark erhitzt und ging nicht einmal mehr sicher auf den Füßen.

Dagny nahm seinen Arm und ging zur Thür hinaus.

Von jetzt an wurden die Zurückbleibenden der kleinen Gesellschaft viel lebhafter; alle atmeten leichter, Martha lachte vor Freude über gar nichts und klatschte in die Hände. Zuweilen, wenn sie im Begriff war, allzuoft zu lachen, wurde sie rot und hielt inne und blickte im Kreise umher auf die andern, ob sie es wohl bemerkt hätten. Diese reizende Verwirrung, die sich

fortwährend wiederholte, versetzte Nagel in Entzücken und veranlaßte ihn, viele Narrenstreiche zu begehen, nur um sie in Atem zu erhalten. So verfiel er darauf, „Vater Noah“ auf einem Pfropfen zu spielen, den er zwischen die Zähne steckte.

Frau Stenersen hatte sich eingefunden. Sie erklärte, sie würde sich nicht von der Stelle rühren, bevor alles vorbei sei; es käme noch eine Nummer, das Auftreten zweier Turner, das sie absolut sehen wollte. Ja, sie pflegte immer bis zu allerletzt auszuhalten; die Nacht sei ja so lang, und immer wurde sie traurig, wenn sie nach Hause kam und allein blieb. Ob sie nicht alle hineingehen und sich die Turner ansehen wollten?

Alle gingen in den Saal.

Als sie dort sitzen, kommt ein hoher, bärtiger Mann den Mittelgang hinunter. Er trägt einen Violinkasten in der Hand. Es ist der Organist; er hatte seine Nummer geleistet und war im Begriff, nach Hause zu gehen. Er bleibt stehen, grüßt und beginnt sofort, mit Nagel über die Violine zu sprechen. Minutte war richtig bei ihm gewesen und hatte sie kaufen wollen; aber es sei unmöglich: die Violine war ja ein Erbstück, er betrachtete sie accurat wie ein kleines Menschengeschöpf, so lieb war sie ihm. Ja, er hatte auch seinen Namen darauf, er solle nur selbst sehen, es sei keine gewöhnliche Violine . . . . Und vorsichtig öffnet er den Kasten.

Da liegt das appetitliche, dunkelbraune Instru-

ment, sorgsam in hellrote Seide verpackt, die Saiten mit feiner Watte bedeckt.

Nicht wahr, sie sah hübsch aus? Und die drei Buchstaben in winzig kleinen Kaprubinen hier ganz oben auf dem Griffbrett, die bedeuteten Gustav Adolf Christensen. Nein, solch einen Gegenstand zu verkaufen, das sei schade; was blieb einem dann sich zu erfreuen, wenn die Tage lang würden? Etwas anderes freilich, wenn nur die Rede davon wäre, sie einen Augenblick zu versuchen, ein paar Striche zu machen . . . .

Nein, versuchen wolle Nagel sie nicht.

Aber der Organist hatte das Instrument nun doch schon ganz aus dem Kasten genommen, und während die beiden Turner ihre letzten Sprünge machten, und das Publikum im Saal klatschte, fuhr er immer noch fort, von der seltenen Violine zu sprechen, die sich durch drei Generationen vererbt hatte! „Sie ist leicht wie eine Feder, fühlen Sie nur selbst, Sie dürfen sie gern anfassen . . . .“

Und Nagel fand ebenfalls, daß sie leicht sei wie eine Feder. Aber da er die Violine nun einmal in die Hände bekommen, dreht er sie hin und her und berührt die Saiten. Er nahm eine halbe Kennermiene an und sagte: „Eine Mittenwalder, wie ich sehe“, Aber daß es eine Mittenwalder, war nicht schwer zu sehen, nachdem es in der Violine auf einem Plakat gedruckt stand; wozu dann diese Kennermiene? Als die Turner fort waren und niemand mehr klatschte,

erhebt auch er sich; er sagt nichts, nicht ein Wort, streckt aber dann die Hand nach dem Bogen aus. Im nächsten Augenblicke, während alle im Begriff waren, sich von den Plätzen zu erheben und den Saal zu verlassen, während alles Lärm und lautes Geschwatz war, beginnt er plötzlich zu spielen und macht, daß es nach und nach überall still wird. Dieser kleine, breitschultrige Mann, der in einem schreiendgelben Anzug unten mitten im Saale auftauchte, versetzte alle in Erstaunen. Und was spielte er? Ein Lied, eine Barkarole, einen Tanz, einen ungarischen Tanz von Brahms, ein leidenschaftliches Potpourri, ein Spiel mit rohem, schnellendem Ton, der überall hindrang. Er legte den Kopf ganz auf die Seite, alles sah beinahe mystisch aus, sein plötzliches Hervortreten außerhalb des Programms unten mitten im Saal, wo es ziemlich dunkel war, sein auffallendes Äußere, diese wilde Fingerfertigkeit, die alle Menschen verwirrte und die Vorstellung eines Zauberers in ihnen wachrief. Er fuhr mehrere Minuten fort, und immer saß das Publikum unbeweglich auf seinem Platz; er schlug in ein wildes, ungeheuerliches Pathos um, ein Vorspiel von fanfarenartiger Kraft, er stand ganz still, nur sein Arm ging, und immer hielt er den Kopf noch auf der Seite. Da er so unvermutet aufgetaucht war und sogar die Leitung des Bazars überrumpelt hatte, nahm er wirklich auch diese gleichmütigen Städter und Bauern mit Sturm; sie konnten es nicht fassen, in ihren Augen wurde dieses Spiel soviel besser, als es war, besser

als alles, so vorzüglich nahm es sich aus, obgleich er mit rücksichtsloser Heftigkeit spielte. Aber nach Verlauf von vier, fünf Minuten that er plötzlich ein paar grauenhafte Striche, ein desperates Geheul, ein Jammerlaut so unmöglich, so empörend, daß niemand mehr wußte, wo er hinaus wollte; drei, vier Striche dieser Art machte er und hielt dann mit einem Mal auf. Er nahm die Violine vom Kinn und hörte auf.

Es verging eine ganze Minute, ehe die Leute sich besannen; endlich begannen sie wild und anhaltend zu klatschen: sie riefen auch bravo, stiegen auf die Sitze und riefen bravo. Der Organist nahm seine Violine mit einem tiefen Bückling entgegen, befühlte sie und legte sie vorsichtig fort; darauf nahm er Nagels Hand und dankte ihm mehreremal. Alles war Lärm und Brausen, Dr. Stenersen kam atemlos zur Stelle, packte Nagel beim Arm und rief:

„Aber Gott bewahre, Mensch, Sie spielen ja doch .... doch!"

Fräulein Andresen, die ihm zunächst saß, blickte ihn noch mit der größten Verwunderung an und sagte:

„Sie erzählten ja, daß Sie nicht spielen könnten?"

„Das kann ich auch nicht", antwortete er, „nicht viel, nicht der Rede wert, das gestehe ich offen. Wenn Sie wüßten, wie falsch es war, wie wenig echt! Aber nicht wahr, es sah ungeheuer echt aus? Hehehe, ja, man muß die Welt in Erstaunen setzen, man muß sich nicht genieren! .... Wollen wir

nicht wieder zu unseren Gläsern gehen?" Wollen Sie Fräulein Gude auffordern, mitzukommen!"

Und sie gingen ins Nebenzimmer. Alle Leute waren noch mit diesem geheimnisvollen Menschen beschäftigt, der sie so gründlich in Erstaunen versetzt hatte; selbst Landrichter Reinert blieb einen Augenblick stehen und sagte im Vorübergehen zu ihm:

„Ich danke Ihnen, Sie waren neulich so freundlich, mich zu einer Herrengesellschaft einzuladen. Ich konnte nicht kommen, ich hatte Abhaltung; aber ich danke Ihnen bestens, es war sehr liebenswürdig."

„Aber weshalb machten Sie zuletzt die greulichen Striche?" fragte Fräulein Andresen.

„Ja, das weiß ich nicht", erwiderte Nagel, „es kam nun einmal so. Ich wollte dem Teufel auf den Schwanz treten."

Doktor Stenersen kam wieder zu ihm, sagte ihm noch ein Kompliment, und wiederum entgegnete Nagel, sein Spiel sei Komödie und Humbug, voll gemeinen Effekts; man sollte nur wissen, wie wenig gut es sei! Die doppelten Fingersätze seien falsch, ja, die meisten seien etwas falsch, er höre es selbst, könne es aber nicht besser machen.

Immer mehr Leute kamen um den Tisch, sie saßen bis zur letzten Minute, die Menschen strömten hinaus; man fing schon an, die Lichter im Saal auszulöschen, bevor sie sich von ihren Plätzen erhoben. Die Uhr war halb drei.

Nagel lehnte sich zu Martha hinüber und flüsterte:

„Nicht wahr, ich darf Sie doch nach Hause begleiten? Ich will Ihnen etwas sagen.“

Er bezahlte eilig seine Rechnung, sagte Fräulein Andresen gute Nacht und ging mit Martha hinaus. Sie hatte keinen Mantel, nur einen Regenschirm, den sie zu verbergen suchte, weil er so durchlöchert war. Als sie zur Thür hinausgingen, bemerkte Nagel, daß Minutte ihnen mit einem langen, schmerzerfüllten Blicke nachsah. Sein Gesicht war ungewöhnlich bleich.

Sie gingen geradenwegs nach Marthas Hause. Nagel spähte umher, er konnte keinen Menschen sehen. Dann sagte er:

„Wenn Sie es wagten, mich einen Augenblick hineinzulassen, würde ich Ihnen so dankbar sein.“

Sie zögerte.

„Es ist so spät!“ erwiderte sie.

„Sie wissen, daß ich Ihnen versprochen habe, Sie nie und auf keine Weise zu betrüben. Ich muß mit Ihnen reden.“

Sie schloß die Thür auf.

Als sie ins Zimmer kamen, zündete sie Licht an, während er wieder etwas vors Fenster hängte. Er schwieg, bis sie fertig war, dann sagte er:

„Haben Sie sich denn heute abend ein wenig amüsiert?“

„Ja, sehr“, antwortete sie.

„Nun, aber das war es nicht, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte. Kommen Sie, rücken Sie ein wenig näher; Sie dürfen durchaus keine Angst vor

mir haben; wollen Sie mir das versprechen? Gut, geben Sie mir die Hand darauf?"

Sie reichte ihm die Hand, und er behielt sie.

„Und Sie glauben auch nicht, daß ich lüge, daß ich Ihnen etwas vorlügen will, — wie? Ich habe im Sinn, Ihnen etwas zu sagen; Sie glauben also nicht, daß ich Ihnen etwas vorlüge?"

„Nein."

„Nein, denn ich will Ihnen nach und nach alles erklären .... Aber wieviel glauben Sie mir? ich meine, wie weit können Sie sich entschließen, mir zu glauben? Unsinn! wie ich schwatze! Aber die Sache ist nämlich die, — es ist ein bischen schwierig. Sie glauben mir, wenn ich zum Beispiel sage, daß ich .... daß ich Sie wirklich so lieb habe? Ja, Sie müssen es doch selbst gemerkt haben. Aber wenn ich nun weiter ginge, ich meine .... Verstehen Sie, ich will Sie ganz einfach bitten, meine Frau zu werden. Ja, meine Frau, nun habe ich es gesagt. Nicht nur meine Braut, sondern meine Frau .... Gott bewahre mich, wie Sie auffahren! Nein, nein, nein, lassen Sie mir Ihre Hand; ich werde mich ja näher erklären, dann werden Sie es deutlich begreifen. Denken Sie sich nun die Möglichkeit, daß Sie richtig hören: daß ich offen und ohne viel Umschweif um Sie freie, und daß ich jedes Wort wirklich meine; denken Sie sich nun zuerst diese Möglichkeit, und dann erlauben Sie mir fortzufahren. Gut! Wie alt sind Sie? Nun, das wollte ich nicht fragen; aber ich selbst bin neunundzwanzig Jahre, ich

bin über den schwankenden Leichtsinn hinaus, Sie sind fünf, sechs Jahre älter, das hat nichts zu . . . ."

„Ich bin zwölf Jahre älter", sagte sie.

„Zwölf Jahre älter!" ruft er entzückt aus, weil sie ihm folgt, weil sie den Kopf doch nicht ganz und gar verliert. „Also um zwölf Jahre älter, das ist ausgezeichnet, das ist geradezu herrlich! Ja, und glauben Sie, daß zwölf Jahre ein Hindernis sind? Ich glaube, Sie sind verrückt, Liebste! Aber wie dem auch sei: wenn Sie dreimal zwölf Jahre älter wären, — da ich Sie nun doch einmal lieb habe, und ich meine ehrlich jedes Wort, das ich in diesem Augenblick spreche, — was weiter? Ich habe lange darüber nachgedacht, ja, eigentlich nicht lange, aber doch mehrere Tage, ich lüge durchaus nicht, glauben Sie mir nun um des Himmels willen, wenn ich Sie so inständig bitte. Ich habe sehr viele Tage darüber nachgedacht und habe aus diesem Grunde keine Nacht geschlafen. Sie haben so wunderbare Augen; die haben mich angezogen vom ersten Augenblick, wo ich Sie gesehen habe. Denn mich können ein paar Augen bis ans Ende der Welt ziehen; ach, einmal hat ein alter Mann mich eine halbe Nacht in einem Walde umhergezogen, nur mit seinen Augen. Der Mann war besessen . . . . Nun, das ist eine andere Geschichte! Aber Ihre Augen haben auf mich eingewirkt. Können Sie sich erinnern, daß Sie hier einmal mitten im Zimmer standen und mich ansahen, als ich draußen vorüberging? Sie wandten den Kopf nicht nach mir,

Sie folgten mir nur mit den Augen, ich vergesse es nie. Aber als ich Sie dann auch einmal traf und mit Ihnen sprechen konnte, rührte mich Ihr Lächeln. Ich weiß nicht, daß ich jemals jemanden so herzlich warm hätte lachen hören wie Sie; aber das wissen Sie nicht selbst, und das ist gerade so wundersam schön, daß Sie selbst es nicht wissen .... Jetzt schwatze ich etwas ganz Schreckliches; ich höre es wohl aber ich habe das Gefühl, daß ich unaufhaltsam sprechen muß, sonst glauben Sie mir nicht, und das macht, daß ich mich übereifere. Aber wenn Sie nur nicht so auf dem Sprung sitzen möchten, ich meine: so bereit aufzustehen und fortzugehen, dann würde es mir gleich besser gelingen. Ich bitte Sie, lassen Sie mich Ihre Hand wieder halten, dann werde ich schon klarer reden. So — danke! .... Verstehen Sie, ich will wirklich nichts anderes von Ihnen erreichen, als das, was ich gesagt habe; ich habe keine Hintergedanken. Und was verblüfft Sie denn so an meinen Worten? Sie können nicht fassen, daß mir dieser wahnsinnige Gedanke gekommen ist; Sie können nicht begreifen, daß ich — daß ich — will; nein, und Sie finden nicht, daß es möglich sein kann; nicht wahr, das ist's, woran Sie denken?"

„Ja ..., aber, mein Gott, lassen Sie's jetzt genug sein!"

„Aber hören Sie doch, ich verdiene nicht, daß Sie mich noch im Verdacht der Falschheit haben ...."

„Nein", sagt Martha mit einem Mal reuevoll,

„ich habe Sie in keinem Verdacht; aber es ist ja trotzdem unmöglich.“

„Weshalb ist es denn unmöglich? Sind Sie an einen anderen gebunden?“

„Nein. Nein.“

„Durchaus nicht? Denn wenn Sie an einen anderen gebunden sind, sagen wir nur, um einen Namen zu nennen, zum Beispiel an Minutte . . . .“

„Nein!“ ruft sie laut. Sie gab ihm förmlich einen Druck mit der Hand.

„Nicht? Nun, dann gäbe es also soweit kein Hindernis. Lassen Sie mich jetzt weiter reden: Sie dürfen nicht glauben, daß ich so hoch über Ihnen stehe, daß es aus diesem Grunde unmöglich wäre. Ich will nichts vor Ihnen verheimlichen, ich bin in vielen Beziehungen nicht so, wie ich sein müßte, ja, Sie haben ja heute abend selbst gehört, was Fräulein Kielland sagte. Sie haben vielleicht auch von anderen Leuten in der Stadt gehört, wie schlecht ich in mancher Beziehung bin. Ein wenig Unrecht fügt man mir zeitweise wohl zu; aber in der Hauptsache hat man recht, daß ich ein Mann mit großen Fehlern bin. Folglich stehen Sie mit Ihrem reinen Gemüt und Ihren feinen, kindlichen Gedanken unendlich hoch über mir, und nicht umgekehrt. Aber ich würde Ihnen versprechen, immer gut gegen Sie zu sein; Sie können mir's glauben, es würde mir nicht schwer fallen, ich würde meine größte Freude darin finden, Sie froh zu machen . . . . Außerdem noch etwas anderes: Sie

haben vielleicht ein wenig Angst vor dem, was die Stadt sagen wird? Nun, erstens müßte sich die Stadt darein finden, daß Sie meine Frau würden; meinetwegen sogar in der Kirche dieser Stadt, wenn Sie wollten. Zweitens aber hat die Stadt ja schon genug zu reden; es ist kaum unbemerkt vorübergegangen, daß ich Sie schon ein paarmal getroffen habe, und daß ich heute abend auf dem Bazar mit Ihnen zusammen sein durfte. Soweit wird es also nicht viel schlimmer, als es bereits ist. Und, mein Gott, was hat das zu sagen? Es sollte Ihnen so schön gleichgültig werden, was die Welt dächte .... Sie weinen? Liebste, thut es Ihnen leid, daß ich Sie heute abend dem Gerede der Leute ausgesetzt habe?"

„Nein, das ist es nicht."

„Was ist es denn?"

Sie antwortet nicht.

Ihm fällt etwas ein, er fragt:

„Finden Sie, daß ich schlecht gegen Sie bin? Sie tranken doch nicht viel Champagner? Sie haben gewiß nicht einmal zwei Gläser getrunken? Vielleicht haben Sie den Eindruck empfangen, daß ich es jetzt abpasse und den Umstand benütze, wo Sie einen Schluck Wein getrunken haben, um Sie zu schnellerem Nachgeben zu bewegen? Weinen Sie deshalb?

„Nein, nein, durchaus nicht."

„Weshalb weinen Sie denn?"

„Ich weiß nicht."

„Aber jedenfalls glauben Sie nicht, daß ich irgend-

wie auf Verrat sinne? Ich bin bei Gott im Himmel durch und durch ehrlich, glauben Sie mir jetzt!"

„Ja, ich glaube Ihnen auch; aber ich fühle mich so verändert. Sie können . . . . können es nicht wollen."

Doch, er wolle es! — Und er entwickelte es näher, während er neben ihr sitzt und ihre kleine, schwache Hand in der seinen hält, und der Regen gegen die Scheiben schlägt. Er spricht sehr leise: O, sie würden es schon machen! Sie würden fortreisen, weit fort, Gott mag wissen, wohin; aber sie würden sich verstecken, so daß niemand wüßte, wo sie geblieben. Nicht wahr, das würden sie thun? Dann würden sie eine kleine Hütte und ein Fleckchen Erde in einem Walde kaufen, in einem herrlichen Walde oder anderswo; das würde dann ihr eigenes Besitztum sein, und sie würden es „Eden" nennen, und er würde es bestellen, o, wie er es bestellen wolle! Aber dann könne es auch sein, daß er zuweilen ein wenig traurig würde; ja, Liebste, es könne sein; ihm könne ja etwas einfallen, eine Erinnerung, irgend ein bitteres Erlebnis, das ihm einfiel; wie leicht könne das geschehen! Aber dann würde sie wohl geduldig mit ihm sein, nicht wahr? Er wolle sie es auch nicht allzusehr merken lassen, nie, das wolle er versprechen; er wolle dann nur in Frieden sitzen und allein damit arbeiten, oder er würde fortgehen damit, weiter in den Wald hinein, und nach einer Weile wiederkommen. Aber nie solle ein hartes Wort in ihrer Hütte gesprochen werden! Und sie

würden sie schmücken mit den schönsten wilden Gewächsen und Moos und Steinen, die sie suchen würden; den Fußboden würden sie mit duftendem Wacholder bestreuen, er würde den Wacholder heimbringen. Und um Weihnachten wollten sie stets daran denken, den kleinen Vögeln eine Korngarbe hinauszustellen. Ja, wie schnell die Zeit vergehen würde, und wie glücklich sie auch sein wollten. Immer müßten sie beisammen sein, aus und eingehen und sich nicht trennen; im Sommer wollten sie lange Spaziergänge machen und beobachten, wie Bäume und Gras von Jahr zu Jahr wuchsen. Mein Gott und wie sie Fremden und Wanderern, die vielleicht des Weges kamen, Gutes thun wollten! Rindvieh müßten sie haben, ein paar große blanke Tiere, die sie lehren würden, ihnen aus den Händen zu fressen, und während er hackte und grub und den Boden bestellte, sollte sie für die Tiere sorgen . . . .

„Ja", antwortete Martha. Unwillkürlich sagte sie ja, und er hörte es. Er fuhr fort:

Und dann müßten sie sich einen freien Tag in der Woche machen, und auf die Jagd und den Fischzug gehen, alle beide, Hand in Hand, sie im kurzen Kleide mit einem Gürtel um den Leib, er in Bluse und Schnallenschuhen. Wie sie singen und laut reden und rufen wollten, so daß es durch den Wald schallte! Aber, nicht wahr: Hand in Hand?

„Ja", sagte sie wieder, und ihre Augen glänzten dabei.

Nach und nach riß er sie mit fort; er stellte ihr das Ganze so klar vor, alles bedachte er, und jede Kleinigkeit hatte er im Kopf. Sogar dessen erwähnte er, daß es gelte, einen Ort ausfindig zu machen, wo man leicht Wasser haben könne; aber dafür würde er schon sorgen, für alles wolle er sorgen; sie möge nur Vertrauen zu ihm haben. Ah, er habe Kraft genug, für dieses Heim mitten im dicksten Walde Platz auszuroden; er habe ein paar Fäuste; das sähe sie ja! .... Und lächelnd maß er ihre zarte Kinderhand an der eigenen.

Sie fand sich drein, daß er mit ihr machte, was er wollte; sogar, als er ihre Wange streichelte, saß sie still und sah ihn an. Dann fragte er sie geradezu mit seinem Munde nahe an ihrem Ohr, ob sie es nun wage, und ob sie wolle; und sie antwortete auch ja, eine gedankenvolle, träumerische Antwort, die sie nur flüsterte. Aber gleich darauf begann sie zu schwanken: Nein, wenn sie darüber nachdächte, sei es doch nicht möglich. Wie konnte er es wollen! Was war sie!

Und abermals überzeugte er sie, daß er es wolle, ja, mit dem ganzen Willen wolle, der ihm eigen. Sie würde keine Not leiden, selbst wenn es ihnen eine Zeitlang schlecht gehen sollte; er wolle für sie beide arbeiten, sie solle keine Furcht haben. Er sprach eine ganze Stunde lang und räumte ihren Widerstand Stück für Stück aus dem Wege. Zweimal wiederholte es sich in dieser Stunde, daß sie sich weigerte,

die Hände vors Gesicht hielt und nein! nein! zu rufen begann, und trotzdem gab sie ihm nach, studierte sein Gesicht und fühlte, daß es nicht einzig und allein ein augenblicklicher Sieg war, den er erringen wollte! In Gottes Namen denn, wenn er es so wolle! Sie war überwunden, es nützte ihr nichts mehr, dagegen zu kämpfen. Schließlich gab sie ihm ein klares Ja.

Das Licht begann herabzubrennen; sie saßen noch immer jeder auf seinem Stuhl und hielten sich bei den Händen und sprachen. Sie war ganz aufgelöst vor Erregung, häufig traten ihr die Thränen in die Augen, aber sie lächelte trotzdem.

Er sagte: „Um auf Minutte zurückzukommen, ich bin überzeugt, daß er beim Bazar eifersüchtig war.“

„Ja“, entgegnete sie, „das war er vielleicht. Aber dagegen läßt sich nichts thun.“

„Nein, nicht wahr? Dagegen läßt sich nichts thun! . . . . Weißt Du, ich möchte Dich heute abend gern mit etwas erfreuen; was könnte das sein? Ach, ich möchte, daß Du vor Entzücken die Hände auf die Brust preßtest! Sag mir etwas, verlang dieses oder jenes! Ach, Du bist zu gut, Du liebes Herz; Du bittest nie um etwas! Ja, ja, Martha, vergiß nicht, was ich jetzt sage: ich will Dich beschützen, ich will versuchen, Deine Wünsche zu erraten und fürsorglich für Dich zu sein bis zu meinem letzten Augenblick. Und Liebste, vergiß es nicht, nein? Du sollst niemals sagen dürfen, daß ich mein Versprechen vergessen habe.“

Es war vier Uhr

Sie standen auf; sie trat zu ihm, und er drückte sie an die Brust. Sie legte den Arm um seinen Hals, und so blieben sie einen kurzen Augenblick stehen; ihr ängstliches, reines Nonnenherz klopfte gewaltsam gegen seine Hand; er fühlte es und streichelte beruhigend über ihr Haar. Sie waren einig.

Sie selbst begann:

„Ich will die ganze Nacht wach liegen und denken. Vielleicht sehe ich Dich morgen? Wenn Du willst?“

„Ja, morgen. Gewiß, ich will! Wann morgen? Darf ich um acht Uhr kommen?“

„Ja .... Willst Du, daß ich dies Kleid wieder anhabe?“

Diese rührende Frage, ihr bebender Mund, die offenen Augen, die zu ihm aufsahen, ergriffen ihn, gingen ihm zu Herzen. Er erwiderte:

„Liebes, süßes Kind, wie Du willst! Wie innig gut Du bist? .... Nein, Du darfst heute nacht nicht wach liegen, Du darfst nicht! Denk an mich und sag gute Nacht und schlaf! Du fürchtest Dich hier doch nicht allein?“

„Nein .... Nun wirst Du naß, wenn Du nach Hause gehst.“

Auch daran dachte sie, daß er naß werden würde!

„Sei froh und schlafe wohl!“ sagte er.

Als er aber schon draußen im Flur war, fiel ihm etwas ein; er wandte sich zu ihr und sagte:

„Noch eins, das ich vergessen; ich bin kein reicher Mann. Hast Du etwa geglaubt, ich sei reich?“

„Das weiß ich nicht“, entgegnete sie und schüttelte den Kopf.

„Nein, ich bin nicht reich. Aber wir werden uns ein Haus und was wir sonst noch brauchen, kaufen, so reich bin ich doch. Und später, mit der Zeit, werde ich für alles sorgen, ich will jede Bürde tragen, dazu habe ich meine Hände bekommen .... Du bist doch nicht enttäuscht, weil ich nicht reich bin, wie?“

Sie sagte nein und faßte seine Hände, die sie noch einmal drückte. Schließlich bat er sie, die Thür fest hinter ihm zuzumachen; dann trat er auf die Straße hinaus.

Es goß in Strömen und war sehr dunkel.

Er ging nicht nach seinem Hotel, sondern schlug den Weg nach dem Pfarrhofwalde ein. Er ging eine Viertelstunde; da es dichte Finsternis war, konnte er nur schwer etwas unterscheiden. Endlich verlangsamten sich seine Schritte; er ging vom Wege ab und tastete sich nach einem großen Baume hin. Es war eine Espe. Hier blieb er stehen.

Der Wind rauscht im Walde; der Regen strömt noch immer herab, sonst ist alles um ihn her tot und still. Er flüstert ein paar Worte vor sich hin, einen Namen, er sagt Dagny, Dagny, schweigt, und sagt es wieder. Nach einer Weile spricht er lauter, er spricht und sagt Dagny mit tönender Stimme. Sie hat ihn heute abend beleidigt, hat all ihre Verachtung über sein Haupt ausgegossen; er fühlt in seiner Brust noch jedes Wort, das sie hinausgeschleudert, und dennoch

steht er hier uud spricht von ihr. Er kniet nieder neben dem Baum, er nimmt sein Taschenmesser und schneidet im Dunkeln ihren Namen in den Stamm. Daran arbeitet er mehrere Minuten, er fühlt und tastet, schneidet und fühlt wieder, bis er fertig ist ....

Während er dies that, hatte er seine Mütze abgenommen.

Als er wieder auf den Weg kam, blieb er stehen, bedachte sich einen Augenblick und kehrte wieder um. Er tastete sich wieder nach dem Baum hin, fährt mit den Fingern über den Stamm und findet die Buchstaben wieder. Er kniet zum zweitenmal, beugt sich vor und küßt diesen Namen, diese Buchstaben, als ob er sie niemals wiedersehen solle, erhebt sich endlich und geht hastig von dannen.

Es war fünf Uhr, als er im Hotel ankam.

XVII.

Derselbe Regen, dasselbe dunkle, melancholische Wetter am folgenden Tage. Es schien, als ob das Wasser, welches unaufhaltsam durch die Dachrinnen heruntergoß und gegen die Scheiben schlug, nie ein Ende nehmen würde; Stunde auf Stunde verging, der ganze Vormittag verging, und der Himmel wurde nicht klarer. Im kleinen Hotelgarten, der hinter dem Hause lag, war alles gebeugt und geknickt, alle Blätter lagen von Staub und Feuchtigkeit verschüttet auf dem Erdboden.

Nagel blieb den ganzen Tag im Hause, er las, ging im Zimmer auf und ab, wie er zu thun pflegte, und sah fortwährend auf die Uhr. Es war ein endloser Tag! Mit der größten Ungeduld wartete er, daß es Abend werden solle.

Als es acht Uhr war, begab er sich sofort zu Martha hinunter. Er ahnte nichts Böses, aber sie empfing ihn mit leidendem, verweintem Gesicht. Er sprach zu ihr, und sie antwortete kurz ausweichend

und sah ihn auch nicht an. Sie bat ihn mehreremal, ihr zu verzeihen und nicht böse zu sein.

Als er ihre Hand nahm, fing sie an zu zittern und wollte sich zurückziehen, aber schließlich setzte sie sich dennoch neben ihn auf einen Stuhl; dort blieb sie sitzen, bis er nach Verlauf einer Stunde wieder ging. Was war geschehen? Er drang mit Fragen auf sie ein, bat um eine Erklärung, und sie vermochte nicht Rechenschaft für sich zu geben:

Nein, sie sei nicht krank. Sie habe nur darüber nachgedacht . . . .

Das war es also, was sie meinte; sie bereute ihr Versprechen; sie könne ihn vielleicht nicht lieben?

. . . . Ja . . . . Aber, er möge verzeihen und nicht böse sein! Sie habe über Nacht darüber nachgedacht; die ganze, ganze Nacht, und habe es immer unmöglicher gefunden. Ja, sie habe auch ihr Herz zu Rate gezogen und fürchte, daß sie ihn nicht so lieben könne, wie sie müßte.

Nun, also! . . . . Pause . . . . Ob sie denn nicht glaube, daß sie ihn mit der Zeit lieben würde? Er wolle ihr alles Gute anthun, was er nur wisse, ja, er wolle es ihr mit Freuden beweisen auf jede Art, die sie selbst verlangen würde? Er habe so sicher gehofft, daß es ihm glücken werde, er habe sich darauf gefreut, daß es ihm nun vergönnt sein werde, ein neues Leben zu beginnen. O, er würde ja so gut gegen sie sein!

Dies rührte sie, sie preßte die Hand gegen die

Brust, blickte aber unverwandt zu Boden und sagte nichts.

Ja, ob sie denn nicht glaube, daß er sie dahin bringen würde, ihn lieb zu haben, später, wenn sie immer zusammen lebten, und wenn er ihr zeigen könne, was er alles ersinnen würde, um sie zu erfreuen?

Sie flüsterte Nein. Ein paar Thränen tropften aus ihren langen Wimpern hernieder.

Pause. Sein Körper bebte. Die blauen Adern an seinen Schläfen schwollen an.

Nun ja, Liebste, dann war also dabei nichts zu machen! Sie solle nur deshalb nicht weinen. Es half nun einmal nicht; sie möge ihm vergeben, daß er mit seinen Bitten auf sie eingedrungen sei. Er habe ja doch ihr Bestes gewollt . . . .

Sie ergriff hastig seine Hand und hielt sie fest. Er wunderte sich ein wenig über diese plötzliche Heftigkeit und fragte:

Ob denn ewas Besonders an ihm sei, das sie abstieße? Er wolle es abändern, wieder gut machen, wenn es in seiner Macht stünde. Sei es ihr vielleicht nicht recht, daß er . . . .

Sie unterbrach ihn schnell:

Nein, gar nichts, gar nichts! Aber es ist alles so undenkbar, und ich weiß nicht einmal, wer Sie sind zum Beispiel. Ja, ich weiß, Sie wollen mir wohl; mißverstehen Sie mich nicht . . . ."

„Wer ich bin, zum Beispiel", sagte er und sah sie an. Mit einem Mal durchzuckt ihn eine Ahnung; er

begreift, daß etwas ihr Vertrauen zu ihm untergraben hat, etwas Feindliches, das sich zwischen sie und ihn gedrängt hat; er fragt:

„Ist heute jemand bei Ihnen gewesen?“

Sie antwortet nicht.

„Ja, verzeihen Sie, es kann ja auch ganz gleichgültig sein, ich habe kein Recht, Sie weiter zu fragen.“

„O, ich war heute nacht so glücklich!“ sagte sie. „Mein Gott, wie habe ich gewartet, daß es Morgen werden solle, und wie habe ich auch auf Sie gewartet! Aber heute bin ich nur in Zweifel geraten.“

„Wollen Sie mir nur eins sagen: Sie glauben also nicht, daß ich ehrlich gegen Sie gewesen bin, Sie mißtrauen mir trotz allem und allem?“

„Nein, nicht immer! Bester Freund, seien Sie nicht böse auf mich! Sie sind so fremd hier, ich weiß nichts, was Sie mir nicht sagen; vielleicht meinen Sie es jetzt ehrlich, bereuen später aber alles; ich weiß nicht, welche Gedanken Ihnen kommen werden!“

Pause.

Nun faßt er sie unters Kinn, hebt ihren Kopf ein wenig und sagt:

„Und was hat Fräulein Kielland sonst noch gesagt?“

Sie ward verwirrt, gab ihm einen scheuen Blick, der ihre Bestürzung verriet und rief aus:

„Das habe ich nicht gesagt, nein; sagte ich das? Das habe ich nicht gesagt!“

„Nein, nein, Sie sagten es nicht“, erwiderte er.

Er versank in Gedanken, seine Augen starrten auf einen Punkt, ohne zu sehen. „Nein, Sie sagten nicht, daß Sie es gewesen, Sie nannten ihren Namen nicht, seien sie nur ruhig .... Und Fräulein Kielland ist wirklich doch hier gewesen, sie ist durch die Thüre dort hereingekommen und ist denselben Weg wieder hinausgegangen, nachdem sie ihr Geschäft hier besorgt hatte. Es war ihr sehr darum zu thun, daß sie heute ausgehen mußte, bei solchem Wetter. Wie wunderlich das ist! ... Liebe, gute Martha, gute Seele, ich kniee vor Ihnen, weil Sie gut sind! Glauben Sie mir dennoch, glauben Sie mir nur heute abend, dann will ich Ihnen später beweisen, wie wenig ich im Sinn habe, Sie zu betrügen. Nehmen Sie Ihr Versprechen jetzt nicht zurück. Überlegen Sie es noch einmal; wollen Sie? Überlegen Sie es bis morgen und lassen Sie mich dann zu Ihnen kommen. Ich bin fremd für Sie, ja, das bin ich allerdings, das kann jetzt noch nicht anders sein; aber ich lüge Ihnen nichts vor, wenn es so viel für mich gilt. Und wenn ich Ihnen einmal alles erkläre, vielleicht schon morgen, wenn ich dann kommen darf . ."

„Nein, ich weiß nicht", unterbrach sie ihn.

„Sie wissen nicht? Sie möchten mich also am liebsten heute abend ein für allemal los werden? Nun gut!"

„Ich will lieber einmal zu Ihnen kommen, wenn Sie verheiratet sind und es fertig haben .... das Haus .... ich meine .... wenn .... Ich möchte

lieber Magd bei Ihnen sein. Ja, das möchte ich lieber.“

„Das wollen Sie lieber?“

Pause. Ja, ihr Mißtrauen gegen ihn hatte schon Wurzel geschlagen, er konnte es nicht mehr bezwingen, vermochte, nicht mehr sie sicher zu machen wie zuvor. Und mit Schmerzen empfand er, wie sie ihm weiter und weiter entglitt, während er sprach. Aber weshalb weinte sie so? Was war's, das sie quälte? Und weshalb ließ sie auch seine Hand nicht los. Er kam noch einmal auf Minutte zurück; es war eine Probe; er wollte sie dahin bringen, ihm für morgen eine Zusammenkunft zu gewähren, wenn sie das Ganze noch einmal überlegt haben würde. Er sagte:

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen noch einmal von Minutte rede. Ja, bleiben Sie ruhig, ich habe meine Gründe zu sprechen, wie ich es thue. Ich will nichts Schlechtes von dem Menschen sagen, im Gegenteil, Sie werden sich selbst erinnern, daß ich sogar das Beste, was ich wußte, vor Ihren eigenen Ohren von ihm gesagt habe. Ich dachte mir die Möglichkeit, daß er mir bei Ihnen im Wege stehen könne; deshalb sprach ich mit Ihnen über ihn; ich behauptete unter anderm, daß er so gut wie jeder andere eine Familie versorgen könne, und das glaube ich noch, wenn man ihm anfangs auf den Weg hilft. Aber Sie wollten durchaus nicht darauf hören; Sie hätten nichts mit Minutte zu thun, und baten mich sogar, nicht mehr von ihm zu sprechen. Gut! Aber ich bin noch

nicht ganz frei von Argwohn, Sie haben mich nicht überzeugt, und ich frage Sie wieder, ob nicht zwischen Ihnen und Minutte etwas im Werke ist? In solchem Falle ziehe ich mich sofort zurück. Ja, Sie schütteln den Kopf; aber ich verstehe sonst nicht, wie Sie sich weigern können, die Sache bis morgen zu erwägen und mir dann Bescheid zu geben. Das ist nur einfache Gerechtigkeit. Und Sie — die Sie so gut sind!"

Nun gab sie nach, ja, sie stand sogar auf, ihre Erregung ging mit ihr durch, und lächelnd und weinend strich sie ihm übers Haar, wie schon einmal zuvor. Er solle morgen auch kommen, sie wolle es gern, er solle nur etwas früher kommen, um vier, um fünf, solange es hell sei, darüber könne dann niemand etwas sagen. Aber jetzt müsse er gehen; es wäre besser, wenn er gleich ginge. Ach ja, dann solle er morgen kommen, sie würde schon zu Hause sein und aufpassen ....

Das seltsame Kind von einer alten Jungfer! Um ein Wort, eine halbe Äußerung flammte ihr Herz auf und riß sie zur Zärtlichkeit, zum Lächeln hin. Sie hielt seine Hand, bis er ging, begleitete ihn bis zur Thüre und hielt immer noch seine Hand. An der Haustreppe sagte sie ihm sehr laut gute Nacht, als ob jemand in der Nähe wäre, dem sie trotzen wolle.

Ja, er würde ihre Bedenken überwinden, er würde sich so viel Mühe geben. Morgen wollte er sich ihr besser erklären, sich offen darlegen und nichts verheimlichen; sie würde schon dahin kommen, ihm zu

glauben. Wer weiß, vielleicht konnte sie ihn doch noch ein wenig lieb haben! Man konnte es nicht wissen. — —

Der Regen hatte aufgehört, endlich hatte er beinahe aufgehört; hier und da sah man bereits ein Fleckchen blauen Himmels zwischen den trüben Wolken, und nur dann und wann fiel noch ein Regentropfen auf die feuchte Erde herab.

Nagel atmete wieder freier. Ja, er wollte ihr Vertrauen aufs neue gewinnen; weshalb sollte es ihm nicht glücken. Er ging nicht nach Hause, er schlenderte an den Brücken vorbei, an der See entlang, ging an den letzten Häusern der Stadt vorüber und kam auf den Pfarrhofweg. Menschen waren nirgend zu sehen.

Als er noch einige Schritte weiter gekommen war, erhebt sich plötzlich eine Gestalt vom Wegrande und geht vor ihm her. Es war Dagny; die helle Flechte hing über den Regenmantel herab.

Es durchzuckte ihn von Kopf bis zu Füßen, und einen Augenblick stand er beinahe still; er war auch im höchsten Grade erstaunt. War sie denn nicht auch heute abend auf dem Bazar? Oder machte sie nur einen kleinen Spaziergang, bevor die lebenden Bilder begannen? Sie bewegte sich unendlich langsam vorwärts, blieb sogar ein paarmal stehen und sah den Vögeln zu, die wieder anfingen zwischen den Bäumen hin und her zu fliegen. Hatte sie ihn gesehen? Wollte sie ihn auf die Probe stellen? Hatte sie sich erhoben, als er kam, um noch ein=

mal zu sehen, ob er es wagen würde, sie anzusprechen?

Sie konnte sich beruhigen, er würde sie jetzt nie mehr belästigen! Und plötzlich erwacht seine Wut, eine blinde, dumpfe Wut gegen dieses Wesen, das ihn vielleicht jetzt noch zu einer Übereilung verleiten wollte, nur um die Befriedigung zu haben, ihn hinterher zu demütigen. Sie war im stande, den Leuten auf dem Bazar noch einmal zu erzählen, daß sie ihm begegnet sei. War sie nicht eben erst bei Martha gewesen und hatte auch dort sein Glück hintertrieben? Konnte sie denn jetzt nicht innehalten und ihm nichts Böses mehr in den Weg legen? Sie hatte ihn nach Verdienst bezahlen wollen, gut, aber sie bezahlte derber als notwendig war.

Sie gehen beide gleich langsam; der eine hinter dem andern; es blieben immer fünfzig Schritte zwischen ihnen. Das dauerte mehrere Minuten. Plötzlich fällt das Taschentuch zu Boden. Er sieht, wie es an ihr herabfällt, an ihrem Regenmantel herunterwirbelt und auf dem Wege liegen bleibt. Wußte sie, daß sie es verlor?

Und er sagt sich, daß sie ihn auf die Probe stellen will, ihre Raserei gegen ihn hatte sich noch nicht gelegt; sie wolle ihn zwingen, dies Taschentuch aufzuheben und es ihr zu bringen, so daß sie ihm ins Gesicht sehen und sich so recht an seiner Niederlage bei Martha ergötzen könne. Seine Wut wächst, er kneift die Lippen zusammen und zieht die Stirn in eine

leidenschaftliche Falte. Hehehe, ja, nicht wahr, er sollte sich vor sie hinstellen, ihr sein ganzes Gesicht zeigen und sich von ihr auslachen lassen. Sieh mal, da läßt sie ihr Taschentuch fallen; es liegt dort auf dem Wege, mitten auf dem Wege; es ist weiß und außerordentlich fein, ein Spitzentaschentuch sogar; man konnte sich bücken und es aufnehmen.

Er ging gleichmäßig langsam, und als er ans Taschentuch kam, trat er darauf und ging weiter.

Noch einige Minuten ging sie auf diese Weise; er bemerkte, daß sie plötzlich auf ihre Uhr sah und mit einem Male umkehrte. Sie kam ihm gerade entgegen. Hatte sie ihr Taschentuch vermißt? Da kehrte auch er um und ging langsam vor ihr her. Als er wieder an das Taschentuch kam, trat er wieder darauf, zum zweitenmal, und das vor ihren eigenen Augen. Und er setzte den Weg fort. Er fühlte, daß sie dicht hinter ihm war, und ging doch nicht schneller; das setzten sie fort, bis sie in die Stadt kamen.

Sie schlug richtig den Weg nach dem Bazar ein; er ging auf sein Zimmer.

Dort öffnete er ein Fenster und stützte die Ellbogen auf das Fensterbrett, gebrochen, vernichtet vor Erregung. Jetzt war sein Zorn vorüber, er krampfte sich zusammen und begann zu schluchzen, zu schluchzen, mit dem Kopf auf die Arme gesenkt, stumm, mit trockenen Augen und bebendem Körper. So war es abgelaufen! O, wie er es bereute, wie er es ungeschehen wünschte! Sie hatte ihr Taschentuch hingeworfen, vielleicht mit

Willen, um ihn zu demütigen; aber was weiter? Er hätte es vielleicht aufnehmen, stehlen, und es sein Leben lang auf der Brust verborgen tragen können. Es war schneeweiß gewesen, und er hatte es in den durchweichten Weg niedergetreten! Sie hätte es ihm vielleicht gar nicht abgenommen, wenn er es erst in den Händen gehabt hatte, vielleicht hätte sie es ihn behalten lassen; Gott mag's wissen! Aber hätte sie die Hand danach ausgestreckt, würde er niedergesunken sein und hätte darum gebeten; mit emporgehobenen Händen hätte er darum gefleht als um ein Andenken, eine Gnade. Und was hätte es gemacht, wenn sie ihn wieder verhöhnt hätte?

Plötzlich fährt er auf, nimmt die Treppe in zwei Sätzen, stürmt auf die Straße hinaus, legt den ganzen Weg durch die Stadt in ein paar Minuten zurück und kommt wieder auf den Pfarrhofweg. Vielleicht konnte er das Taschentuch noch finden! Und richtig, sie hatte es liegen lassen, obgleich er sicher war, daß sie ihn das zweite Mal darauf hatte treten sehen. Welch ein Glück er trotz allem und allem hatte! Gott sei dafür gedankt! Er steckt es mit klopfendem Herzen zu sich, eilt heim und spült es im Wasser aus, spült es unzähligemale und breitet es behutsam aus. Es war übel zugerichtet, in der einen Ecke sogar durch einen Stiefelabsatz zerrissen; aber was schadete das! Ach, wie glücklich war er, daß er es gefunden hatte!

Erst als er sich wieder ans Fenster setzte, entdeckte er, daß er diesen letzten Weg durch die Stadt ohne

Mütze auf dem Kopfe gemacht hatte. Ja, er war verrückt! Wenn sie das nun gesehen hätte. Sie hatte ihn auf die Probe stellen wollen, und wenn's zur Sache gekommen, wäre er in Wirklichkeit wieder jämmerlich durchgefallen. Nein, das mußte ein schleuniges Ende nehmen. Er mußte sie mit ruhigem Herzen sehen können, mit erhobenem Haupte und kalten Augen, ohne sich zu verraten. Ja, wie wollte er's versuchen! Er würde abreisen und Martha mitnehmen. Sie war zu gut für ihn; ach, aber er wollte sie verdienen; nie ruhen, sich niemals eine Stunde Rast gönnen, bis er sie verdient hatte.

Das Wetter wurde immer milder und milder; ein leiser Wind trug den Duft frischen Heu's und frischer Erde in sein Fenster und belebte ihn mehr und mehr. Ja, morgen wollte er wieder zu ihr gehen und sie so demütig bitten, nachzugeben.

Aber schon am Vormittag des nächsten Tages wurde seine Hoffnung vollständig zerstört.

XVIII.

Zuerst kam Doktor Stenersen; noch bevor Nagel aufgestanden war. Der Doktor bat um Entschuldigung, aber der verflixte Bazar nahm ihn Tag und Nacht in Anspruch. Ja, er habe einen Auftrag, eine Mission: es gelte, ihn — Nagel — zu vermögen, daß er heute abend wieder im Bazar auftrete; es gingen die wunderbarsten Gerüchte über sein Spiel, die Stadt könne vor Neugierde nicht schlafen: wirklich wahr! . . . . Sie lasen die Zeitungen, sehe ich? Ja, die Politik! Haben Sie die letzten Wahlergebnisse gelesen? Im ganzen genommen ging es mit den Wahlen nicht, wie es hätte gehen sollen, es kam zu keinem rechten Schlag ins Gesicht für die Schweden . . . . Sie schlafen aber recht lange, finde ich; es ist 10 Uhr, und draußen ist ein Wetter, es zittert ordentlich vor Wärme! Sie sollten einen Morgenspaziergang machen.

Ja, jetzt wolle er auch aufstehen.

Was er denn dem Bazarkomitee antworten solle?

daß er nicht spielen werde.

Nicht? Es handle sich aber doch um eine wichtige Sache fürs Land; ob er das Recht habe, sich solch einem kleinen Dienste zu entziehen?

Ja — er könne aber nicht.

Mein Gott, jetzt sei gerade so viel Stimmung dafür, besonders die Damen hätten ihn gestern abend förmlich bestürmt, die Sache in Gang zu bringen. Fräulein Andresen hatte ihm nicht Ruh, nicht Rast gelassen, und Fräulein Kielland hatte ihn sogar beiseite gezogen und ihn gebeten, Nagel nicht eher in Ruhe zu lassen, als bis er versprochen habe zu kommen.

Ja, aber Fräulein Kielland wisse doch nicht das Geringste von seinem Spiel? Sie habe ihn ja nie gehört.

Nein, aber trotzdem sei sie die allereifrigste gewesen, sie habe sich sogar erboten, ihn zu begleiten. Zum Schluß habe sie gesagt: Sagen Sie ihm, wir bäten ihn alle miteinander . . . . Sie könnten diese zehn, zwölf Striche aber doch auch wirklich machen und uns damit erfreuen?

Er könne nicht, er könne nicht!

Das seien nur Ausreden; am Donnerstagabend habe er doch gekonnt?

Nagel drehte und wand sich. Aber gesetzt den Fall, daß er nur dies eine armselige Stück könne, dies eine unzusammenhängende Potpourri, daß er sich höchstens diese paar Tänze eingeübt habe, um die Gesellschaft eines Abends damit zu überraschen! Und

außerdem spiele er falsch wie die Sünde; er selbst könne es nicht einmal anhören, wahrhaftig nicht!

„Ja, aber . . . .“

„Doktor, ich thue es nicht!“

„Aber wenn nicht heute abend, so morgen abend? Morgen ist Sonntag, der Bazar soll dann geschlossen werden, und wir hoffen auf viele Menschen.“

„Nein, entschuldigen Sie mich, ich spiele auch morgen abend nicht. Es ist überhaupt dumm, eine Violine anzurühren, wenn man nicht besser damit umzugehen weiß, als ich. Es ist doch seltsam, daß Sie nicht schärfer gehört haben.“

Dieser Appell an den Doktor that seine Wirkung.

„Doch“, sagte er, „mir schien es wohl, daß es hier und da ein bischen falsch war, aber was, Teufel, wir sind ja nicht alle miteinander Kenner.“

Es nutzte nichts, der Doktor bekam ein fortwährendes Nein und mußte gehen.

Nagel begann sich anzuziehen. Also auch Dagny hatte sogar eifrig versucht, ihn dazu zu bekommen; sie hatte ihn selbst begleiten wollen. Eine neue Falle, was? Gestern abend war es ihr mißlungen, und nun wollte sie auf diese Weise auf ihre Rechnung kommen? . . . . Herr Gott, vielleicht that er ihr auch Unrecht; sie wollte ihn jetzt vielleicht nicht mehr hassen, ihn nun in Frieden lassen! Und er bat sie in seinem Herzen um Verzeihung für sein Mißtrauen. Er sah auf den Markt hinaus; es war herrlichster Sonnenschein und höchster Himmel. Er begann zu trällern.

Als er beinahe fertig war, um auszugehen, schob Sara einen Brief für ihn durch die Thür; er war nicht mit der Post gekommen, ein Bote hatte ihn gebracht; der Brief war von Martha und enthielt nur einige wenige Zeilen: er möge heute abend doch nicht kommen, sie sei abgereist. Er möge ihr um Gottes willen alles vergeben und nicht mehr zu ihr kommen; sie litte darunter, wenn sie ihn wiedersähe. Lebewohl! Ganz unten im Briefe, unterhalb ihres Namens hatte sie hinzugefügt, daß sie ihn niemals vergessen könne. Ich kann Sie nie vergessen, schrieb sie. Alles in allem ging ein Ton von Wehmut durch diese drei, vier Zeilen, sogar die Buchstaben hatten ein trauriges armseliges Aussehen, und doch sagte sie ihm lebewohl.

Er sank auf einen Stuhl. Alles war verloren, verloren! Sogar dort war er zurückgewiesen worden. Wie seltsam war es doch; wie sich alles gegen ihn verschwor! Hatte er es wohl je besser und ehrlicher gemeint als hier? Und trotzdem, trotzdem half es nicht! Mehrere Minuten sitzt er unbeweglich.

Mit einem Mal springt er vom Stuhle auf! er sieht auf die Uhr, es ist elf; wenn er vielleicht sofort hinlief, konnte er Martha noch treffen, bevor sie reiste. Er begiebt sich hinunter nach ihrem Hause; es ist verschlossen und leer. Er sieht durch die Fenster in beide Zimmer; kein Mensch drinnen.

Er ist stumm und geschlagen; er kehrt nach dem Hotel zurück, ohne zu wissen, wo er geht, ohne vom Straßenpflaster aufzusehen. Wie konnte sie das thun!

wie konnte sie das thun! Er hätte ihr doch lebewohl sagen und ihr alles, alles Gute wünschen mögen, wohin sie auch ging. Er hätte doch vor ihr knieen mögen, um ihrer Güte willen, weil sie das reinste Herz hatte, - und sie hatte nicht geduldet, daß er es that. Ja, ja, dagegen ließ sich nichts thun!

Als er Sara im Korridor begegnete, erfuhr er, daß ein Bote aus dem Pfarrhof den Brief gebracht habe. So war es Dagnys Werk, auch dieses, sie hatte das ganze bewerkstelligt, hatte genau berechnet und plötzlich gehandelt. Nein, sie würde ihm nie mehr verzeihen?

Den ganzen Tag streifte er in den Straßen umher, war auf seinem Zimmer, im Walde, überall; nicht einen Augenblick war er in Ruhe. Und immer ging er mit gesenktem Kopf und offenen Augen, die nichts sahen.

Der nächste Tag verging auf dieselbe Weise. Es war Sonntag, eine Menge Menschen waren vom Lande hereingekommen, um am letzten Tage den Bazar zu besuchen und die lebenden Bilder zu sehen; Nagel bekam wieder eine Aufforderung, eine einzige Nummer zu spielen; dieses Mal durch ein anderes Mitglied des Komitees, Konsul Andresen, Friederikens Vater; aber er schlug es abermals ab. Vier ganze Tage ging er umher wie ein Verrückter, in einer seltsam abwesenden Stimmung, wie beherrscht von einem einzigen Gedanken, von nur einem Gefühl. Jeden Tag und mehreremale am Tage war er unten an Marthas

Hause und sah nach, ob sie zurückgekommen sei. Wohin war sie gereist? Aber selbst wenn er sie auch fand, nützte es ihm nichts; nichts nützte mehr!

Eines Abends war er nahe daran, mit Dagny zusammenzustoßen. Sie trat aus einem Laden und streifte beinahe seinen Ellbogen. Sie machte eine Bewegung mit den Lippen, wie um mit ihm zu sprechen, plötzlich aber wurde sie rot und schwieg. Er erkannte sie nicht sofort, und vor Verwirrung blieb er einen Augenblick stehen und sah sie an, bevor er sich jäh abwandte und sich entfernte. Sie kam hinter ihm her; er hörte an ihren Schritten, daß sie schneller und schneller ging; er hatte die Empfindung, daß sie ihn einholen wolle, und er beschleunigte seinen Gang, um zu entkommen, um sich vor ihr zu verstecken; er hatte Angst vor ihr, sie wollte ihm immer und immer wieder ein Unglück bringen! Er entwischte endlich bis ans Hotel, lief hinein und eilte in der größten Unruhe auf sein Zimmer. Gott sei Dank, er war gerettet!

Das war am 14. Juli, einem Dienstag . . . .

Am Morgen schien es, als ob er einen Entschluß gefaßt habe, etwas zu thun. Sein Gesicht hatte sich in diesen Tagen ganz verändert, es war bleich und starr geworden, und seine Augen waren ohne Leben. Er ging auch immer öfter ein gutes Stück die Straße hinunter, bevor er merkte, daß seine Mütze im Hotel liegen geblieben war; bei solchen Gelegenheiten pflegte er zu sich selbst zu sagen, daß dies ein Ende nehmen müsse, Schluß wolle er machen; und

wenn er das sagte, ballte er die Hände fest zusammen.

Als er am Mittwoch Morgen aufstand, untersuchte er zuerst die kleine Giftflasche, schüttelte sie, roch daran und steckte sie wieder fort. Indem er sich darauf ankleidete, begann er aus alter Gewohnheit, sich wieder mit einer jener langen ungeordneten Gedankenfolgen zu befassen, die ihn unablässig beschäftigten und sein müdes Haupt niemals ruhen ließen. Mit einer wahnsinnigen, ungeheuren Hast that das Gehirn seine Arbeit; er war erregt und so verzweifelt, daß er oft Mühe hatte, die Thränen zurückzuhalten, und dazwischen drängten sich tausend Dinge auf ihn ein:

Ja, Gott sei Dank, ihm blieb ja noch seine kleine Flasche! Sie roch nach Mandeln, und der Saft war klar wie Wasser. Ach ja, er würde doch bald Verwendung für sie haben, sehr bald, wenn es keinen andern Ausweg gab. Das war doch das Ende. Und weshalb nicht? Er hatte so albern schön von einem Werk hier auf Erden geträumt, von etwas, das „mitzählte“, Thaten, über die die Fleischfresser sich bekreuzigen sollten — und es war schlecht ausgefallen; er hatte die Aufgabe nicht bewältigt. Weshalb sollte er keine Verwendung für den Saft haben! Übrig blieb nur, ihn zu verschlucken, ohne allzuviel Grimassen zu machen. Ja, ja, er würde es thun, wenn die Zeit gekommen, wenn die Uhr schlug.

Und Dagny würde siegen . . . .

Wie mächtig es war, dieses Geschöpf! Er begriff

den armen Menschen, der nicht ohne sie leben wollte, den mit dem Stahl und dem letzten Nein; er wunderte sich nicht mehr über ihn; der Ärmste hatte es aufgegeben, und was hätte er sonst auch zu thun gehabt? . . . . Wie ihre blauen Sammtaugen funkeln werden, wenn nun auch ich denselben Weg gehe! Aber ich liebe Dich, liebe Dich auch dafür, nicht nur um Deiner Tugenden willen, sondern auch für Deine Bosheit. Du quälst mich nur allzusehr mit Deiner Überlegenheit; weshalb duldest Du, daß ich mehr als ein Auge habe? Du solltest das andere nehmen, ja, alle beide; Du solltest Dich nicht drein finden, daß ich in Frieden auf der Straße gehe, und daß ich ein Dach über dem Kopfe habe. Du hast Martha von mir gerissen, ich liebe Dich trotzdem, und Du weißt, daß ich Dich trotzdem liebe, und Du hohnlachst darüber, und auch darum liebe ich Dich, weil Du hohnlachst. Kannst Du mehr verlangen? Ist das nicht genug? Deine langen, weißen Hände, Deine Stimme, Dein helles Haar, Dein Geist und Deine Seele liebe ich wie nichts anderes, und ich kann mich nicht bergen davor, und ich weiß mir nicht mehr zu helfen, der Herr helfe mir! Ja, Du magst mich herzlich gern noch mehr verhöhnen und über mich lachen, was thut das, Dagny, wenn ich Dich liebe? Ich sehe nicht ein, daß es weder dazu noch davon thut; meinetwegen magst Du thun, was Dir einfällt, und deshalb bist Du in meinen Augen doch ebenso schön und ebenso liebenswert, das gestehe ich willig ein. Ich habe Dich auf irgend eine Weise

enttäuscht, Du findest mich elend und schlecht, Du hältst mich zu allem Schlimmen fähig; wenn ich meinem niederen Wuchs durch irgend einen Betrug abhelfen könnte, so würde ich es sogar thun! Ja, und was weiter? Wenn Du es sagst, so i st es für mich auch so, und ich versichere Dich, daß meine Liebe in mir anfängt zu jauchzen, wenn Du es auch sagst. Selbst, wenn Du mich geringschätzig ansiehst, oder mir den Rücken kehrst, ohne auf eine Frage von mir zu antworten, oder wenn Du auf der Straße versuchst, mich einzuholen, um mich zu demütigen, auch dann zittert mein Herz Dir vor Liebe entgegen. Du mußt mich verstehen, ich betrüge keinen von uns jetzt; aber es ist mir auch gleichgültig, ob Du wieder lachst, es verändert mein Gefühl nicht; so ist es. Und wenn ich einmal einen Diamanten fände, so müßte er Dagny heißen, weil schon Dein Name allein mich heiß macht vor Freude. Soweit gehe ich sogar, daß ich Deinen Namen unabläſſig hören möchte, ihn nennen hören von allen Menschen und Tieren und allen Bergen und allen Sternen, daß ich taub wäre für alles andere und nur Deinen Namen hörte in meinem Ohr wie einen endlosen Ton, Tag und Nacht, mein ganzes Leben hindurch. Ich möchte einen neuen Eid stiften Dir zu Ehren, einen Eid zum Gebrauch für alle Völker auf Erden, nur Dir zu Ehren. Und wenn ich dadurch sündigte, und Gott mich warnte, so würde ich sagen: schreib es auf für mich, führe es auf, ich bezahle es mit meiner Seele, wenn die Zeit gekommen ist, die Stunde schlägt . . . .

Wie alles doch so wunderlich ist! Überall bin ich gehemmt, und doch bin ich derselbe an Kraft und Leben; dieselben Möglichkeiten stehen mir offen wie bisher, ich könnte dieselben Thaten vollbringen, weshalb bin ich also gehemmt, und weshalb sind mir mit einem Mal alle Möglichkeiten unmöglich geworden? Bin ich selbst schuld daran? Ich weiß nicht durch was; ich habe alle meine Sinne, ich habe keine schädlichen Gewohnheiten, ich erliege keiner einzigen Last, ich stürze mich auch nicht blind in Gefahr. Ich denke wie früher, fühle wie früher, bin Herr meiner Gewohnheiten wie früher, ja, und ich bewerte die Menschen wie früher. Ich gehe zu Martha, ich weiß, daß sie die Erlösung ist, sie ist die gute Seele, mein guter Engel. Sie hat Angst, sie fürchtet gar sehr; aber schließlich will sie, wie ich will, und wir sind einig. Gut! Mir träumt von einem Leben in glücklichem Frieden; wir ziehen uns in die Einsamkeit zurück, wir wohnen in einer Hütte am Bachesrand, wir streifen in einem Walde umher, in kurzen Kleidern, mit Schnallen an den Schuhen. Weshalb nicht? Mohammed geht zum Berge! Und Martha geht mit, sie erfüllt meinen Tag mit Reinheit und die Nacht mit Ruhe, und der Herr in der Höhe ist über uns. Aber nun mischt die Welt sich hinein, die Welt empört sich, die Welt findet, daß es Wahnsinn ist. Die Welt sagt, der und der vernünftige Mann und d i e Frau würden nicht dasselbe gethan haben, folglich ist es wahnsinnig, es zu thun. Und ich einziger Mensch

allein stehe da und stampfe mit dem Fuße und sage, es sei vernünftig! Was weiß die Welt? Nichts! Man gewöhnt sich nur an eine Sache, man acceptiert sie, man erkennt sie, weil die Lehrer sie vor einem erkannt haben; alles ist einzig und allein Annahme, ja, sogar Zeit, Raum, Bewegung, Materie sind Annahme. Die Welt weiß nichts, sie nimmt nur an ....

Nagel hielt einen Augenblick die Hand vor die Augen und wiegte den Kopf hin und her, als ob es vor ihm schwirre. Er stand mitten im Zimmer.

An was dachte ich doch? .... Gut, sie fürchtet sich vor mir; aber wir werden einig, und ich fühle in meinem Herzen, daß ich Gutes thun werde alle Tage. Ich will mit der Welt brechen, ich schicke ihr den Ring zurück: ich habe mich wie ein Mann zwischen anderen Narren getummelt, ich habe dumme Streiche begangen, ich habe auch Violine gespielt, und das Volk hat gerufen: „Gut gebrüllt, Löwe!“ Mir ekelt vor dem unsäglich rohen Triumpf, die Fleischfresser klatschen zu hören, ich konkurriere nicht mehr mit einem Telegraphisten von Kabelvaag; ich gehe in das Thal des Friedens und werde des Waldes friedlichstes Wesen, ich bete meinen Gott an, trällere fröhliche Lieder, werde abergläubisch, rasiere mich nur zur Flutzeit und beachte den Schrei gewisser Vögel, wenn ich mein Korn säe. Und wenn ich müde bin von der Arbeit, steht mein Weib in der Thüre und winkt mir, und ich segne sie und danke ihr für ihr liebliches Lächeln.

. . . . Martha, wir waren doch einig, war es nicht so? Und Du versprachst es so gewiß, Du wolltest es zuletzt ja selbst, als ich Dir alles erklärte? Dann wurde doch nichts aus alledem. Du wurdest weggeführt, überrumpelt und weggeführt, nicht zu Deinem, aber zu meinem Verderben . . . .

Dagny, ich liebe Dich nicht, Du hast mich überall gehemmt, ich liebe Deinen Namen nicht, er reizt mich, ich verdrehe ihn, ich nenne Dich Dangni und strecke die Zunge aus; höre mich um Christi willen! Ich will zu Dir kommen, wenn die Stunde geschlagen hat, nd ich tot bin, ich will mich Dir auf der Brandmauer zeigen mit einem Gesicht, wie der Treffbube, und ich will Dich verfolgen als Skelett, auf einem Bein um Dich herumtanzen und Deine Arme durch meinen Griff lähmen. Ich werde es thun, ich werde es thun! Gott bewahre mich vor Dir jetzt und allezeit, das heißt der Teufel soll Dich holen, — wie innig bete ich darum . . . .

Und was dann zuguterletzt, was dann? Ich liebe Dich trotzdem; und, Dagny, Du weißt sehr wohl, daß ich Dich trotzdem liebe, und daß ich alle meine bitteren Worte bereue. Aber was weiter? Was nützt es mir? Und außerdem, wer weiß, ob es nicht am besten so ist? Wenn Du sagst, daß es so am besten ist, so ist es auch so; ich fühle dasselbe wie Du, ich bin ein aufgehaltener Wanderer. Aber wenn Du auch gewollt hättest, und hättest mit allen anderen gebrochen und Dich an mich gebunden — was ich nicht verdient hätte,

aber gleichviel, setzen wir den Fall — wozu hätte es geführt? Du hättest mir wohl helfen wollen, meine Werke auszuführen, meine Arbeit auf der Welt zu vollbringen — ich sage Dir, ich schäme mich, mir steht das Herz still vor Scham, wenn ich daran denke. Ich würde thun, wie Du willst, denn ich liebe Dich, aber in der Seele würde ich darunter leiden .... Nun, aber was in aller Welt nützt es, einen Fall nach dem andern zu setzen, alle möglichen Gesichtspunkte aufzustellen? Du würdest nicht mit allen anderen brechen und würdest Dich nicht an mich binden, Du bedenkst Dich, lachst mich aus, verhöhnst mich; was habe ich aber mit Dir zu schaffen? Punktum.

Pause. Heftig:

Übrigens will ich Dir sagen, ich trinke dieses gute Glas Wasser und Du bist mir verteufelt Wurst. Es ist unsäglich dumm von Dir, zu glauben, daß ich Dich liebe, daß ich mir wirklich noch die Mühe mache, jetzt, wo die Zeit so bald erfüllt sein wird. Ich verabscheue Dein ganzes steuerzahlendbürgerliches Dasein, so geputzt, so gekämmt und nichtssagend, wie es ist. Ich verabscheue es, das weiß Gott, und ich fühle die Erbitterung in mir, wie ein Heiligergeisthauch, wenn ich daran denke. Wozu würdest Du mich gemacht haben? Hehe, ich will drauf schwören, daß Du mich zu einem großen Manne gemacht haben würdest. Hehe, im Herzen schäme ich mich Deiner großen Männer ....

Ein großer Mann! Wieviel große Männer giebt

es auf der Welt? Zuerst die großen Männer in Norwegen, die sind die größten. Dann die großen Männer in Frankreich, im Lande Hugos und der Dichter. Dann kommen die großen Männer dort in Barnums Reich. Und all diese großen Männer balancieren auf einer Weltkugel, die im Verhältnis zum Sirius nicht größer ist als der Rücken einer Laus. Aber ein großer Mann ist kein kleiner Mann, ein großer Mann wohnt nicht in Paris, er bewohnt Paris. Ein großer Mann steht so hoch, daß er sich selbst über den Kopf wegsehen kann; Lavoisier bat, man möge seine Enthauptung verschieben, bis er eine chemische Untersuchung ausgeführt habe, das heißt: tretet nicht auf meine Zirkel! sagte er. Hehe, welch eine Komödie! Wenn nicht einmal, nein, nicht einmal Euklides, Euklides mit den Axiomen mehr als einen Öre zum Grundwert hinzugefügt hat! Ach, wie armselig und genügsam und wenig stolz man diese Gotteswelt gemacht hat!

Da geht man nun hin und macht große Männer aus den zufälligsten Professionisten, die zufälligerweise den Konzentrierungsapparat der Elektricität verbessert haben, oder die zufällig Muskelkraft genug besessen haben, sich auf einem Bicycle durch Schweden zu schaffen; ja, und man läßt große Männer Bücher zu Nutz und Frommen der Anbetung großer Männer schreiben! Hehe, es ist wirklich drollig, es ist Geld wert! Zuletzt wird jede Gemeinde ihren großen Mann haben, einen Assessor, einen Romanschriftsteller, einen

Polarschiffer von unmäßiger Größe. Und die Erde wird so ausgezeichnet flach und einfach und eben zu überschauen sein . . . .

Dagny, jetzt bin ich an der Reihe: ich bedanke mich, ich lache Dich aus, ich verhöhne Dich; was hast Du denn mit mir zu schaffen? Ich werde nimmer ein großer Mann . . . .

Aber setzen wir nur den Fall, es gäbe eine ungeheure Masse großer Männer, eine Legion Genies von der und der Größe; weshalb nicht den Fall annehmen! Aber was weiter? Würde die Anzahl mir imponieren? Im Gegenteil, je mehr von der Sorte, desto gewöhnlicher! Oder sollte ich thun, wie die Welt thut? Die Welt ist sich immer gleich, sie acceptiert auch hier, was die Welt früher acceptiert hat; sie bewundert, fällt aufs Knie und läuft hinter den großen Männern mit Hurrarufen her. Und das sollte auch ich thun? Komödie! Komödie! Der große Mann geht über die Straße, das eine Menschenkind pufft das andere Menschenkind in die Seite und sagt: da geht der und der große Mann! Der große Mann sitzt im Theater, die eine Lehrerin kneift die andere Lehrerin in die Seite und flüstert: dort in der Prosceniumsloge sitzt der und der große Mann! He—he! Und er selbst, der große Mann? Er kassiert ein. Ja, das thut er. Die Menschenkinder haben recht, er nimmt ihre Aufmerksamkeit als sich gebührend entgegen, er verschmäht sie nicht, er errötet nicht. Und weshalb sollte er erröten? Ist er nicht ein großer Mann?

Ja; aber der junge Student Ojen würde hier protestieren; er wird selbst ein großer Mann, er schreibt während der Ferien an einem Roman; er würde meine Inkonsequenz wieder hervorheben: Herr Nagel, Sie sind nicht konsequent, erklären Sie ihre Ansicht!

Und ich würde meine Ansicht erklären.

Aber der junge Ojen würde nicht befriedigt sein, er würde fragen: Es giebt also eigentlich keine großen Männer?

Ja, das würde er fragen, nachdem ich ihm sogar meine Ansicht erklärt hätte! Hehe, so würde es sich für ihn gestalten. Nun, ich würde ihm trotzdem so gut antworten, wie ich vermöchte; ich würde in mein Fahrwasser kommen und antworten: Es giebt also eine Legion großer Männer; hören Sie nun, was ich sage? Es giebt ihrer eine Legion! Aber der größten Männer, nein, deren giebt es nicht viele. Sehen Sie, das ist der Unterschied. Bald wird in jeder Gemeinde ein großer Mann sein; aber von den größten Männern kommt vielleicht nicht einer in einem Jahrtausend. Unter „großer Mann" versteht die Welt ganz einfach ein Talent, ein Genie, und, mein Gott, Genie ist ein sehr demokratischer Begriff: so und so viele Pfund Beefsteak am Tage giebt Genie bis ins dritte, vierte, fünfte, zehnte Glied. Das Genie in populärer Bedeutung ist nicht das unerhörte, ein Genie ist nur ein menschliches Apropos; man bleibt stehen vor ihm, aber man bäumt sich nicht auf davor. Denken Sie sich, Sie ständen an einem sternklaren Winterabend in

einem Observatorium und sähen durchs Fensterglas nach dem Orionnebel. Da hören Sie, daß Farnley sagt: Guten Abend, Guten Abend! Sie sehen sich um; Farnley verbeugt sich tief; ein großer Mann ist in die Thür getreten, ein Genie, der Herr aus der Prosceniumsloge. Und, nicht wahr, da lachen Sie ein wenig vor sich hin und wenden sich wieder zum Orionnebel. Das ist mir passiert .... Haben Sie mich verstanden? Ich will sagen: lieber als daß ich die gewöhnlichen, großen Männer bewundere, die machen, daß die Menschenkinder sich vor Ehrfurcht in die Seite puffen, lieber ziehe ich die kleinen, unbekannten Genies vor, Jünglinge, die in der Schulzeit sterben, weil ihre Seele sie zersprengt; zarte, schimmernde Johanniswürmchen, denen man begegnet sein muß, während sie lebten, um zu wissen, daß sie existiert haben. Dieser Art ist mein Geschmack. Aber vor allen Dingen sage ich: es gilt das höchste vom hohen Genie unterscheiden, das höchste hoch zu halten, damit es nicht in der Allgemeinheit, im Proletariat der Genies ertrinkt; ich will den ungeheuren Erzgeist an seinem Platz sehen; trefft doch eine Auswahl, bringt mich zum Staunen, schafft die Gemeindegenies ab, es gilt das gehäufte Maß zu finden Seine Eminenz „Vollmaß" ....

Worauf der junge Ojen sagen wird — ja, ich kenne ihn, er wird sagen: Dies sind aber wirklich nur Theorien und Paradoxe.

Und ich bin nicht im stande einzusehen, daß es nur Theorie ist; ich bin nicht im stande dazu; Gott helfe

mir, so unglückselig anders sehe ich die Dinge an. Ist es meine Schuld, ich meine, bin ich persönlich schuld daran? Ich bin ein Fremder, ein Ausländer des Daseins, die fixe Idee Gottes, nennt mich, wie Ihr wollt . . . .

Mit steigender Heftigkeit: . . .

Und ich sage Euch: es rührt mich nicht, wie Ihr mich nennt; ich ergebe mich dennoch nicht, in Ewigkeit nicht; ich beiße die Zähne zusammen und verhärte mein Herz, weil ich recht habe; ich will als einziger Mensch allein vor der ganzen Welt stehen und nicht nachgeben! Ich weiß, was ich weiß, in meinem Herzen habe ich recht! Zuweilen, in gewissen Augenblicken, ahne ich den unendlichen Zusammenhang in allem. Ich habe noch etwas hinzuzufügen, das ich vergaß; ich streiche die Segel nicht: ich will all Eure dummen Annahmen, was die großen Männer betrifft, niederzwingen. Der junge Ojen behauptet, daß meine Meinung eine Theorie ist; gut, wenn meine Meinung eine Theorie ist, so schlage ich sie nieder und komme mit einer anderen, die noch besser ist, denn ich scheue nichts. Und ich sage . . . . wartet mal, ich bin überzeugt, daß ich sogar noch etwas Besseres sagen kann, denn mein Herz ist voll von Recht; ich sage: achte den großen Mann in der Prosceniumsloge gering und ich verhöhne ihn, er ist ein Narr und Bajazzo für mein Herz, mein Mund zieht sich zusammen von Verachtung, wenn ich seine geblähte Brust und seine siegesgewissen Mienen sehe. Hat der große Mann sich sein Genie

selbst erkämpft? Ist er nicht damit geboren? Weshalb denn vor ihm hurra rufen?

Und der junge Ojen fragt: Aber Sie selbst wollen doch Seine Eminenz Vollmaß auf seinen Platz stellen, Sie bewundern ja den Erzgeist, der sich sein Genie doch auch nicht erkämpft hat?

Und der junge Ojen meint wieder, mich auf einer Inkonsequenz ertappt zu haben. Aber ich antworte ihm wieder, denn das heilige Recht hat sich meiner bemächtigt. Ich bewundere auch nicht den Erzgeist, ich zerschmettere sogar Seine Eminenz Vollmaß, wenn es notwendig ist und die Erde rein fegt. Man bewundert den Erzgeist wegen seiner Größe, wegen seines gehäuften Maßes Genie. Als ob das Genie des Erzgeistes eigenes Verdienst wäre, als ob nicht das Genie der gesamten Menschheit gehörte und buchstäblich das Eigentum der Materie wäre! Daß der Erzgeist zufällig seines Urgroßvaters, seines Großvaters und seines Vaters, seines Sohnes, seines Enkels und seines Urenkels Teil von Genie an sich gezogen und sein Geschlecht für Jahrhunderte ödegelegt hat, das ist nicht die eigene Schuld des Erzgeistes; er hat das Genie in sich gefunden, hat dessen Bestimmung begriffen und hat es gebraucht .... Theorie? Nein, dabei ist k e i n e Theorie; bedenk, daß es meines Herzens Meinung ist! Aber wenn auch dies Theorie ist, dann suche ich in meinem Gehirn und finde noch einen neuen Ausweg, und ich stelle noch einen dritten, vierten und fünften zerschmetternden

Widerspruch auf, so gut, wie ich dazu im stande bin, und ich gebe mich nicht verloren.

Aber auch der junge Ojen giebt sich nicht verloren, denn er hat die ganze Welt im Rücken, und er sagt: Also haben Sie nichts zu bewundern, keinen großen Mann, kein Genie!

Und ich antworte und mache, daß ihm immer schlechter und schlechter zu Mute wird, denn er selbst will ein großer Mann werden; ich gieße ihm wieder Wasser ins Blut und antworte: Nein, ich bewundere das Genie nicht. Aber ich bewundere und liebe das Resultat der Thätigkeit des Genies auf Erden, wozu der große Mann nun das armselige, notwendige Werkzeug ist, sozusagen nur die elende Ahle, um zu bohren .... Ist es nun gut? Haben Sie mich nun verstanden?

Mit plötzlich ausgestreckten Händen:

O, nun sah ich wieder den unendlichen Zusammenhang der Dinge! Wie es glänzte! Die große Erklärung suchte mich jetzt heim, jetzt in diesem Augenblick, mitten im Zimmer! Es gab keine Rätsel für mich, ich sah allem auf den Grund! Wie es glänzte, wie es glänzte!

Pause.

Ja, ja, ja, ja, ja, ja! Ich bin ein Fremdling unter Mitmenschen, und bald schlägt die Stunde. Ja, ja .... Und übrigens, was habe ich mit den großen Männern zu schaffen? Gut! Aber ist nicht das ganze Komödie, Humbug und Betrug? Ganz gewiß, ganz

gewiß, alles ist Betrug. Kamma und Minutte und alle Menschen und die Liebe und das Leben sind Betrug: alles, was ich sehe und höre und vernehme, ist Betrug, ja, selbst des Himmels Blau ist Ozon, Gift, schleichendes Gift .... Und wenn der Himmel so recht klar und blau ist, dann segle ich langsam dort oben umher, lasse meinen Nachen treiben in dem blauen, betrügerischen Ozon. Und der Nachen ist aus duftendem Holz und das Segel ....

Ja, Dagny selbst sagte, es sei so schön. Dagny, Du hast es gesagt, und Dank trotzdem, weil Du das sagtest und mich auch damals glücklich machtest, so daß ich vor Freude zitterte. Ich erinnere mich an jedes Wort und trage es mit mir herum, wenn ich des Weges gehe und an alles denke, ich vergesse es nimmer .... Und nun sollst Du siegen, wenn die Stunde schlägt. Ich will Dich nicht mehr verfolgen. Und ich will mich Dir auch nicht mehr auf der Brandmauer zeigen; Du mußt mir verzeihen, daß ich es aus Bosheit sagte. Nein, ich will zu Dir kommen und Dich umfächeln mit weißen Flügeln, wenn Du schlummerst, und ich will Dir folgen, wenn Du erwachst und Dir manch gutes Wort einflüstern. Vielleicht wirst Du mir auch wieder zulächeln, wenn Du es hörst, ja, vielleicht thust Du es, wenn Du willst. Aber wenn ich selbst nicht weiße Flügel bekomme, wenn meine Flügel vielleicht nicht so weiß werden, dann will ich einen Engel Gottes bitten, es statt meiner zu thun, und ich selbst werde nicht zu Dir treten, sondern mich

in einen Winkel verbergen und sehen, daß Du ihm vielleicht zulächelst. Das will ich thun, wenn ich kann, und etwas wieder gut machen von dem Schlimmsten, was ich Dir angethan habe. O, ich bin glücklich, wenn ich daran denke, und ich sehne mich danach, es schon gleich thun zu können. Vielleicht kann ich Dich auch auf andere, auf seltsame Weise erfreuen; ich möchte gern an jedem Sonntagmorgen über Deinem Haupte singen, wenn Du in der Kirche bist, und auch darum will ich den Engel bitten. Aber wenn er das nicht für mich thun will, und ich ihn nicht dazu bewegen kann, dann lege ich mich vor ihm nieder und bitte ihn immer demütiger, bis er mein Flehen erhört. Ich will ihm etwas Gutes dafür versprechen, und ich werde ihm auch schon etwas geben und ihm so viele Dienste erweisen, wenn er so lieb sein will . . . . Ja, ja, es wird mir schon gelingen, und ich sehne mich danach, beginnen zu können, ich bin in Entzücken, wenn ich daran denke. Und nun dauert es auch nicht lange, bis die Stunde kommt; ich selbst werde sie beschleunigen und freue mich obendrein .... Denk', wenn einmal jeder Nebel verschwunden ist, la, la, la, la....

Er lief glücklich und exaltiert die Treppen hinunter und ging ins Speisezimmer. Er sang noch. Da machte eine kleine Zufälligkeit seiner fröhlichen Ausgelassenheit sofort ein Ende und verbitterte ihm mehrere Stunden. Er sang und aß in aller Eile, neben dem Tische stehend, sein Frühstück, ohne sich zu setzen, obgleich er nicht allein war. Als er merkte, daß die beiden andern

Gäste ärgerlich zu ihm herüber sahen, bat er sie plötzlich um Entschuldigung: wenn er sie früher bemerkt hätte, würde er sich ruhiger verhalten haben; er sähe und hörte an solchen Tagen nicht; es sei doch ein herrlicher Morgen! Nein, wie die Fliegen bereits summten!

Aber er bekam keine Antwort, die beiden Fremden sahen immer gleich mißvergnügt aus und sprachen würdevoll über Politik miteinander. Nagels Stimmung sank sofort. Er schwieg und verließ das Speisezimmer. Unten auf der Straße trat er in einen Laden, versah sich mit Cigarren und schlug dann wie gewöhnlich den Weg nach dem Walde ein. Es war halb zwölf.

Ja, waren die Menschen sich nicht immer gleich! Da saßen diese beiden Anwälte oder Geschäftsagenten oder Gutsbesitzer, was sie nun sein mochten, — sie saßen oben im Speisezimmer und sprachen über Politik und sahen böse und bissig aus, nur weil er in ihrer Gegenwart vor Freude ein wenig geträllert hatte. Und sie kauten ihr Frühstück mit übermäßig verständigen Mienen und duldeten keine Störung. Hehe, sie hatten alle beide Hängebäuche und fette, faltige Finger; die Servietten hatten sie unter dem Kinn befestigt. Von Rechts wegen sollte er nach dem Hotel zurückgehen und sie ein wenig zum besten haben. Was waren das für hochwohlgeborene Herren? Agenten in Grütze, amerikanischen Häuten, Gott weiß, ob nicht in gemeinem, irdenem Geschirr. Ja, wahrlich etwas, um davor auf den Rücken zu fallen! Und trotzdem hatten sie seinen fröhlichen Gedanken in einem einzigen Augenblick ein

Ende gemacht. Sie sahen nicht einmal allzugut aus; doch — der eine sah einigermaßen gut aus, aber der andere — der mit den Häuten — hatte einen schiefen Mund, der nur nach der einen Seite hin offen war, so daß er aussah, wie ein Knopfloch. Er hatte auch eine Masse grauer Haare in den Ohren. Pfui, er war widerlich wie die Sünde! Aber, nicht wahr, man durfte vor Freude nicht ein Liedchen summen, wenn der Mann im Speiseraum war.

Ja, die Menschen waren sich wirklich immer gleich, das waren sie. Die Herren sprechen über Politik, die Herren prüfen die letzten Wahlen; Gott sei dank, es müßte der und der sich noch für die Rechte retten lassen! Hehehe, wie köstlich ihre Grubenbesitzermienen zu beobachten waren, als sie sprachen. Als ob die norwegische Politik was anderes wäre als Fuselweisheit!

Aber potztausend, sing doch kein vergnügtes Lied und störe damit den Storthingsmann in seiner Arbeit! Denn paß auf, er denkt, er studiert. Worüber brütet er? Welche politische Vorlage wird er morgigen Tags einbringen? Hehehe, ein betrauter Mann in Norwegens kleinem Weltall, vom Volke gewählt, damit auch er seine Repliken in der Komödie des Königreichs hersagt, in die heilige Nationaltracht gekleidet, den Kautabakstummel im Mund, den Papierhalskragen durchweicht von treuem ehrlichen Schweiß! Dem Auserwählten aus dem Wege, wenn er kommt, beiseite treten, zum Teufel nochmal, so daß er Platz für seine Ellbogen bekommt, räumt alle Lande, so daß selbst

das Atlantische Meer nur ein norwegischer Landsee wird . . . .

. . . . O du großer Gott, sind es doch immer nur die runden, fetten Nullen, die die Zahlen groß machen! . . . .

Übrigens, punktum. Zum Teufel mit den Nullen. Man wird des Humbugs mal überdrüssig und mag nicht mehr dran rühren. Man geht in den Wald und legt sich unter freiem Himmel, da ist mehr Platz, mehr Raum für den fremden Menschen und die fliegenden Vögel . . . . Und man sucht sich ein Lager an einer feuchten Stelle, legt sich in dem kalten Sumpfboden auf den Bauch und freut sich förmlich darüber, daß einen die Feuchtigkeit tüchtig durchdringt. Und man bohrt den Kopf ins Schilfgras und in die schwammigen Blätter, und Gewürm und Maden und kleine, weiche Schlangen kriechen einem an den Kleidern hinauf und ins Gesicht und sehen einen an mit grünen Seidenaugen, während man von allen Seiten umsaust wird von der unruhigen Stummheit des Waldes und der Luft, und Gott der Herr in der Höhe sitzt und auf einen herabstarrt als auf seine allerfixeste Idee. Hoho, man kommt in Stimmung, in eine seltene und fremde treffliche Freude, derengleichen man noch nie gekannt hat; man thut alles nur erdenkliche Verrückte, mischt recht und verkehrt durcheinander, stellt die Welt auf den Kopf und freut sich darüber, als ob es eine verdienstvolle That wäre. Weshalb nicht? Man steht unter seltsamen Einflüssen und man giebt ihnen nach, läßt

sich hinreißen von Lust und verstockter Freude. Man empfindet einen außerordentlichen Drang, alles das, was man sonst verhöhnt hat, bis in den Himmel zu erheben: man freut sich, weil man sich im stande zu einer kleinen Kaiserschlacht für den ewigen Frieden sieht, man möchte eine Kommission zur Verbesserung des Schuhzeugs der Postboten einsetzen, man legt ein gutes Wort für Pontus Wikner ein und verteidigt das Weltall und Gott im allgemeinen. Der Teufel soll den wahren Zusammenhang der Dinge holen, er kümmert einen nicht mehr, man brüllt ihn an und läßt fünf Grade sein. Nicht wahr, man läßt sich ein wenig gehen, stimmt seine Harfe und singt Psalmen und Lieder, so daß es jeder Beschreibung spottet.

Auf der andern Seite läßt man sein Inneres von Wind und Wogen treiben, überläßt es dem ärgsten Gallimathias. Laß es treiben, laß es treiben, es ist wohlthuend, ohne Widerstand nachzugeben. Und weshalb sollte man Widerstand bieten? Hehe, soll es einem aufgehaltenen Wanderer nicht erlaubt sein, seine letzten Augenblicke einzurichten, wie es ihm gelüstet? Ja oder nein? Punktum. Und man richtet sich ein, wie man will.

Nun giebt es etwas, das man thun könnte; man könnte seinen Einfluß geltend machen für die innere Mission, für japanische Kunst, für die Hallingdahl-Bahn, für irgend etwas, nur daß man seinen Einfluß für etwas geltend macht und irgend einer Sache auf die Füße hilft. Es wird einem klar, daß ein Mann

wie J. Hansen, wohlgeachteter Schneidermeister, von dem man einmal einen Rock für Minutte gekauft hat, daß dieser Mann enorme Verdienste als Mann und Bürger hat; man beginnt damit, ihn zu achten und endet damit, ihn zu lieben. Weshalb liebt man ihn? Aus Lust, aus Trotz, aus verstockter Freude, weil man ergriffen wird und gewissen seltsamen Einflüssen nachgiebt. Man flüstert ihm seine Bewunderung ins Ohr, man wünscht ihm aufrichtig alles Gute, und wenn man von ihm geht, steckt man ihm, weiß Gott, die eigene Rettungsmedaille in die Hand. Weshalb sollte man das nicht thun, wenn man doch einmal den merkwürdigen Einflüssen nachgiebt? Aber dies ist nicht genug, man bereut auch, daß man seiner Zeit vielleicht unehrerbietig über den Storting-Ola gesprochen hat. Und nun giebt man sich erst recht dem süßesten Wahnsinn hin; ho—ho, wie man ihm nachgiebt!

Was hat Storting-Ola nicht für das Reich gethan! Nach und nach gehen einem die Augen auf für seine treue und ehrliche Arbeit, und das Herz wird einem weich. Die Gutherzigkeit geht mit einem durch, man schluchzt und weint vor Mitleid mit ihm und schwört in seiner Seele, ihm doppelt und dreifach Ersatz zu geben. Der Gedanke an diesen Alten aus dem kämpfenden und leidenden Volke hebt einen empor in einen seligen, wilden Barmherzigkeitsdrang, der einen zum Heulen bringt. Um Ole Ersatz zu geben, schwärzt man alle anderen und die ganze Welt an, macht sich ein Vergnügen daraus, allen anderen alles zu seinen

Gunsten fortzunehmen, sucht nach den verschwenderischsten und üppigsten Worten, um ihn zu verherrlichen. Man sagt geradezu, daß Ola das meiste gethan von dem, was auf der Welt gethan worden, daß er die einzige Abhandlung über Spektralanalyse geschrieben hat, die des Lesens wert ist, daß er eigentlich der einzige ist, der im Jahre 1719 alle Prairien Amerikas umgepflügt hat, daß er den Telegraphen erfunden hat und obendrein noch auf dem Saturn gewesen und fünfmal mit dem lieben Gott gesprochen hat. Man weiß wohl, daß Ola dies alles nicht gethan hat, aber aus verzweifelter Gutherzigkeit sagt man trotzdem, er h a t es gethan, er h a t es gethan, und man weint heftig, und schwört und verdammt sich schonungslos zu den furchtbarsten Höllenqualen, wenn es nicht Ola, und kein anderer gewesen, der dies alles gethan hat. Weshalb thut man das? Aus Gutherzigkeit, um Ola vielfach zu entschädigen! Und man singt plötzlich los, um ihm eine gewaltige Entschädigung zu verschaffen, und liderlich und gotteslästerlich singt man, daß es übrigens auch Ola gewesen, der die Welt erschaffen und Sonne und Sterne an ihren Platz gesetzt hat, und nun das Ganze erhält; und dazu fügt man denn eine lange Reihe greulicher Flüche und Schwüre, daß dem so ist. Kurzum, man läßt den Gedanken sich den seltsamsten, hinreißendsten Ausschweifungen in Bezug auf Herzensgüte hingeben, der delikatesten Buhlerei mit Eiden und Schändlichkeiten. Und jedesmal, wenn man etwas recht Unerhörtes zu sagen ge-

funden hat, zieht man die Kniee unter sich in die Höhe und kichert leise, nur aus Freude über die wohlgeglückte Genugthuung, die Ola endlich bekommt. Ja, Ola soll alles haben, Ola verdient es, weil man einmal unehrerbietig über ihn gesprochen hat und es jetzt bereut.

Pause. Wie war es doch, habe ich nicht auch einmal die ärgste Abgeschmacktheit über einen Körper gesagt, der . . . ja, der starb . . . warte mal . . . ja, es war ein junges Mädchen, sie starb und dankte Gott, weil er ihr ihren Körper geliehen, den sie niemals gebraucht hatte. Halt, es war eine gewisse Mina Meek, ich erinnere mich jetzt, und ich schäme mich bis ins Innerste. Wieviel man so in den Wind hineinschwatzt, das man später bereut, und worüber man vor Scham stöhnt und laut aufschreit! Allerdings war es nur Minutte, der es hörte, aber ich schäme mich dessen um meiner selbst willen. Gar nicht davon zu reden, daß ich einmal einen noch abscheulicheren Bock geschossen habe, den ich nie vergesse, über einen Eskimo und eine Briefmappe. Pfui, weg! Herrgott, es ist um in die Erde zu versinken! . . . . Nein, still, die Ohren steif; hol der Teufel die Gewissensbisse! Denk nur, wenn einmal versammelt werden soll die Gemeinde der Erlösten unter allen Völkern in des Himmels Herrlichkeit, in des Himmels Herrlichkeit; bist Du mit dabei! Uf! Gott! wie das alles langweilig ist, G o t t, wie langweilig das alles ist . . . .

. . . . Als Nagel in den Wald kam, warf er sich

auf den ersten besten Heidekrauthaufen und verbarg den Kopf in den Händen. Welch eine Verwirrung in seinem Hirn, welch ein Gewimmel von unmöglichen Gedanken! Einen Augenblick später sank er in Schlaf. Nicht mehr als vier Stunden waren vergangen, seitdem er aufgestanden, und trotzdem fiel er in Schlaf, todmüde und ermattet.

Es war Abend, als er erwachte. Er sah umher, die Sonne war im Begriff, hinter der Dampfmühle an der Innenbucht unterzugehen, und die kleinen Vögel flogen von Baum zu Baum und sangen. Sein Kopf war in bester Ordnung, keine verwirrenden Gedanken mehr, keine Bitterkeit, er war vollständig ruhig. Er lehnte sich an einen Baumstamm und dachte nach. Sollte er es jetzt thun? weshalb nicht ebensogut früher als später? Nein, zuvor mußte er verschiedene Dinge ordnen, einen Brief an seine Schwester schreiben, Martha mit einer kleinen Erinnerung in einem Couvert bedenken; heute abend konnte er nicht sterben. Er hatte auch seine Rechnung im Hotel noch nicht beglichen; Minuttes wollte er auch gern gedenken.

Und mit langsamen Schritten ging er heimwärts nach dem Hotel. Aber morgen abend sollte es geschehen, um die Mitternachtszeit, ohne irgend welche Anstalten, kurz und gut, kurz und gut!

Als es drei Uhr morgens schlug, stand er noch am Fenster seines Zimmers und blickte auf den Marktplatz hinunter.

XIX.

Und die nächste Nacht gegen zwölf Uhr begab er sich endlich fort aus dem Hotel. Er hatte keine Vorbereitungen gemacht, nur hatte er an seine Schwester geschrieben und etliches Geld in ein Couvert an Martha gelegt; sonst standen seine Koffer, sein Violinkasten und der alte Stuhl, den er gekauft, an ihrem Platz, einige Bücher lagen auf seinem Tische umher, und seine Rechnung hatte er auch nicht bezahlt; das hatte er vollständig vergessen. Kurz bevor er von Hause fortging, bat er Sara, die Fenster abzustäuben, bis er wieder zurückkäme, und Sara hatte es auch versprochen, obgleich es mitten in der Nacht war; er wusch sich sorgfältig Gesicht und Hände und verließ dann das Zimmer.

Er war die ganze Zeit ruhig, beinahe träge. Herrgott, war denn auch viel Wesens und Lärm davon zu machen! Ein Jahr früher oder später spielte keine Rolle, außerdem war dies ja ein Gedanke, mit dem er lange Zeit umgegangen war. Nun war er seiner

Täuschungen, seiner fehlgeschlagenen Hoffnungen, des Humbugs überall, dieses feinen, täglichen Betrugs von seiten aller Menschen so total müde geworden. Er dachte noch einmal an Minutte, dessen er auch mit einem Couvert mit Inhalt gedacht hatte, obgleich sein Argwohn gegen diesen armen, verkrüppelten Burschen ihn niemals verließ; er dachte an Frau Stenersen, die krank und asthmatisch ihren Mann vor seinen sichtlichen Augen betrog und sich nie mit einer Miene verriet; an Kamma, dieses kleine, geldgierige Mädel, das seine falschen Arme nach ihm ausstreckte, wohin er auch reiste und in seinen Taschen fortwährend nach mehr, immer nach mehr tastete. Im Osten, im Westen, im Inland, im Ausland hatte er die gleichen Menschen getroffen; alles war gemein und unecht und schamvoll trostlos, vom Bettler an, der eine gesunde Hand im Verband trug, bis zu dem blauen Himmel, der in Ozon zerfloß. Und er selbst, war er selbst besser? Nein, nein, er war selbst nicht besser! Aber jetzt war er auch am Ende.

Er nahm den Weg über die Landungsbrücke, um die Schiffe noch einmal zu sehen; und als er den letzten Quai passierte, zog er plötzlich seinen Eisenring vom Finger und warf ihn in die See. Er sah, wo er weit hinaus niederfiel. So, im letzten Augenblick machte man nun einen kleinen Versuch, sich vom Humbug zu befreien!

Bei Martha Gudes Haus machte er Halt und blickte zum letztenmal in die Fenster hinein. Drinnen

war alles wie gewöhnlich, ruhig und still; niemand war zu sehen.

„Lebe wohl!“ sagte er.

Und er ging weiter.

Ohne es selbst zu wissen, lenkte er seine Schritte nach dem Pfarrhof. Er merkte erst, wie weit er gekommen, als er den Hofplatz schon wie eine Lichtung im Walde gewahrte. Er blieb stehen. Wo wollte er hin? Was sollte er auf diesen Wegen? Ein letzter Blick auf die beiden Fenster im zweiten Stock, eine eitle Hoffnung, ein Antlitz zu sehen, das sich niemals zeigte, niemals, — nein, dorthin ging man nicht! Allerdings, man war die ganze Zeit entschlossen gewesen, es zu thun; aber man that es nicht! Er blieb noch eine Weile stehen und sah mit langen Blicken auf den Hofplatz des Pfarrhauses, er schwankte, in ihm flehte es . . . .

„Lebewohl!“ sagte er abermals.

Dann wandte er sich kurz um und schlug einen Seitenweg ein, der weiter hinein in den Wald führte.

Nun galt es, der Nase nachzugehen und sich auf der ersten, besten zufälligen Stelle niederzulassen. Vor allen Dingen keine Berechnung und keine Sentimentalität; auf was war Karlsen in seiner lächerlichen Verzweiflung doch verfallen! Als ob dieses winzige Geschäft so vieler Anstalten wert wäre! . . . . Er merkt, daß eins seiner Schuhbänder aufgegangen, und er bleibt stehen, stellt den Fuß auf einen Erdhaufen und knotet ihn zu. Bald darauf setzt er sich nieder.

Er hatte sich gesetzt, ohne dabei zu denken, ohne es zu wissen. Er sah sich um: große Tannen, überall große Tannen, hie und da ein Wacholderbusch, der Boden Heidegrund. Gut, gut!

Dann zieht er seine Brieftasche hervor. Er verwahrt die Briefe an Martha und Minutte darin; in einer besonderen Abteilung liegt Dagnys Taschentuch in Papier. Und er nimmt es heraus, küßt es mehreremal, kniet nieder und küßt es mehreremal und reißt es in kleine Fetzen. Endlich hat er das Taschentuch ganz unkenntlich gemacht, es sind fast nur noch Fäden übrig, er steht auf und legt es unter einen Stein, versteckt es gut, so daß niemand es finden kann, und setzt sich wieder. Ja, nun blieb doch wohl nichts mehr zu thun? Und er besinnt sich, aber es giebt nichts mehr. Dann zieht er seine Uhr auf, wie er es immer jeden Abend zu thun pflegte, wenn er schlafen ging.

Er späht umher; im Walde ist es ziemlich dunkel; er kann nichts Verdächtiges wahrnehmen. Er lauscht, hält den Atem an und lauscht: nicht ein Laut ist zu hören, die Vögel sind stumm, die Nacht mild und tot. Und er steckt die Finger in die Westentasche und nimmt die kleine Flasche heraus.

Die Flasche hat einen Glaspfropfen; über dem Glaspfropfen sitzt eine dreifache Papierhülse, die mit einer blauen Apothekerschnur zugebunden ist. Er löst die Schnur und zieht den Pfropfen heraus. Klar wie Wasser mit einem schwachen Mandelgeruch! Er hält das Glas vor die Augen, es ist halb voll. Im selben

Augenblick hört er noch einen Laut in der Ferne, ein paar tönende Schläge; die Kirchenglocke, die in der Stadt die zweite Stunde schlug. Er flüstert: die Stunde schlug! Und er hebt hurtig das Glas an den Mund und leert es aus.

Im ersten Augenblick saß er noch aufrecht, mit geschlossenen Augen, mit dem leeren Glase in der einen Hand und dem Pfropfen in der anderen. Das ganze war so von selbst gegangen, daß er es gar nicht ordentlich verfolgt hatte. Jetzt hinterher begannen die Gedanken ihm allmählich nach dem Kopfe zu strömen, er öffnete die Augen und sah verwirrt umher. Dies alles, diese Bäume, dieser Himmel, diese Erde sollte er nun nie mehr sehen. Wie seltsam das war! Schon schlich das Gift in ihm umher, zog sich durch seine Gewebe, brach sich einen blauen Weg durch seine Adern; bald würde er Krämpfe bekommen, bald lag er starr da.

Er spürt schon deutlich einen bitteren Geschmack im Munde, und daß seine Zunge mehr und mehr zusammenschrumpft. Dann macht er sinnlose Gesten mit den Armen, um zu sehen, wie weit er schon tot ist, beginnt die Bäume umher zu zählen, kommt bis zehn und giebt es auf. Nein, sollte er sterben, jetzt, diese Nacht wirklich sterben? Nein, ach, nein, nicht wahr? Nein, nicht diese Nacht; was? Wie seltsam das war!

Ja, er würde sterben, er empfand es so deutlich, wie die Säure ihre Wirkung in seinen Eingeweiden that. Nein, weshalb jetzt, weshalb jetzt gleich? Herr-

gott, es durfte nicht gerade jetzt geschehen! Nein, würde es geschehen? Wie es schon anfing ihm schwarz vor den Augen zu werden! Wie es über den Wald sauste, obgleich gar kein Wind war! Weshalb begannen dort auch rote Wolken über die Baumwipfel fortzuziehen. .... Ach, nicht gleich, nicht gleich! Nein, hörst Du, nein! Was soll ich thun? Ich will nicht! Himmlischer Gott, was soll ich thun?

Und plötzlich stürmen alle Gedanken der ganzen Welt mit überwältigender Macht auf ihn ein. Er war nicht bereit; es waren noch tausend Dinge, die er vorher hätte thun müssen, und sein Gehirn flammt und flimmert von all dem, was er hätte thun müssen. Er hat seine Rechnung im Hotel noch nicht bezahlt, er hatte es vergessen, ja, bei Gott, es war eine Vergeßlichkeit, und er wollte es wieder gut machen! Nein, die Nacht über mußte er noch verschont bleiben, Gnade, Gnade eine Stunde, wenig mehr als eine Stunde! Großer Gott, er hatte auch vergessen, noch einen Brief zu schreiben, noch einen, zwei Zeilen an einen Mann in Finnland, es betraf die Schwester, ihr ganzes Besitztum! Bei so klarem Bewußtsein war er inmitten dieser Verzweiflung, und sein Gehirn arbeitete so seltsam gespannt, daß er sich sogar mit seinem Abonnement auf die verschiedenen Zeitungen, die er hielt, beschäftigte. Nein, seine Zeitungen hatte er ebenfalls nicht gekündigt, sie würden fortwährend kommen, niemals aufhören, sie würden sein Zimmer bis zur Decke anfüllen. Wozu sollte er greifen? Und nun war er beinahe halb tot!

Er reißt mit beiden Händen Heidekraut aus, wirft sich herum auf den Bauch und versucht, das Gift wieder von sich zu geben, steckt den Finger in den Hals, aber vergebens. Nein, er wollte nicht sterben, nicht heute nacht, auch morgen nicht, er wollte nie sterben, er wollte leben, ja, die Sonne noch in Ewigkeit sehen. Und dies bischen Gift würde er nicht bei sich behalten, und ehe es ihn tötete, sollte es herauf, herauf, zum Satan noch mal, es sollte herauf!

Wild vor Angst springt er auf die Beine und fängt an, im Walde nach Wasser herumzusuchen. Und er ruft: Wasser! Wasser! so daß das Echo weit widerhallt. So rast er mehrere Minuten, er läuft nach allen Richtungen, rennt gegen Baumstämme, macht hohe Sprünge über Wacholderbüsche und stöhnt laut. Und er findet kein Wasser. Endlich stolpert er und fällt auf die Nase, seine Hände wühlen im Fallen die Heideerde auf, und er fühlt einen leisen Schmerz in der einen Backe. Er versucht, sich zu rühren, aufzukommen, der Fall hatte ihn betäubt, er sinkt wieder zurück, wird matter und matter und erhebt sich nicht mehr.

Ja, ja, in Gottes Namen, es half also nichts mehr! Und, Herr, mein Gott, so müßte er doch sterben! Wenn er vielleicht Kräfte gehabt hätte, irgendwo Wasser zu finden, so wäre er gerettet gewesen! Ach, wie traurig würde es nun noch mit ihm enden, und einmal hatte er es sich so gut gedacht; jetzt würde er an Gift unter freiem Himmel sterben! Aber weshalb

war er nicht schon starr? Er konnte die Finger noch bewegen, die Augenlider heben; wie lange es dauerte, wie lange es doch dauerte!

Er streicht sich über das Gesicht, es ist kalt und feucht von Schweiß. Er war vorübergefallen, mit dem Kopf abwärts, er bleibt liegen und macht keine Umstände mit sich. Jedes Glied zittert noch; er hat eine Wunde auf der einen Backe, und er läßt es ruhig bluten. Wie lange es dauerte, wie lange! Und geduldig liegt er und wartet. Wieder hört er, daß die Kirchenglocke schlägt, sie schlägt drei. Er stutzt; konnte er das Gift eine ganze Stunde mit sich herumgetragen haben, ohne tot zu sein? Er stützt sich auf den Ellbogen und sieht auf seine Uhr; ja, es war drei. Wie lange es doch dauerte!

Ja, in Gottes Namen, es war trotzdem am besten, daß er jetzt starb! Und indem er sich plötzlich Dagnys erinnerte, der er an jedem Sonntagmorgen vorsingen wollte, und der er soviel Gutes thun wollte, wurde er zufrieden mit seinem Schicksal, und Thränen traten ihm in die Augen. Sentimental, unter Gebeten und stillem Weinen begann er in seinem Kopfe alles zu sammeln, was er für Dagny thun würde! O, wie er sie vor allem Bösen beschützen würde! Vielleicht konnte er schon morgen zu ihr fliegen und ihr nahe sein, guter Gott, wenn er das schon morgen thun und machen könnte, daß sie so recht strahlend froh erwachte! Es war häßlich von ihm, daß er vor einem Augenblick noch nicht hatte sterben wollen, wenn

er ihr zur Freude verhelfen konnte; ja, er bereute es und bat sie um Verzeihung; er wußte nicht, wo seine Gedanken gewesen. Jetzt aber konnte sie sich auf ihn verlassen, und er sehnte sich danach, schwebend in ihr Zimmer zu kommen und vor ihrem Bette zu stehen. In einigen Stunden, vielleicht in einer Stunde schon war er dort, ja, dann war er dort. Und er würde sicherlich einen Engel Gottes dazu bewegen, es für ihn zu thun, wenn er selbst es nicht konnte, er wollte ihm recht viel Gutes dafür versprechen. Und er würde sagen: Ich bin nicht weiß, Du kannst es thun, Du bist weiß, und dafür kannst Du dann mit mir thun, was Du willst. Du siehst mich an, weil ich schwarz bin? Gewiß bin ich schwarz, was ist denn da zu glotzen? Aber gern will ich versprechen, noch lange, lange schwarz zu sein, wenn Du mir die Gnade erweisen willst, um die ich Dich bitte; ich kann noch extra eine Million Jahre schwarz bleiben, und noch viel schwärzer als jetzt, wenn Du auch das verlangst; und für jeden Sonntag, an dem Du ihr singst, können wir wieder eine Million Jahre zulegen, wenn Du so willst. Ich lüge nicht, ich will noch soviel ersinnen, um es Dir dafür anzubieten, und mir selbst nichts ersparen, hör mich nur! Du sollst nicht allein fliegen, ich komme mit, ich will Dich tragen und für uns beide fliegen, das werde ich mit Freuden thun und Dich auch nicht beschmutzen, wenn ich schwarz bin. Ich will schon alles thun, und Du sollst die ganze Zeit ruhen. Wer weiß, ob ich Dir nicht vielleicht auch etwas

schenken könnte, das ich besitze; Du könntest Verwendung dafür haben; ich werde es nimmer vergessen, wenn mir vielleicht jemand etwas geben sollte; möglicherweise könnte ich Glück haben und gar manches für Dich verdienen, das kann man gar nicht wissen ....

Ja, er würde schließlich noch einen Engel Gottes dazu bewegen, dies für ihn zu thun, dessen war er sicher ....

Und wieder schlägt die Kirchenuhr. Er zählt halb abwesend die vier Schläge und denkt nicht mehr darüber nach. Es galt geduldig sein. Dann faltete er die Hände und betete, schnell sterben zu dürfen, in einigen Minuten schon; dann könne er vielleicht zu Dagny kommen, bevor sie erwachte. Er würde allem und allen dafür danken und lobsingen; es sei eine große Gnade, und jetzt hatte er nur diesen innigen Wunsch ....

Er schloß die Augen und schlief ein. — —

Er schlief drei Stunden. Als er erwachte, schien die Sonne auf ihn herab, und durch den Wald ging ein mächtiges, brausendes Vogelzwitschern. Er richtete sich auf und blickte umher; mit einem Mal besann er sich auf alles, was er während der Nacht gethan; die Flasche lag noch neben ihm, und er erinnerte sich auch, wie innig er schließlich Gott gebeten, recht schnell sterben zu dürfen. Und noch lebte er! Wiederum hatte dieser oder jener widrige Umstand seinen Weg gekreuzt. Er begriff nichts, vergebens dachte er über alles nach und fühlte nur, daß er noch nicht tot sei.

Er stand auf, nahm die Flasche mit und ging ein paar Schritte. Nein, was er auch ehrlich versuchen mochte, immer stieß er auf Hindernisse. Was war denn mit dem Gift los? Es war echte Blausäure; ein Doktor hatte erklärt, es sei genug, ja, mehr als genug; er hatte ja auch den Hund des Pfarrers mit einer kleinen Probe davon mausetot gemacht. Und es war ganz dasselbe Glas, es war halbvoll; er erinnerte sich, es mit eigenen Augen gesehen zu haben, bevor er es leerte; das Glas war auch niemals in anderen Händen gewesen, er trug es immer in der Westentasche. Ach, was waren es denn für tückische Mächte, die ihn überall hin verfolgten?

Wie ein Blitz durchfuhr es ihn, daß das Glas doch in fremden Händen gewesen war. Er bleibt stehen und schnalzt unwillkürlich mit den Fingern. Ja, es war kein Irrtum, Minutte hatte es eine ganze Nacht bei sich gehabt. Bei Gelegenheit einer Herrengesellschaft im Hotel, als er Minutte seine Weste gegeben; das Fläschchen, die Uhr und etliche Papiere waren in der Tasche geblieben; Minutte hatte die Sachen früh am nächsten Morgen zurückgebracht. Ach, der alte närrische Krüppel, da war er mit seiner durchtriebenen Gutmütigkeit dabei gewesen! Welche Pfiffigkeit, welch ein ausspekulierter Streich.

Nagel biß vor Erbitterung die Zähne zusammen. Was hatte er in jener Nacht auf seinem Zimmer gesagt? Hatte er nicht ausdrücklich erklärt, daß er nicht den Mut habe, das Gift an sich selbst zu gebrauchen?

Und nun hatte doch eine heuchlerische, völlig faule Mißgeburt von einem Mannsbild neben ihm auf einem Stuhl gesessen und in aller Heimlichkeit nicht an seine Worte geglaubt! Der Schuft, der Maulwurf! Er war geradeswegs nach Hause gegangen, hatte das Glas geleert, hatte es vielleicht sogar gut ausgespült und es darauf halb mit Wasser angefüllt. Und nach dieser schönen That war er zu Bett gegangen und hatte ruhig geschlafen!

Nagel schlug den Rückweg nach der Stadt ein. Er war einigermaßen ausgeruht und dachte bitter und klar über die Dinge. Die Begebenheit der Nacht hatte ihn gedemütigt und ihn in seinen eigenen Augen lächerlich gemacht; zu denken, daß er sogar den Mandelgeruch dieses Wassers verspürt, daß dieses Wasser seine Zunge zusammengeschnürt, daß er sogar Todeswehen durch dieses Wasser in sich verspürt hatte! Und er hatte gerast und himmelhohe Sprünge über Stock und Stein wegen dieses Schlucks ganz gewöhnlichen Brunnenwassers gemacht! Zornig und schamrot blieb er stehen und schrie laut auf; aber gleich darauf sah er umher, bange, daß jemand es gehört haben könne, und ging dann in Gesang über, um es zu vertuschen.

Und indem er weiter ging, wurde er auch milder gestimmt durch diesen warmen, strahlenden Morgen und den ununterbrochenen Vogelsang in der Luft. Ein Karren kam ihm entgegen, der Fuhrknecht grüßt, und Nagel grüßt; der Hund, der nebenher läuft, wedelt vor ihm und sieht zu ihm auf . . . . Aber weshalb

war es ihm nicht geglückt, diese Nacht ehrlich und redlich zu sterben? Er trauerte noch darüber; er hatte sich zur Ruhe gelegt, voll Behagen, ans Ende gelangt zu sein, eine milde Freude hatte ihn durchdrungen, bis er die Augen geschlossen und zu schlafen begonnen hatte. Jetzt war Dagny aufgestanden, vielleicht war sie schon ausgegangen, und er hatte sie auf gar keine Weise erfreuen können. Wie schmählich fühlte er sich betrogen. Minutte hatte eine abermalige Gutthat zu den vielen anderen gefügt, von denen sein Herz erfüllt war, er hatte ihm einen Dienst geleistet, hatte ihm das Leben gerettet — genau denselben Dienst, den er selbst einem Fremden geleistet, einem unglücklichen Menschen, der nicht in Hamburg an Land kommen wollte. Bei der Gelegenheit war es, wo er seine Rettungsmedaille verdiente, hehehe, seine Rettungsmedaille v e r d i e n t e! Ja, man rettet Menschen, man bedenkt sich nicht, zuweilen gute Thaten zu begehen; resolut geht man hin und errettet Menschen vom Tode!

Förmlich verlegen vor sich selbst, schlich er sich im Hotel auf sein Zimmer und setzte sich nieder. Es war sauber und gemütlich da drinnen, die Fenster waren geputzt, und auch frisch gebügelte Gardinen waren aufgehängt; auf dem Tische stand ein Bouquet Wiesenblumen im Wasser. Er hatte hier noch niemals Blumen gehabt; diese Überraschung versetzte ihn in eine erstaunte Freude, und vergnügt rieb er sich die Hände. Welch ein Zufall gerade an solch einem Tage! Welch

ein liebenswürdiger Einfall von einem armen Hotelstubenmädchen! Eine gute Person, die Sara! Ja, es war wirklich ein hinreißend schöner Morgen; sogar all die Gesichter unten auf dem Markte sahen vergnügt aus; der Gipser saß an seinem Tisch und rauchte voll Behagen aus seiner Thonpfeife, obgleich er nicht für einen Öre verkaufte. Vielleicht war es gar nicht so dumm, daß die wilden Pläne dieser Nacht gescheitert waren! Er dachte mit Grauen an die Angst, die er durchlebt, als er nach Wasser umhergerannt; er bebte noch, wenn er daran dachte, und als er sicher auf diesem Stuhl in dem hellen, freundlichen Zimmer saß, in welches die Sonne hineinschien, hatte er in diesem Augenblick das wonnige Gefühl, von allem Bösen erlöst zu sein. Aber zuguterletzt blieb ja noch ein gutes, unfehlbares Mittel, das er nicht versucht hatte! Das erste Mal konnte es ja ein wenig mißglücken, man starb nicht, man erhob sich wieder; aber es gab ja noch einen kleinen sicheren Sechsläufigen, den man in der ersten, besten Waffenhandlung kaufen konnte, wenn man ihn gerade brauchte. Aufgeschoben war nicht aufgehoben .... Sara klopfte. Sie hatte gehört, daß er gekommen und wollte den Bescheid bringen, daß das Frühstück fertig sei. Er rief sie zurück, als sie gehen wollte und fragte, ob die Blumen von ihr seien.

Ja, sie seien von ihr; nichts dafür zu danken.

Er gab ihr trotzdem die Hand.

Sie fragte lächelnd:

„Wo sind Sie die ganze Nacht gewesen? Sie sind gar nicht nach Hause gekommen?“

„Wissen Sie“, antwortete er, „dies mit den Blumen ist wirklich ein hübscher Zug von Ihnen; Sie haben heute nacht auch die Fenster geputzt und mir reine Gardinen gegeben. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Sie mich dadurch erfreut haben, ich wünsche alles Gute dafür.“ Und plötzlich bekommt er einen jener ganz verrückten Augenblicke, in denen er nur Stimmung, nur unberechenbarer Einfall ist und sagt: „Hören Sie, ich habe einen Pelz mitgebracht, als ich hier ins Hotel kam; weiß Gott, wo der hingekommen ist, aber ich hatte ausdrücklich einen Pelz mit, und den will ich Ihnen schenken. Ja, ja, ich thue es aus Dankbarkeit, es ist schon fest beschlossen, der Pelz gehört Ihnen.“

Sara brach in lautes, herzliches Lachen aus. Was sollte sie mit einem Pelz?

Nein, da hatte sie auch recht; aber das sei ihre Sache, sie sollte ihn nur annehmen, ihm die Freude machen, ihn anzunehmen . . . . Und ihr frisches Lachen machte, daß er mitlachte, er begann mit ihr zu scherzen: „Gott, was für schöne Schultern sie habe! Würde sie es glauben? Einmal habe er mehr von ihr gesehen, als sie selbst wisse. Ja, im Speisezimmer; sie stand auf einem Tische und wusch die Zimmerdecke über sich, und er sah durch die Thürritze; ihr Kleid war hoch aufgesteckt, er sah einen Fuß, ein Stück Bein, ja, er habe wirklich eine halbe Elle

von einem schönen Bein gesehen. Hehehe. Aber wie dem auch sei, noch vor Abend, in ein paar Stunden wolle er ihr ein Armband schenken; sie könne ihm glauben. Und außerdem solle sie nicht vergessen, daß der Pelz ihr gehöre . . . .

Der wahnsinnige Mensch, war er denn ganz verrückt geworden? Sara lachte, aber ihr fing an, vor seinen vielen, wunderlichen Einfällen bange zu werden. Vorgestern hatte er einer Frau, als sie ihm seine Wäsche brachte, sehr viel Geld mehr gegeben, als sie haben sollte; heute wollte er seinen Pelz fortschenken. In der Stadt sprach man ebenfalls allerhand von ihm.

XX.

Ja, er war verrückt, er war verrückt. Er mußte es sein; denn Sara bot ihm Kaffee, Milch, Thee, bot ihm Bier an, bot ihm alles an, was ihr nur einfiel, aber trotzdem stand er vom Frühstückstisch auf, nachdem er sich eben erst gesetzt hatte, und ließ die Speisen stehen. Plötzlich war ihm eingefallen, daß es just die Zeit sei, wo Martha mit ihren Eiern auf dem Markt zu sein pflegte; vielleicht war sie jetzt zurückgekommen; es wäre ja ein gesegneter Zufall, wenn er auch sie heute wiedersähe, gerade heute. Er geht wieder auf sein Zimmer und nimmt am Fenster Platz.

Der ganze Markt liegt vor ihm; aber Martha kann er nicht sehen. Er wartet eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, behält alle Ecken scharf im Auge, aber vergebens. Schließlich konzentriert sich sein ganzes Interesse auf eine Scene, die unten an der Treppe des Posthauses vor sich geht und viele Neugierige herbeilockt: in einem Kreise von Menschen, mitten auf der sandigen Straße sieht er Minutte auf

und nieder hopsen und tanzen; er hat keinen Rock an, und auch die Schuhe hat er ausgezogen; er tanzt und trocknet sich den Schweiß unaufhörlich, und als er fertig ist, nimmt er seine Öre von den Zuschauern entgegen. Ja, Minutte hatte seine alte Thätigkeit wieder aufgenommen, er hatte wieder angefangen zu tanzen.

Nagel wartet, bis er fertig ist und die Leute sich zerstreut haben, dann schickt er jemand, ihn zu holen. Und Minutte stellt sich ein, ehrerbietig wie immer, gesenkten Hauptes mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich habe einen Brief an Sie“, sagt Nagel. Und er giebt ihm den Brief, steckt ihn tief in seine Rocktasche und fängt an mit ihm zu reden: „Sie haben mich in große Verlegenheit gebracht, mein Freund, Sie haben mich betrogen, mich mit einer Schlauheit genasführt, die ich bewundern muß, obgleich sie mich auch erbittert hat. Haben Sie Zeit übrig? Sie erinnern sich, daß ich Ihnen einmal eine Erklärung für etwas versprochen habe? Wohlan, ich will Ihnen diese Erklärung geben, ich finde, daß der Augenblick jetzt gekommen ist. Darf ich Sie übrigens zuvor fragen: haben Sie gehört, daß man in der Stadt von mir spricht und sagt, ich sei verrückt? Lassen Sie mich Sie beruhigen, ich bin nicht verrückt; das können Sie ja auch selbst hören, nicht wahr? Ich gebe zu, daß ich in letzter Zeit ein wenig verwirrt gewesen; es sind mir eine Menge Dinge zugestoßen, die nicht die besten waren; das Schicksal hat es so gewollt;

aber jetzt bin ich wieder ganz gesund, mir fehlt nichts. Dies bitte ich Sie, in Erinnerung zu behalten .... Es ist wohl vergeblich, daß ich Ihnen etwas zu genießen anbiete?"

Nein, Minutte wollte nichts genießen.

„Ja, das wußte ich im voraus .... Kurzum, ich bin voller Mißtrauen gegen Sie, Grögaard. Sie verstehen wohl, auf was ich abziele, Sie haben mich so kapital angeführt, daß ich keinen Versuch mehr mache, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; Sie haben mich einfach in einer sehr ernsten Sache hinters Licht geführt, aus Herzensgüte, wenn Sie wollen, aber Sie haben es dennoch gethan. Sie haben diese kleine Flasche hier in Händen gehabt?"

Minutte schielt zu der Flasche auf und antwortet nicht.

„Es war Gift drin; sie ist ausgeleert worden und dann wieder zur Hälfte mit Wasser angefüllt; diese Nacht war nur Wasser drin."

Minutte sagt immer nichts.

„Sehen Sie, damit ist eigentlich keine böse That verübt. Der, welcher es gethan, hat es rein aus gutem Herzen gethan, nur, um dem Bösen vorzubeugen. Aber Sie sind es, der es gethan."

Pause. „Nicht wahr?"

„Ja", antwortete Minutte endlich.

„Ja, und mit Ihren Augen gesehen, war es recht gethan; aber mit den meinen gesehen, nimmt es sich anders aus. Weshalb thaten Sie es?"

„Ich dachte, Sie wollten vielleicht . . . .“

Pause.

„Nun, also sehen Sie! Aber da irrten Sie sich, Grögaard, Ihr gutes Herz hat Sie irre geführt. Sagte ich in jener Nacht nicht ausführlich, als Sie das Gift mit sich nahmen, daß ich nicht den Mut haben würde, es selbst zu trinken?

„Gewiß, aber ich fürchtete trotzdem, Sie könnten es vielleicht thun. Und nun haben Sie es ja gethan.“

„Habe ich es gethan? Was sagen Sie da? Hehe, Sie haben sich selbst betrogen, guter Mann. Ich habe die Flasche allerdings heute nacht geleert, aber merken Sie sich's: ich habe den Inhalt nicht selbst probiert.“

Minutte sieht ihn verwundert an.

„Da sehen Sie's nun, wie Sie mit langer Nase abziehen! Man macht im Laufe der Nacht einen Spaziergang, man kommt hinunter nach den Landungsbrücken, man begegnet einer Katze, die sich über den ganzen Quai in den fürchterlichsten Schmerzen schleppt und windet. Man bleibt stehen, nimmt die Katze in Augenschein; sie hat etwas in den Hals bekommen, hat eine Fischangel im Hals, und sie hustet und windet sich und bekommt sie weder hinauf noch hinunter; aber aus ihrem Halse fließt Blut. Gut, man kriegt die Katze gefaßt und versucht etwas an der Fischangel zu thun; vor Schmerz aber kann die Katze nicht still halten, sie wälzt sich auf dem Rücken

und holt in ihrer Raserei mit den Krallen aus, zerreißt einem die Backe eins, zwei, drei, so wie Sie zum Beispiel sehen, daß meine Backe zerrissen ist. Aber nun ist die Katze dem Ersticken nahe und blutet fortwährend aus dem Halse. Was soll man dabei thun? Während man dies noch überlegt, schlägt die Kirchenglocke zwei, es ist aber zu spät, um bei jemand Hülfe zu holen; denn es ist zwei Uhr in der Nacht. Da fällt einem plötzlich ein, daß man ein kleines, gesegnetes Giftglas in der Tasche trägt; man will der Qual des Tieres ein Ende machen und leert ihm das Glas in die Kehle. Das Tier glaubt, es sei etwas grausam Gefährliches, das es bekommt, es krampft sich zusammen und starrt mit wilden Augen umher, macht mit einem Mal einen wilden Sprung und windet und schleppt sich dann weiter über den Quai. Was ist's also? Im Glase ist nur Wasser, das konnte nicht töten, es konnte nur noch ein wenig mehr quälen, und die Katze geht weiter mit der Angel im Halse und blutet und schnappt nach Luft. Früher oder später verblutet sie sich, oder sie erstickt stumm und angsterfüllt allein in einem Winkel."

„Es ist in guter Absicht geschehen", sagt Minutte.

„Natürlich. Sie thun nie etwas anderes, als was gut und ehrlich gemeint ist; man kann Sie einfach nie auf einer Abweichung davon ertappen, insofern ist dieser zarte ehrliche Schwindel mit meinem Gift nichts Neues für Sie. Zum Beispiel jetzt, wo Sie unten auf dem Markte tanzten. Ich stand

hier im Fenster und sah zu; ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, daß Sie es thaten, ich will nur fragen: Weshalb hatten Sie Ihre Schuhe ausgezogen? Sie haben doch jetzt Schuhe an; weshalb hatten Sie sie denn ausgezogen, als Sie tanzten?"

„Um sie nicht abzunutzen."

„Genau, was ich erwartete! Ich wußte, daß Sie so antworten würden, deshalb fragte ich. Sie sind die unantastbarste Seele in der Stadt. Alles ist gut und uneigennützig an Ihnen, Sie sind ohne Flecken, ohne Falte. Ich wollte Sie einmal auf die Probe stellen und Sie gegen Bezahluug dingen, sich zur Vaterschaft bei einem fremden Kinde zu bekennen; obgleich Sie arm waren und dieses Geld gar wohl brauchen konnten, schlugen Sie das Anerbieten doch sofort aus; Ihre Seele geriet in Empörung bei dem bloßen Gedanken an einen so unreinen Handel; ich erreichte nichts bei Ihnen, trotzdem ich Ihnen doch zweihundert Kronen bot. Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, würde ich Sie nicht so grob beleidigt haben; ich hatte damals noch keinen klaren Eindruck von Ihnen; jetzt hingegen weiß ich, daß man Ihnen gegenüber sein Roß sowohl anspornen wie anhalten muß. Na, es ist gut! Aber bleiben wir bei dem, wovon wir sprachen .... Dies, daß Sie die Schuhe ausziehen und barfuß tanzen, ohne die Leute darauf aufmerksam zu machen, ohne der Schmerzen dabei zu achten und ohne zu klagen, — das ist gerade ein Charakterzug an Ihnen. Sie winseln nicht, Sie sagen

nicht: Seht, ich ziehe die Schuhe aus, um sie ntchi abzunützen, dazu bin ich gezwungen, ich bin so arm! Nein, Sie handeln, wenn ich so sagen darf, stumm. Es ist ein durchgeführtes Princip bei Ihnen, daß Sie niemals etwas von jemandem erbitten; Sie erreichen trotzdem alles, was Sie erreichen wollen, aber Sie selbst haben den Mund nicht aufgethan; Sie sind absolut unantastbar, sowohl andern Leuten gegenüber wie vor sich selbst, in Ihrem eigenen Bewußtsein. Ich stelle diesen Charakterzug bei Ihnen fest und gehe weiter; Sie dürfen nicht ungeduldig werden, ich komme schließlich zur Erklärung .... Sie sagten einmal etwas über Fräulein Gude, über das ich oft nachgedacht habe; Sie sagten, daß Sie vielleicht doch nicht so unzugänglich sei,. wenn man fein zu Werke ginge, wenigstens hätten Sie manches bei ihr erreicht ...."

„Nein, aber ...."

„Ja, sehen Sie, ich besinne mich darauf. Es war an dem Abend, als wir beide hier zusammen saßen und tranken, das heißt: ich trank und Sie sahen zu. Sie sagten, daß Martha, — ja, Sie nannten Sie nur Martha, Sie erzählten auch, daß sie Sie immer Johannes nenne; nicht wahr, ich lüge nicht, sie nennt Sie doch Johannes? Sehen Sie, ich erinnere mich auch, daß Sie mir das erzählten. Nun, aber Sie sagten, daß Martha sogar soweit gegangen, Ihnen alles mögliche zu gestatten ... "

Minutte fährt auf, er ist rot im Gesicht und unterbricht ihn laut:

„Das habe ich nie gesagt! Ich habe es nie gesagt!"

„Sie haben es nicht gesagt? Wie? Aber haben Sie es wirklich nicht gesagt? Wenn ich nun Sara herauf riefe und sie bäte zu bezeugen, daß sie sich während unseres Gesprächs im nächsten Zimmer befand und jedes Wort durch die dünnen Wände gehört hat? So etwas ist mir denn doch noch nicht vorgekommen! Nun wird also das Ganze durch Ihr Leugnen umgeworfen; ich hätte Sie gern noch ein wenig danach ausgefragt; es interessiert mich, und ich habe oft daran gedacht; wenn Sie aber darauf bestehen, es nicht gesagt zu haben, so —! Ich bitte übrigens, setzen Sie sich wieder, gehen Sie nicht wieder Hals über Kopf fort, wie das letzte Mal; die Thür ist auch abgeschlossen; ich habe sie abgeschlossen."

Nagel zündete sich eine Cigarre an; plötzlich hält er inne.

„Nein, aber du großer Gott!" sagte er, „bewahre mich, wie kann ich mich so irren! Herr Grögaard, ich bitte Sie wirklich um Verzeihung; es ist so, wie Sie sagen, Sie haben es nicht gesagt! Vergessen Sie es, lieber Freund; ein anderer hat es gesagt, und nicht Sie; ich besinne mich jetzt, ich hörte es vor ein paar Wochen. Wie konnte ich einen einzigen Augenblick glauben, daß Sie eine Dame preisgeben würden — und vor allen Dingen, daß Sie sich selbst preisgeben würden, — auf solche Weise! Ich begreife nicht, wie es mir einfallen konnte; ich muß doch ziemlich verrückt

sein . . . . Hören Sie übrigens: ich gestehe es ein, wenn ich mich geirrt habe, und bitte sofort um Entschuldigung; also bin ich doch nicht verrückt, nicht wahr? Wenn ich trotzdem ein wenig ungeordnet, etwas wild rede, so müssen Sie nicht glauben, daß ich es mit Willen thue; ich will nicht etwa versuchen, Ihnen etwas abzuschwatzen, das dürfen Sie nicht glauben. Es wäre ja auch um so unmöglicher, als Sie selbst nicht ein Wort sprechen. Nein, ich spreche also in dieser wunderlichen, unüberlegten Weise, weil meine Stimmung im Augenblick so ist; das ist der ganze Grund. Enschuldigen Sie diese Abweichung von der Sache; Sie werden vielleicht ungeduldig und verlangen nach der Erklärung?"

Minutte schweigt. Nagel steht auf und beginnt erregt zwischen Thür und Fenster hin und her zu gehen. Plötzlich bleibt er stehen und sagt, der ganzen Sache müde und überdrüssig:

„Nein, nun mag ich wirklich nicht länger mit Ihnen sprechen, ich will Ihnen meine aufrichtige Meinung sagen! Ja, ich h a b e verwirrende Reden mit Ihnen geführt, und ich habe es bis zu diesem Augenblick mit Absicht gethan, um etwas aus Ihnen herauszubekommen. Ich habe es auf alle mögliche Weise versucht; es hilft alles nicht, und ich werde der Sache müde. Wohlan, ich will Ihnen die Erklärung geben, Grögaard! In meinem Herzen glaube ich, daß Sie ein heimlicher Spitzbube sind. Ein heimlicher Spitzbube."

Als Minutte zu zittern begann und seine Augen ängstlich und ratlos nach allen Richtungen blickten, fuhr Nagel fort:

„Sie sprechen nicht ein Wort, Sie fallen nicht aus der Rolle. Ich bekomme Sie nicht vom Fleck, Sie sind eine stumme Kraft von ganz seltener Art; ich bewundere Sie und interessiere mich ungeheuer für Sie. Entsinnen Sie sich, wie ich damals einen ganzen Abend mit Ihnen sprach und unter anderem Sie fixierte und meinte, daß Sie zusammenzuckten? Dann versuchte ich, weiter zu kommen. Ich habe Sie im Auge behalten und auf alle mögliche Weise versucht, weiter zu kommen, fast immer ohne Erfolg; das gebe ich zu, weil Sie ein unantastbarer Mensch sind; aber ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Sie ein stiller, geheimer Sünder irgend einer Art sind. Ich habe keinen Beweis gegen Sie; der fehlt mir leider; Sie können also ganz ruhig sein, es bleibt alles unter uns. Aber können Sie begreifen, daß ich meiner Sache so sicher bin, wenn ich keine Beweise habe? Sehen Sie, das fassen Sie nicht. Und trotzdem haben Sie eine Art, den Kopf zu senken, wenn wir über irgend etwas sprechen; Sie haben ein paar Augen mit dem und dem Ausdruck, Augen, die gerade blinzeln, wenn Sie die und die Worte sprechen, oder wenn wir uns den und den Fragen nähern; Sie haben außerdem eine Stimme mit einer Art Säusellaut, o, die Stimme! Aber schließlich wirken Sie antipathisch auf mich mit

Ihrer Person, ich fühle es in der Luft, wenn Sie nahen; meine Seele beginnt vor Unbehagen zu zittern. Das verstehen Sie nicht? Ich auch nicht, aber es ist so. Bei Gott, noch in dieser Stunde fühle ich mich überzeugt, daß ich auf der richtigen Spur bin; aber ich kann Sie nicht fassen, weil ich keine Beweise habe. Als Sie das letzte Mal hier oben waren, fragte ich Sie, wo Sie sich am 6. Juni aufgehalten — wollen Sie wissen, weshalb ich Sie danach fragte? Nun, der 6. Juni war Karlsens Todestag, und ich glaubte bis dahin, daß Sie Karlsen gemordet hätten."

Minutte wiederholt wie aus den Wolken gefallen: „Daß ich Karlsen gemordet hätte!" und schweigt.

„Ja, das habe ich bis jetzt geglaubt; ich hatte Sie damit in Verdacht; soweit hatte mich sogar meine Empfindung, daß Sie in irgend einer Beziehung ein Schurke seien, getrieben. Ich glaube es nicht mehr; ich gestehe, daß ich mich hierin geirrt habe; ich bin zu weit gegangen und bitte um Verzeihung. Ob Sie mir nun glauben oder nicht, es hat mich tief betrübt, daß ich Ihnen dies große Unrecht gethan; ich habe Sie deshalb manchen Abend, wenn ich allein war, um Verzeihung gebeten. Aber obgleich ich mich in diesem Punkte so geirrt habe, bin ich trotzdem sicher, daß Sie eine unreine, heuchlerische Seele sind; Gott straf mich, das sind Sie: Ich fühle es in meinem innersten Herzen, wie ich jetzt hier stehe und Sie ansehe; und bei Gottes heiligem Richterspruch, Sie sind's! Weshalb bin ich dessen so sicher? Merken Sie sich: ich

hatte von Anfang an keinen Grund, etwas anderes als das Beste von Ihnen zu glauben, und alles, was Sie später gesagt oder gethan haben, ist auch gut und recht, ja, edel gewesen. Mir hat obendrein etwas ganz apart Schönes von Ihnen geträumt: daß Sie draußen auf einem offenen Moor seien und grausam unter meinen Plackereien litten, daß Sie mir aber trotzdem dankten, sich zu Boden warfen und mir dankten, weil ich Sie nicht noch mehr quälte und Ihnen nicht noch mehr Böses zufügte. Das hat mir von Ihnen geträumt, und es ist sehr schön. Es giebt auch keinen Menschen in der Stadt, der Sie zu etwas Bösem fähig hielte, Sie haben bei allen den besten Leumund, Sie besitzen die Sympathie aller, so heimlich sind Sie bei Ihrer Lebensweise verfahren. Und doch stehen Sie vor meiner Seele wie ein feiger und kriechender Engel Gottes, mit einem guten Wort über alle, und einer guten Handlung für jeden Tag. Aber haben Sie mich denn verleumdet, Übles für mich angerichtet, Geheimnisse verraten, die mich angehen? Nein, nein, das haben Sie nicht, und dies gehört gerade mit zu Ihrer Art, sich durchzuschlängeln; Sie thun allen recht, Sie begehen nie etwas Schlimmes, Sie sind heilig und unantastbar und eitel sündenfrei vor den Menschen, und das ist genug für die Welt, nur für mich ist es nicht genug, ich beargwöhne Sie immer. Das erste Mal, als ich Sie sah, passierte mir etwas Merkwürdiges. Es war ein paar Tage, nachdem ich in die Stadt gekommen; eines Nachts um zwei

Uhr. Ich sah Sie vor Martha Gudes Haus unten am Quai, Sie standen plötzlich mitten auf der Straße, ohne daß ich gesehen hätte, woher Sie kamen; Sie warteten, Sie ließen mich an sich vorübergehen, und als ich passierte, schielten Sie nach mir hin. Ich hatte damals noch nicht mit Ihnen gesprochen, aber eine Stimme in mir machte mich aufmerksam auf Sie, und die Stimme sagte, Sie hießen Johannes. Wenn es das letzte Wort wäre, daß ich in meinem Leben spräche, — es sang in mir, daß Sie Johannes hießen, und daß ich Sie mir merken solle; erst viel später erfuhr ich, daß es sich mit Ihrem Namen auch richtig so verhielt. Aber von dieser Nacht an habe ich meine Aufmerksamkeit auf Sie gerichtet gehabt; und Sie sind mir stets ausgewichen, ich habe Sie nicht stellen können. Schließlich sind Sie sogar noch hingegangen und haben mir einen Schluck Gift verfälscht, nur aus guter und edler Furcht, daß ich ihn möglicherweise hätte trinken wollen. Wie soll ich Ihnen erklären, was ich bei alledem fühle? Ihre Reinheit brutalisiert mich, all Ihre schönen Worte und Handlungen bringen mich nur weiter von dem Ziele ab: Sie zu fällen! Ich will Ihnen die Maske abreißen und Sie dahin bringen, daß Sie Ihr wahres Wesen verraten; mein Blut bäumt sich auf in Antipathie, jedesmal wenn ich Ihre blauen, lügenhaften Augen sehe, und ich krümme mich vor Ihnen und fühle nur, daß Sie in Ihrer Seele ein Jesuit sind. Selbst in diesem Augenblick glaube ich zu sehen, daß Sie innerlich lachen, daß Sie trotz Ihrer verzweifelten,

zerknirschten Miene ein heimliches, schweinisches Lachen dafür haben, daß ich Ihnen nichts thun kann, weil ich keine Beweise gegen Sie habe."

Und Minutte sagt auch jetzt kein Wort. Nagel fährt fort:

„Sie finden natürlich, daß ich ein grober Bandit und Tölpel bin, der Sie unverfroren mit diesen Beschuldigungen überfällt? Gut; darauf nehme ich keine Rücksicht; Sie können von mir meinen, was Sie wollen; in Ihrer Seele wissen Sie in diesem Augenblick, daß ich Sie aufs Korn genommen habe, das ist mir genug. Aber weshalb dulden Sie, daß ich mich so gegen Sie betrage? Weshalb stehen Sie nicht auf, speien mir ins Gesicht und gehen Ihres Wegs?"

Minutte schien sich zu ermannen, er sah auf und sagte:

„Sie haben ja die Thür abgeschlossen."

„Sehen Sie, sehen Sie", entgegnet Nagel, „Sie erwachen! Und Sie wollen mir einbilden, daß Sie glauben, die Thür sei abgeschlossen? Die Thür ist offen, sehen Sie her, nun ist sie weit offen! Ich sagte, sie sei abgeschlossen, um Sie auf die Probe zu stellen; es war eine Falle, die ich Ihnen stellte. Die Sache ist die: Sie wußten die ganze Zeit, daß die Thür offen sei, aber Sie thaten, als wüßten Sie es nicht, nur um rein und unschuldig wie immer hier sitzen zu können und sich von mir Unrecht thun zu lassen. Sie verließen das Zimmer nicht, nein, Sie rührten sich nicht; sobald ich Ihnen zu verstehen gab, daß ich Sie

im Verdacht habe, spitzten Sie die Ohren, Sie wollten hören, wieviel ich wisse, wie gefährlich ich Ihnen werden könne. Bei Gott, so weiß ich, daß es sich verhält, und Sie können es gern leugnen, wenn Sie wollen, es ist mir gleichgültig .... Und weshalb halte ich jetzt diese Abrechnung mit Ihnen? Sie haben guten Grund, diese Frage an mich zu thun; es könnte scheinen, daß das Ganze mich nicht angeht. Mein Freund, es geht mich doch an; erstens möchte ich Ihnen gern eine Warnung zukommen lassen. Glauben Sie mir, in diesem Augenblick meine ich ehrlich, was ich sage. Irgend ein Schurkenleben führen Sie, und das geht nur eine gewisse Zeit; eines schönen Tages liegen Sie da vor aller Welt, und jeder, der will, kann auf Ihnen herum treten. Das war eins. Zweitens habe ich eine Ahnung, daß Sie trotz all Ihres Leugnens Fräulein Gude näher stehen, als Sie wollen, daß es den Anschein hat. Nun, was kümmert Fräulein Gude mich? Ja, Sie haben wiederum recht; einer Frage wie dieser gegenüber muß ich verstummen; Fräulein Gude kümmert mich weniger als jede andere. Aber ganz im allgemeinen darf ich betrübt sein, wenn Sie mit ihr verkehren und sie möglicherweise mit Ihrem durchtriebenen Jesuitismus anstecken. Deshalb habe ich diese Abrechnung mit Ihnen gehabt."

Nagel zündet seine Cigarre wieder an und sagt:

„Und jetzt bin ich fertig, und die Thür ist nicht verschlossen. Ist Ihnen Unrecht geschehen? Schweigen

Sie oder antworten Sie, thun Sie, was Sie wollen; aber lassen Sie Ihre innere Stimme für sich antworten, wenn Sie antworten. Lieber Freund, lassen Sie mich Ihnen auch sagen, bevor Sie gehen: ich will Ihnen nicht übel."

Pause.

Minutte steht auf, steckt die Hand in die Rocktasche und zieht den Brief wieder heraus. Er sagt:

„Ich kann das jetzt nicht mehr annehmen."

Dies kommt Nagel unerwartet; er hatte nicht mehr an den Brief gedacht und sagte:

„So? Wollen Sie es nicht nehmen? Weshalb nicht?"

„Ich kann es nicht annehmen."

Minutte legt den Brief auf den Tisch und geht an die Thür. Nagel geht ihm mit dem Brief in der Hand nach, die Augen stehen ihm voll Thränen, und seine Stimme bebt plötzlich.

„Nehmen Sie es dennoch, Grögaard!" sagte er.

„Nein!" ruft Minutte. Und er öffnet die Thür.

Nagel drückt die Thür wieder zu und sagt noch einmal:

„Nehmen Sie's! nehmen Sie's! Lassen Sie mich lieber sagen, daß ich verrückt bin, daß Sie sich an nichts von dem erinnern dürfen, was ich heute gesagt habe. Ich bin ganz verrückt. Nicht wahr, Sie sehen wohl selbst ein, daß ich keinen Glauben verdienen kann, wenn ich nicht bei Vernunft bin? Aber nehmen Sie den Brief, ich will Ihnen nicht

übel, obgleich ich ganz außer mir bin; nehmen Sie's in Gottes Namen, viel ist nicht darin, glauben Sie mir, es ist wenig drin, und ich wollte Ihnen zum Schluß gern einen Brief mit fast gar nichts darin geben, nur, daß es ein Brief sei. Es ist nur ein Gruß. So, — ich bin Ihnen so aufrichtig dankbar."

Damit steckte er Minutte den Brief in die Hand, und lief ans Fenster, um ihn nicht zurücknehmen zu brauchen. Minutte gab nicht nach, er legte den Brief wieder auf den Tisch und schüttelte den Kopf.

Er ging.

XXI.

Nein, alles verlief unglücklich. Ob er im Zimmer war oder in den Straßen umherschlenderte, er fand keine Ruhe; er hatte tausend Dinge im Kopf, und jedes Ding brachte ihm ein besonderes Stück Qual. Weshalb ging denn alles so ungünstig für ihn? Er konnte es nicht begreifen; aber die Fäden schnürten sich enger und enger um ihn zusammen. Es war sogar soweit gekommen, daß er Minutte wirklich nicht hatte bewegen können, einen Brief anzunehmen, den er ihm hatte geben wollen.

Alles war trübselig und unmöglich. Dazu kam, daß er anfing, von einer nervösen Angst vor irgend etwas gequält zu werden, als ob eine heimliche Gefahr in irgend einem Hinterhalt auf ihn lauere; er fuhr oft in dumpfer Angst zusammen, wenn nur die Gardinen vor den Fenstern ein wenig hin und her flatterten. Was waren das nun für neue Qualen, die auftauchten? Seine etwas harten Gesichtszüge, die niemals schön gewesen, waren nun noch minder an-

ziehend geworden durch die dunklen Bartstoppeln, die auf Kinn und Backen hervorsprießten; es kam ihm auch vor, als wenn sein Haar an den Ohren etwas grauer geworden.

Ja, was weiter? Schien nicht die Sonne, und war er nicht glücklich darüber, daß er noch lebte und gehen konnte, wohin er wollte? War ihm irgend eine Herrlichkeit verschlossen? Die Sonne lag über Markt und See; in den kleinen hübschen Gärten an jedem Hause sangen die Vögel und hüpften von Zweig zu Zweig; überall lag das Gold und floß, der Kies in den Straßen badete sich darin, und oben auf der Kirchturmspitze stand die versilberte Kugel und zitterte gegen den Himmel wie ein ungeheurer Diamant.

Er gerät in eine exaltierte Freude, in ein Entzücken, so stark und unbezähmbar, daß er sich stehenden Fußes aus dem Fenster hinausbeugt und ein paar Kindern, die vor der Hoteltreppe spielen, eine Menge Silbergeld zuwirft.

„Seid nun artige Kinder!“ sagte er, und vor Bewegung kann er kaum die Worte hervorbringen. Wovor brauchte er sich zu ängstigen? Er sah jetzt auch nicht schlechter aus als zuvor; außerdem, wer konnte ihn hindern, sich zu rasieren und herauszuputzen? Das hing von ihm selbst ab. Und er ging zum Barbier.

Ihm fielen auch mehrere Einkäufe ein, die er hatte machen wollen; er durfte auch das Armband nicht vergessen, das er Sara versprochen. Und trällernd und jubelnd, mit der Sorglosigkeit eines Kindes, das

mit aller Welt zufrieden ist, macht er seine Besorgungen. Es war nur Einbildung, daß er etwas zu fürchten hatte.

Seine gute Stimmung hält an, und er verliert sich in lichten Gedanken. Er hatte eine scharfe Abrechnung mit Minutte gehabt, und es war schon halb aus seiner Erinnerung gelöscht, er besann sich nur noch darauf wie auf einen Traum. Minutte hatte einen Brief nicht annehmen wollen; aber hatte er nicht auch einen Brief an Martha? In seinem Drange, andern von seiner überströmenden Freude mitzuteilen, wollte er nun ein Mittel finden, den Brief zu ihr zu schaffen. Wie sollte er dabei zu Werke gehen? Er suchte in seiner Brieftasche und fand den Brief, er durfte ihn wohl nicht ganz im geheimen an Dagny schicken? Nein, er durfte ihn nicht an Dagny schicken. Er dachte nach und wollte den Brief absolut gleich forthaben; er enthielt ein paar Banknoten, keinen Brief, nicht ein Wort; konnte er vielleicht Doktor Stenersen bitten, ihn zu besorgen? Und mit diesem Gedanken zufrieden, geht er zu Doktor Stenersen.

Die Uhr war sechs.

Er klopfte an die Bureauthür des Doktors; sie war verschlossen. Er geht über den Hof und will in der Küche nachfragen, da ruft Frau Stenersen ihm im selben Augenblick aus dem Garten zu.

Um einen großen Steintisch sitzt dort die Familie und trinkt Kaffee. Es waren mehrere Leute da; ein paar Damen, ein paar Herren; Dagny Kielland war

ebenfalls dort; sie hatte einen ganz weißen Hut auf, der Hut war rund herum mit kleinen, hellen Blumen garniert.

Nagel will sich zurückziehen; dann stottert er:

„Der Doktor, ich wollte den Doktor . . . .“

Gott! Ob er krank sei.

Nein, nein, er sei nicht krank.

Nun, dann dürfe er nicht wieder fortgehen.

Und die Hausfrau zog ihn beim Arm; Dagny stand sogar auf und wollte ihm ihren Stuhl überlassen. Er sah sie an; sie sahen sich gegenseitig an; sie war sogar vor ihm aufgestanden und hatte mit leiser Stimme gesagt: „Bitte, nehmen Sie diesen Stuhl!“

Er fand jedoch einen Platz neben dem Doktor und setzte sich.

Dieser Empfang machte ihn ein wenig verwirrt. Dagny blickte ihn milde an und hatte ihm sogar ihren Stuhl geben wollen. Sein Herz klopfte heftig; konnte er ihr doch vielleicht Marthas Brief geben?

Nach Verlauf einer Weile kehrte auch seine Ruhe zurück. Man sprach so prächtig lebhaft von einer Sache nach der andern; eine helle Freude bemächtigte sich seiner wieder und machte seine Stimme erbeben. Er lebte ja, er war nicht tot und würde auch nicht sterben; um einen weißgedeckten Tisch mit blankem Silbergeschirr saß in diesem laubreichen, grünen Garten eine Gesellschaft froher Menschen, die lachten, dessen Augen spielten; gab es denn einen Grund, um sich unbehaglich zu fühlen?

„Wenn Sie nun so recht liebenswürdig wären, würden Sie Ihre Violine nehmen und uns etwas vorspielen", sagte die Hausfrau.

Nein, wie sie nur auf d e n Einfall käme!

Als auch die andern ihn baten, lachte er laut und sagte:

„Aber ich habe ja nicht einmal eine Violine!"

Aber sie wollten die Violine des Organisten holen lassen; im Augenblick würde sie hier sein.

Ja, das hülfe ihnen nichts, er würde sie nicht anrühren. Und außerdem war die Violine des Organisten durch die kleinen Rubinen ruiniert, die auf dem Griffbrett eingelegt waren; der Ton bekam einen Glaslaut dadurch; sie hätten absolut nicht auf der Stelle angebracht sein dürfen, es war nicht zum Aushalten. Übrigens könne er den Bogen auch gar nicht mehr führen, ja, eigentlich habe er es niemals können; nicht wahr; er selbst müsse es wohl am besten wissen?... Aber nun erzählt er, wie es ihm das erste und einzige Mal ergangen, wo sein Spiel öffentlich besprochen wurde; es war fast wie ein Symbol gewesen. Er hatte die Zeitung am Abend bekommen und sie im Bette genossen; er war damals sehr jung, er wohnte bei den Eltern, und es war eine Lokalzeitung, die ihn besprochen. O, wie glücklich war er über die Zeitung gewesen! Er las sie viele Male und fiel in Schlaf, ohne die Lichter auszulöschen. In der Nacht erwachte er und war noch todmüde, die Lichter waren ausgebrannt, es war dunkel in seinem Zimmer; aber er

sah etwas Weißes auf dem Fußboden schimmern, und da er wußte, daß sich ein weißer Spucknapf in seinem Zimmer befand, dachte er: sieh mal, das ist der Spucknapf! Es sei peinlich zu sagen — aber da spie er und hörte, daß er traf. Und da es das erste Mal so ausgezeichnet getroffen, spie er noch einmal, und es traf wieder. Dann legte er sich hin, um wieder zu schlafen. Aber am Morgen sah er dann, daß es die kostbare Zeitung gewesen, auf die er gespieen hatte, die sehr wohlwollende öffentliche Meinung über ihn, auf die er gespieen. Hehehe, das war sehr traurig!

Darüber lachten alle, die gute Laune war im Wachsen. Die Frau vom Hause sagte jedoch:

„Aber Sie sehen wirklich ein wenig bleicher aus als früher?"

„Ach", erwiderte Nagel, „das hat nichts zu bedeuten, mir fehlt nichts." Und er lachte laut über die Idee, daß irgend etwas mit ihm nicht in Ordnung sein solle.

Mit einem Mal steigt ihm die Röte in die Wangen, er erhebt sich von der Bank und sagt, ihm fehle dennoch etwas; er verstehe es nicht recht, es sei, als solle ihm etwas Unerwartetes begegnen; ihm sei so angst. Hehehe, ob einem schon so etwas vorgekommen sei. Lächerlich! Und es habe wohl nichts zu bedeuten, nicht wahr? Es sei ihm auch etwas passiert.

Nun wurde er gebeten zu erzählen.

Nein, weshalb das? Es sei ohne Bedeutung,

ganz närrisch, weshalb er die Zeit damit vergeuden solle? Es würde die Gesellschaft nur langweilen.

Nein, es würde sie durchaus nicht langweilen.

Es sei aber so lang. Weit drüben in San Francisco fange es an; es schreibe sich her von einem Mal, da er Opium geraucht hatte ....

Opium? Gott, war das interessant!"

„Nein, gnädige Frau, es ist eher qualvoll, da ich jetzt am hellichten Tage Angst habe. Sie dürfen nicht glauben, daß ich so für alle Tage Opium rauche; ich habe nur zweimal geraucht, wovon das zweite Mal gar kein Interesse hat. Aber das erste Mal erlebte ich wirklich etwas Merkwürdiges, das ist wahr. Ich war in ein sogenanntes „Den" geraten. Wie ich dort hingekommen? Ohne Überlegung! Ich schlendere dann und wann in den Gassen umher, ich sehe Menschen, wähle mir eine einzelne Person aus, die ich aus der Ferne verfolge und sehe, wo sie schließlich bleibt; ich scheue mich nicht, direkt in die Häuser und die Treppen hinaufzugehen, um zu sehen, wo sie schließlich bleibt. Des Nachts in großen Städten ist es außerordentlich interessant und kann einem die merkwürdigsten Bekanntschaften eintragen. Nun, davon reden wir nicht! Ich bin also in San Francisco und treibe mich in den Straßen umher. Es ist Nacht, ich habe eine hohe, magere Frau vor mir, die ich im Auge behalte; beim Licht der Gaslaternen, die wir passieren, kann ich sehen, daß sie dünne Kleider anhat, um den Hals aber trägt sie ein Kreuz von grünen Steinen. Wo

wollte sie hin? Sie geht durch mehrere Karrees, biegt um Straßenecken und geht und geht, und ich bin ihr immer auf den Fersen. Endlich befinden wir uns im Chinesenstadtteil, die Frau geht eine Kellertreppe hinunter, und ich ihr nach; sie geht in einen langen Gang, und ich gehe auch in den langen Gang. Zu unserer Rechten ist die Mauer, zur Linken aber sind Cafés, Barbierstuben und Wäschereien. Da bleibt das Weib vor einer Thür stehen, sie klopft, ein Gesicht mit schiefen Augen zeigt sich an dem Fenster in der Thür, und sie wird eingelassen. Ich warte ein wenig und stehe ganz still, dann klopfe auch ich an. Die Thür öffnete sich wieder, und ich trete ein.

Rauch und laute Stimmen erfüllten den Raum; drüben am Tisch steht die magere Frau und handelt mit einem Chinesen, dessen blaues Hemd über die Hose herunter hängt. Ich trete ein wenig näher und hörte, daß sie ihr Kreuz für etwas verpfänden, es jedoch nicht herausgeben, sondern es selbst aufbewahren will; es galt zwei Dollars, und sie war auch von früher her etwas schuldig, so daß es alles in allem drei Dollars wurden. Gut, sie wehklagte ein wenig, sie weint dann und wann und ringt die Hände, und mich dünkte sie sehr interessant. Der Chinese im Hemd war ebenfalls interessant, er wollte sich auf kein Geschäft einlassen, wenn er das Kreuz nicht ausgeliefert bekam; Geld oder Pfand!

„Ich setze mich hier und warte ein wenig“, sagt das Weib, „ich sehe schon, daß ich es schließlich doch

thue, daß ich schließlich darauf eingehe; aber ich müßte es nicht thun!“ Und dabei schluchzt sie dem Chinesen gerade ins Gesicht und ringt die Hände.

„Was sollten Sie nicht thun?“ frage ich.

Aber sie hört, daß ich Ausländer bin und antwortet nicht.

Sie war außerordentlich interessant, und ich beschließe, etwas zu thun. Ich konnte ihr dies Geld borgen, um zu sehen, wie es ablaufen würde; nur aus Neugierde that ich es, und hinterher steckte ich ihr noch einen Dollar zu, um zu sehen, wie sie ihn verwenden würde; das zu sehen, mußte besonders interessant werden.

Sie glotzt mich an und dankt mir; sie sagt nichts, aber sie nickt viele Mal und sieht mich mit thränenden Augen an; und ich hatte es doch aus bloßer Neugierde gethan. Gut, sie bezahlt am Ladentisch und verlangt sofort ein Zimmer. Sie hatte all ihr Geld ausgegeben.

Sie geht, und ich folge ihr. Wir spazieren abermals durch einen langen Gang, an dem numerierte Zimmer zu beiden Seiten sind, und in eines dieser Zimmer gleitet die Frau hinein und schlägt die Thür zu. Ich warte eine Weile, sie kommt nicht zurück; ich rüttele ein wenig an der Thür, sie ist verschlossen.

Darauf gehe ich ins Nebenzimmer und verlege mich auf das Warten. Hier befinden sich ein roter Diwan und ein Läutapparat, das Zimmer wird von

einer Lampe erhellt, die in die Wand gesteckt ist. Ich lege mich auf den Diwan, die Zeit wird lang, und ich langweile mich; um etwas zu thun, drücke ich auf den Knopf und schelle. Ich will nichts, aber ich schelle.

Ein Chinesenknabe kommt, sieht mich an und verschwindet wieder. Einige Minuten vergehen. Komm, laß mich Dich noch einmal sehen! sage ich, um die Zeit zu vertreiben; weshalb kommst Du nicht wieder? Und ich schelle aufs neue.

Da kommt der Junge zurück, lautlos wie ein Geist, auf Filzschuhen gleitend. Er sagt nichts, ich sage auch nichts; aber er reicht mir eine winzig kleine Porzellanpfeife mit langem, dünnem Rohr, und ich nehme die Pfeife. Dann hält er ein Streichholz darauf, und ich rauche. Ich hatte die Pfeife nicht verlangt, aber ich rauche. Bald darauf fängt es an, mir vor den Ohren zu sausen . . . .

Jetzt besinne ich mich auf weiter nichts, als daß ich fühle, wie ich irgendwo hoch oben bin, wie ich anfange, höher zu steigen — ich schwebe. Um mich her war es unsagbar hell, und die Wolken, denen ich begegnete, waren silberweiß. Wer war ich, und wohin flog ich? Ich besinne mich, kann mich aber an nichts erinnern; ich stieg nur wunderbar hoch empor. Ich sah grüne Wiesen in der Ferne, blaue Seen, Thäler und Berge in goldenem Glanz; ich hörte Musik von den Sternen, und im Raum wogte es auf und nieder von Melodien.

Aber die weißen Wolken thaten mir über alle

Maßen wohl, sie durchflossen mich, und ich hatte die Empfindung, als ob ich dadurch vor Herrlichkeit sterben müsse. Dies dauerte und dauerte, ich wußte von keiner Zeit, und ich hatte vergessen, wer ich war. Da durchzitterte eine irdische Erinnerung mein Herz, und ich beginne zu sinken.

Ich sinke, sinke, das Licht nimmt ab, es wird dunkler und dunkler um mich her, ich sehe die Erde unter mir, und ich erkenne mich; dort sind Städte, Wind und Rauch. Da stehe ich plötzlich. Ich sehe umher, um mich her ist Meer. Ich fühle mich nicht mehr glücklich, ich stoße gegen Steine, und mich friert. Unter meinen Füßen ist weißer Sandgrund, und über mir sehe ich nichts als Wasser. Ich schwimme eine Strecke; komme an vielen wunderlichen Gewächsen vorüber, dicke, grüne Blattpflanzen, Meerblumen, die auf ihren Stengeln auf und ab tauchen, — eine stumme Welt, in der man keinen Laut hört, wo aber alles lebt und sich bewegt. Ich schwimme wieder ein paar Schläge und komme an ein Korallenriff. Es waren keine Korallen mehr da; das Riff war geplündert; aber ich sagte: Hier ist schon jemand vor mir gewesen! Und ich fühlte mich nicht länger so einsam, da schon jemand vorher dagewesen. Ich schwimme wieder, ich will an Land kommen, aber ich mache diesmal nur ein paar Schläge, und halte inne. Ich halte inne, weil dort ein Mensch vor mir auf dem Grunde liegt; ein Weib, lang und mager, und sie liegt sehr zerrissen über einem Stein. Ich berühre sie, und ich sehe, daß

ich sie kenne; aber sie ist tot, und ich begreife nicht, daß sie tot ist, da ich sie doch an dem Kreuz mit den grünen Steinen wiedererkenne. Es ist dieselbe Frau, die ich durch die langen Gänge bis an die numerierten Zimmer verfolgt hatte. Ich will weiter schwimmen, aber ich bleibe und will ihre Lage verändern; sie liegt ausgebreitet über einem großen Stein, und das machte einen unheimlichen Eindruck auf mich. Sie hält die Augen weit offen, aber ich ziehe sie mit mir nach einer weißen Stelle, und ich sehe das Kreuz an ihrem Hals, aber ich stecke es unter ihr Kleid, damit die Fische es ihr nicht nehmen. Dann schwimme ich fort....

Am Morgen aber erzählte man mir, daß die Frau in der Nacht gestorben sei; vor dem Chinesenviertel war sie in die See gesprungen; man fand sie am Morgen. Das ist sehr seltsam, aber sie war tot. Vielleicht könnte ich ihr noch einmal begegnen, wenn ich etwas dazu thäte! dachte ich. Und ich rauchte noch einmal wieder Opium, um ihr zu begegnen, aber ich sah sie nicht.

Wie seltsam das war! Aber später einmal geschah auch etwas. Ich war nach Europa zurückgekommen, ich war daheim. In einer warmen Nacht schlenderte ich umher, kam hinunter nach dem Hafen, nach den Pumpen, wo ich mich eine Zeitlang aufhielt und auf das lauschte, was man auf den Schiffen sprach. Alles war ruhig, die Pumpen standen. Zuletzt wurde ich müde, und ich wollte doch nicht nach Hause gehen, weil es so warm war; ich stieg hinauf ins Stockwerk

auf eine der Pumpen und setzte mich dort. Aber die Nacht war so still und warm, ich konnte mich nicht wach halten, ich fiel in schweren Schlaf.

Da erwache ich davon, daß eine Stimme mich ruft, ich blicke hinunter: eine Frau steht unten auf den Steinen. Sie ist groß und mager; wenn die Gaslaterne aufflackert, kann ich sehen, daß ihre Kleider sehr dünne sind.

Ich grüße.

„Es regnet", sagt sie.

Gut, ich weiß nicht, daß es regnet, aber in dem Fall ist es besser, unter Dach zu kommen. Und ich krieche herunter vom Stockwerk. Im selben Augenblick beginnen die Pumpen zu tosen, eine Schaufel schwingt sich durch die Luft und verschwindet, — die Pumpen arbeiten. Aber wäre ich nicht zu rechter Zeit fortgekommen, so wäre ich zerrissen worden, gänzlich zerschmettert; das begriff ich sofort.

Ich sehe mich um; es fängt richtig an, ein wenig zu regnen; die Frau ging schon, ich sehe sie vor mir, und ich kenne sie wohl, sie hatte auch heute das Kreuz um; ich hatte sie gleich anfangs erkannt, aber ich that, als kenne ich sie nicht. Nun wollte ich sie wieder einholen, und ich ging so schnell, wie ich konnte; aber ich hole sie nicht ein. Sie tritt nicht auf mit den Füßen, sie schwebt, ohne sich zu rühren, biegt um eine Straßenecke und ist mir entschwunden.

Das ist vier Jahre her.

Nagel hielt inne. Der Doktor schien am meisten

Neigung zum Lachen zu verspüren, aber er sagt doch so ernst, wie er kann:

„Und seitdem sind Sie ihr nicht wieder begegnet?“

„Doch, nun habe ich sie heute wieder gesehen. Deshalb habe ich dann und wann ein Gefühl der Angst. Ich stand am Fenster in meinem Zimmer und sah auf die Straße hinaus; da kam sie gerade auf mich zu, quer über den Markt, gleichsam von den Landungsbrücken und der See her, blieb vor meinen Fenstern stehen und sah hinauf. Ich war nicht sicher, ob ich es sei, zu dem sie aufsah, und daher ging ich an ein anderes Fenster; aber da wandte sie den Kopf und blickte mich auch dort an. Dann grüßte ich zu ihr hinunter; aber als sie das sah, drehte sie schnell um und schwebte wieder über den Markt hinunter nach den Landungsbrücken. Der junge Hund, Jakobsen, sprang mit gesträubtem Fell aus der Hotelthür und bellte wütend. Das machte Eindruck auf mich. In dieser langen Zeit hatte ich sie beinahe vergessen, und nun kommt sie heute wieder. Vielleicht wollte sie mich vor irgend etwas warnen.

Nun brach der Doktor in Lachen aus.

„Ja“, sagte er, „sie wollte Sie davor warnen, hierher zu uns zu gehen.“

„Nein, natürlich hat sie sich dieses Mal getäuscht; es ist nichts zu befürchten; aber voriges Mal waren es die Schaufeln, die mich zerrissen haben würden. Und mir wurde ein wenig angst. Das bedeutet also nichts, wie? Hehe, es würde auch nett aussehen, wenn

man auf solche Weise allen möglichen Dingen ausgesetzt wäre. Ich muß über die ganze Sache lachen."

„Nervosität und Aberglauben!" sagte der Doktor kurz.

Nun begann aber auch jeder einzelne Geschichten zu erzählen; die Uhr schlug einmal über das andere; es ging gegen Abend. Nagel saß die ganze Zeit schweigend da; ihn fror. Endlich erhob er sich, um zu gehen. Er konnte Dagny doch wohl nicht mit dem Briefe belästigen, er wollte es lieber unterlassen; vielleicht konnte er den Doktor morgen treffen und ihn ihm übergeben. Seine glückliche Stimmung war ganz fort.

Zu seiner großen Verwunderung stand Dagny ebenfalls auf, als er im Begriff war zu gehen. Sie sagte:

„Nein, Ihr erzählt hier so viel Unheimliches, daß mir himmelangst wird. Nun will ich sehen, nach Hause zu kommen, bevor es noch dunkler wird.

Sie gingen zusammen aus dem Garten. Nagel wurde heiß vor Freude; ja, nun konnte er ihr den Brief geben! Eine bessere Gelegenheit würde er nie bekommen.

„Mir war doch, als ob Sie mich hätten sprechen wollen?" rief der Doktor ihm nach.

„Nein, eigentlich nicht", antwortete er ein wenig verwirrt, „ich wollte Sie nur besuchen und . . . . ich war so lange nicht hier gewesen. Adieu!"

Während sie die Straße hinunter gingen, waren

beide unruhig, auch Dagny war unruhig. Sie sprach vom Wetter; wie milde es heute abend sei!

Ja, stille und milde!

Er konnte auch nichts sagen, er ging und blickte sie an. Sie hatte dieselben Samtaugen, dieselbe blonde Flechte, die ihr über den Rücken herabhing; alle Gefühle seines Herzens erwachten von neuem; ihre Nähe berauschte ihn, und er fuhr mit der Hand über die Augen. Jedesmal, wenn er sie sah, war sie schöner und schöner geworden, jedesmal! Er vergaß alles, vergaß ihren Hohn, vergaß, daß sie ihm Martha entrissen hatte, und daß sie ihn in unbarmherziger Weise mit einem Taschentuch in Versuchung geführt hatte; er mußte sich abwenden, um nicht aufs neue einem heißen Ausbruch nachzugeben. Nein, jetzt mußte er an sich halten, er hatte sie bereits zweimal bis zum äußersten gebracht; er war doch ein Mann! Und er hielt beinahe den Atem an und machte sich stark.

Sie waren bis in die Hauptstraße hinunter gekommen; das Hotel lag rechts; sie sah aus, als ob sie sprechen wollte. Schweigend ging er ihr zur Seite; konnte er wohl mit ihr durch den Wald gehen? Plötzlich sah sie ihn an und sagte:

„Dank für Ihre Erzählung! Haben Sie noch Angst? Sie müssen sich nicht ängstigen!“

Wie schon einmal, beinahe wie schon einmal zuvor: mir war, als seufzten Sie; seufzen Sie nicht! Ja, heute war sie milde und gut; er wollte sofort das Gespräch auf den Brief bringen.

„Ich möchte Sie gern bitten, mir einen Dienst zu erweisen“, sagte er; „aber ich darf es wohl nicht; Sie werden mir jetzt doch keinen Dienst erweisen wollen?“

„Doch. Das will ich gern.“

Sie wolle es gern, sagte sie! Er faßte in die Tasche nach dem Brief.

„Ich möchte Sie bitten, diesen Brief zu besorgen; es ist nur eine Mitteilung, etwas . . . . ja, es ist nicht von Wichtigkeit, aber . . . . Er ist an Fräulein Gude; Sie wissen vielleicht, wo Fräulein Gude ist? Sie ist verreist.“

Dagny blieb stehen. Ein wunderlicher, verschleierter Blick drängte sich aus diesen blauen Augen; sie blieb eine Weile ganz unbeweglich stehen.

„An Fräulein Gude?“ sagte sie.

„Ja. Wenn Sie die Güte haben wollten? Vielleicht hat es auch Zeit, es eilt nicht . . . .“

„O doch, doch!“ sagte sie mit einem Mal, „geben Sie ihn nur her, ich werde einen Brief von Ihnen an Fräulein Gude schon besorgen.“ Und nachdem sie den Brief in die Tasche gesteckt hatte, nickte sie plötzlich und sagte:

„Ja, ja, danke für heute abend. Jetzt muß ich gehen.“

Damit sah sie ihn wieder an und ging.

„Er blieb stehen. Weshalb hatte sie so hastig gesprochen? Sie hatte ihn nicht erzürnt angesehen, als sie ging; im Gegenteil; und dennoch war sie mit

einem Mal gegangen? Nun bog sie in den Pfarrhofweg ein . . . . nun war sie fort . . . .

Als er sie nicht mehr sehen konnte, ging er hinauf ins Hotel. Sie hatte einen schneeweißen Hut aufgehabt. Und sie hatte ihn so merkwürdig angesehen....

XXII.

Der verschleierte Blick, den sie ihm zugeworfen! Er verstand ihn nicht. Wenn er sie das nächste Mal wieder traf, wollte er es wieder gut machen, wenn er sie heute beleidigt hatte. Wie schwer ihm der Kopf wurde! Aber er hatte durchaus nichts zu befürchten; so viel war Gott sei Dank sicher.

Er setzte sich aufs Sofa und begann in einem Buche zu blättern; aber er las nicht. Er stand auf und ging unruhig ans Fenster; ohne es sich selbst zu gestehen, wagte er beinahe nicht, auf die Straße hinaus zu sehen, vor Angst, daß seine Augen abermals etwas Außergewöhnliches erblicken könnten. Seine Kniee begannen zu zittern; was war ihm denn? Er setzte sich wieder aufs Sofa und ließ das Buch zu Boden fallen. Sein Kopf hämmerte, er fühlte sich geradezu krank. Kein Zweifel, er hatte Fieber; die beiden Nächte, die er hintereinander im Walde gelegen, hatten nach und nach gewirkt und ihn vom Kopf bis zur Zehe durchkältet. Als er im Garten

des Doktors saß, hatte er schon angefangen zu frösteln.

Nun, es würde wohl vorübergehen! Es war nicht seine Gewohnheit, so einer kleinen Erkältung nachzugeben; morgen würde er wieder ganz gesund sein! Er schellte und ließ Cognac kommen; aber der Cognac hatte gar keine Wirkung, berauschte ihn nicht einmal, und er trank vergebens mehrere große Gläser voll. Das Schlimmste war, daß auch sein Kopf anfing, unklar zu werden, er konnte nicht klar denken.

Wie angegriffen er sich nach Verlauf einer Stunde fühlte! Was nun? Weshalb flatterten die Gardinen so unruhig, wenn doch gar kein Wind war? Hatte das etwas zu bedeuten? Er stand wieder auf und sah sich in den Spiegel; er sah verstört und elend aus; ja, sein Haar war mehr ergraut, und seine Augen hatten rote Ränder .... Haben Sie noch Angst? Sie müssen sich nicht ängstigen .... Süße Dagny! Nein, ein ganz weißer Hut ...

Es klopft an seine Thür, und der Wirt tritt ein. Der Wirt bringt ihm endlich seine Rechnung, eine große Rechnung auf zwei Bogen; im übrigen lächelt er und ist äußerst höflich.

Nagel greift sofort nach der Brieftasche und fängt an, darin zu suchen, aber inzwischen fragt er bebend vor bangen Ahnungen, wieviel es beträgt, und der Wirt antwortet: Es habe übrigens gern Zeit bis morgen oder einen andern Tag, es eile gar nicht.

Ja, wer weiß, ob er bezahlen könnte; viel-

leicht konnte er es nicht. Und Nagel findet kein Geld. Was? Hatte er kein Geld? Er wirft die Brieftasche auf den Tisch und beginnt seine Taschen zu durchsuchen; er ist ganz ratlos und sucht verzweifelt überall; schließlich fährt er sogar in seine Hosentaschen, nimmt Kleingeld heraus und sagt:

„Hier habe ich etwas Geld, aber das verschlägt wohl nicht, nein, es verschlägt wohl nicht; zählen Sie selbst.“

„Nein“, sagt auch der Wirt, „es verschlägt nicht.“

Der Schweiß trat Nagel auf die Stirn; er will dem Wirt bis auf weiteres diese paar Kronen geben, und er sucht sogar in seinen Westentaschen, ob er nicht auch dort noch Kleingeld hat. Auch da fand sich keins. Aber er würde sich wohl etwas borgen können, vielleicht würde ihm jemand den Dienst erweisen, ihm etwas zu borgen! Gott, vielleicht wurde ihm geholfen, wenn er jemanden darum bat!

Der Wirt sieht nicht mehr zufrieden aus, sogar seine Höflichkeit verläßt ihn; er nimmt Nagels Brieftasche, die auf dem Tische liegt und beginnt selbst sie zu untersuchen.

„Ja, bitte!“ sagt Nagel, „da sehen Sie selbst, es sind nur Papiere. Ich begreife es gar nicht.“

Aber der Wirt öffnet das innerste Fach und läßt die Brieftasche mit einem Mal fallen; sein Gesicht ist nur ein einziges, breites, verwundertes Lachen.

„Da liegen sie“, sagt er. „Da sind Tausende. Sie

scherzten also, Sie wollten nur prüfen, ob ich Spaß verstehe?"

Nagel wurde froh wie ein Kind und ging auf diese Erklärung ein. Er atmete wohlig erleichtert und sagte:

„Ja, nicht wahr, ich scherzte nur, es fiel mir ein, einen kleinen Spaß zu machen. Ja, ich habe Gott sei Dank noch viel Geld; sehen Sie, sehen Sie nur her!"

Es waren viele große Banknoten, eine Menge Geld in Tausendkronenscheinen; der Wirt mußte gehen und wechseln, ehe er zu dem Seinen kam. Aber noch lange, nachdem er gegangen, standen Nagel die Schweißperlen auf der Stirn, und er bebte vor Erregung. Wie verstört er war, und wie leer es in seinem Kopf sauste!

Bald darauf fiel er auf dem Sofa in einen unruhigen Schlaf, lag und wand sich im Traum, sprach laut, sang, rief nach Cognac und trank im Halbschlaf in vollem Fieber. Sara war fortwährend bei ihm im Zimmer, und obgleich er selbst die ganze Zeit mit ihr sprach, verstand sie wenig von dem, was er sagte. Er lag da mit geschlossenen Augen.

Nein, ausziehen wolle er sich nicht; was sie sich denke! Ob es denn nicht heller Tag sei? Er hörte ja noch deutlich das Zwitschern der Vögel. Sie solle auch den Doktor nicht holen; nein, der Doktor würde ihm nur eine gelbe Salbe und eine weiße Salbe geben, und diese beiden Salben würde man dann be-

sonders verwechseln und verkehrt gebrauchen, und ihn damit auf der Stelle töten. Karlsen sei daran gestorben; sie erinnere sich wohl an Karlsen? ja, der sei daran gestorben. Aber wie dem auch sei, Karlsen hatte eine Fischangel in die Kehle bekommen, und als der Doktor mit seinen Medizinen kam, zeigte es sich, daß es nur ein Glas ganz gewöhnlichen Brunnenwassers sei, an dem er erstickte. Hehehe, obgleich man nicht darüber lachen sollte. Sara, Sie dürfen nicht glauben, daß ich betrunken bin, wie? Ideenassociationen, hören Sie's? Encyklopädisten und dergleichen; zählen Sie an den Knöpfen ab, ob ich betrunken bin, Sara . . .! Hören Sie, nun gehen die Mühlen, die Mühlen der Stadt! Gott, in welchem Krähwinkel Sie leben, Sara; ich möchte Sie befreien aus Ihrer Feinde Gewalt, wie geschrieben steht. Gehen Sie zum Teufel! Gehen Sie zum Teufel! Wer sind Sie übrigens? Ihr seid alle miteinander falsch, und ich werde jeden einzelnen von Euch stellen. Sie glauben es nicht? O, wie ich Euch auf dem Strich habe! Ich bin überzeugt, daß Lieutenant Hansen Minutte zwei Wollhemden versprochen hat; aber seht nach, ob er sie bekommen hat. Und meinen Sie, daß Minutte es einzugestehen wagt? Dann will ich Ihnen den Irrtum benehmen, Minutte wagt nicht, es zu gestehen; er schlich sich weg! Wenn ich nicht irre, Herr Grögaard, so sitzen Sie nun wieder und lachen gemein hinter Ihrer Zeitung? Nicht? Na, es ist mir auch ganz gleich-

gültig. Sind Sie noch hier, Sara? Gut! Wenn Sie noch fünf Minuten bei mir sitzen wollen, so erzähle ich Ihnen etwas; gelt? Aber denken Sie sich nun zuerst einen Mann, dem die Augenbrauen nach und nach ausfallen, können Sie das behalten? dem die Augenbrauen ausfallen. Darauf muß es mir gestattet sein, Sie zu fragen, ob Sie je in einem Bett gelegen haben, das knackte? Zählen Sie an den Knöpfen ab, ob Sie es gethan; ich habe Sie stark im Verdacht. Übrigens habe ich alle Leute der Stadt als verdächtig auf dem Strich. Und ich habe mich meiner Arbeit gut entledigt, ich habe Euch gegen zwanzig außerordentliche Gesprächsstoffe zur Zeit gegeben, und habe Euer Leben unordentlich gemacht, ich habe eine unruhige Scene nach der andern in Euer anständiges Blinddarmsdasein gebracht. Hoho, wie die Mühlen gerauscht haben, wie die Mühlen gerauscht haben! Worauf ich Ihnen rate, ehrengeachtete Jungfer Sara Kaffeburſch Josephstochter, klare Fleischbrühe zu essen, solange sie warm ist; denn wenn sie steht, wird sie kalt, und, hol' mich der Teufel, wenn dann etwas anderes, als nur Wasser übrig bleibt .... Mehr Cognac, Sara, ich habe Kopfschmerzen, an beiden Seiten vom Kopf, das thut ganz merkwürdig weh ....

„Wollen Sie nicht etwas Warmes haben?" fragte Sara.

Etwas Warmes, was fiel ihr denn immer wieder ein? Im Augenblick würde es in der ganzen Stadt

herumkommen, daß er was Warmes getrunken habe. Beachten Sie wohl: er habe nicht im Sinn, Ärgernis zu wecken, er wolle als guter Steuerzahler der Stadt auftreten; nach Noten über den Pfarrhofsweg gehen und die Dinge nie mehr so verzweifelt anders als andere Leute ansehen; drei Finger emporgehoben, daß er so sei .... Sie solle sich nicht ängstigen. Er habe wirklich hie und da Schmerzen, aber darum ziehe er sich doch nicht aus, dann ging es schneller vorüber; man müsse immer hart gegen hart setzen ....

Es wurde immer schlimmer, und Sara saß wie auf Nadeln; sie wäre am liebsten davongelaufen, aber er merkte sofort, wenn sie aufstand und fragte dann, ob sie ihn verlassen wolle. Sie wartete, daß er in festen Schlaf fallen sollte, wenn er sich müde geschwatzt haben würde. Ja, wie er schwatzte, immer mit geschlossenen Augen, das Gesicht rot vor Hitze und Fieber. Er hatte eine neue Art ausgetüftelt, Frau Stenersens Johannisbeeren von Läusen zu befreien; die bestand darin, daß er eines schönen Tages in einen Laden gehen würde und einen Blecheimer voll Parafin kaufen; dann begab er sich auf den Markt, zog seine Stiefel aus und goß sie voll Parafin. Darauf wurden sie beide angezündet, ein Stiefel nach dem andern, und endlich tanzte er auf bloßen Strümpfen um sie herum und sang dazu. Dies mußte an einem Vormittage geschehen, wenn er wieder gesund war. Er würde einen förmlichen

Cirkus daraus machen; eine ganze Pferdeoper, und mit einer Peitsche wollte er knallen.

Dann war er auch geschäftig, sonderbare und lächerliche Namen und Titel für seine Bekannten zu brauchen; Landrichter Reinert nannte er beispielsweise Bilge, und sagte, Bilge sei ein Titel. Herr Reinert, hochgeehrter Bilge in der Stadt, sagte er. Aber schließlich begann er sogar davon zu fabeln, wie hoch es in Konsul Andresens Wohnung wohl vom Boden bis zur Decke sein könne. Drei und eine halbe Elle, drei und eine halbe Elle! rief er fortwährend, drei und eine halbe Elle auf gut Glück geraten; habe ich nicht recht? Aber ernstlich! er läge wirklich da mit einem Angelhaken in der Kehle, er löge ihr das nicht vor, und davon blute er, es thäte ziemlich weh . . . .

Endlich, gegen abend, schlief er ordentlich ein.

Gegen zehn Uhr erwachte er wieder. Er war allein und lag noch auf dem Sofa. Eine Decke, die Sara über ihn gebreitet hatte, war zu Boden gefallen, aber trotzdem fror es ihn nicht. Sara hatte auch die Fenster geschlossen, und er öffnete sie wieder. Es kam ihm vor, als sei er klar im Kopf; aber er war matt und zitterte. Die dumpfe Angst packte ihn von neuem; er fühlte es durch Mark und Bein, wenn es in den Wänden knackte oder ein Ruf von der Straße herauftönte. Vielleicht ging es vorüber, wenn er zu Bette ging und bis morgen schlief. Er kleidete sich aus.

Er konnte indessen nicht einschlafen. Er blieb liegen und dachte an all seine Erlebnisse während der letzten vierundzwanzig Stunden, seit gestern abend, wo er sich in den Wald hinaus begeben und das kleine Fläschchen Wasser geleert hatte, bis jetzt, wo er ziemlich heruntergekommen auf seinem Zimmer lag, und vom Fieber gequält wurde. Wie lang dieser Tag und diese Nacht gewesen. Und die Angst wollte ihn nicht verlassen, diese dumpfe, geheime Empfindung, daß er einer Gefahr, einem Unglück nahe sei, verließ ihn nicht. Was hatte er denn gethan? Wie es um sein Bett herum flüsterte! Ein zischendes Murmeln erfüllte das Zimmer. Er faltete die Hände, und ihm war, als schliefe er ein . . . .

Plötzlich sieht er auf seine Finger und merkt, daß sein Ring fort ist. Augenblicklich beginnt sein Herz stärker zu arbeiten; er sieht genauer hin: ein schwacher, dunkler Rand um den Finger, aber kein Ring! Himmlischer Gott! Der Ring war weg, ja, er hatte ihn ins Meer geworfen, er glaubte ja, ihn nicht mehr brauchen zu können, da er sterben wollte; daher warf er ihn ins Meer. Aber nun war er fort, der Ring war fort!

Er springt wieder aus dem Bett, wirft sich in die Kleider und taumelt wie ein Wahnsinniger im Zimmer umher. Die Uhr war zehn, um zwölf mußte der Ring gefunden sein, Schlag zwölf Uhr war die letzte Sekunde, der Ring, der Ring . . . .

Die Treppen stürmt er hinunter, hinaus auf die

Straße, nach den Landungsbrücken hin Man gewahrt ihn vom Hotel, aber das kümmert ihn nicht; er ermattet wieder, die Kniee wanken unter ihm, und er merkt das nicht. Ja, jetzt hatte er den Grund der schweren Angst gefunden, die ihn den ganzen Tag bedrückt hatte; der Ring war fort! Und das Weib mit dem Kreuz hatte sich ihm gezeigt.

Ganz außer sich vor Angst springt er unten am Quai in das erste, beste Boot. Es liegt am Lande fest, und er kann es nicht los bekommen. Er ruft einem Manne zu und bittet ihn, das Boot loszumachen; aber der Mann entgegnet, das dürfe er nicht, es sei nicht sein Boot. — Ja, aber Nagel wollte alles auf sich nehmen, es galt den Ring, er wolle das Boot kaufen. — Aber ob er denn nicht sehen könne, daß das Boot angeschlossen sei? Ob er den Eisenring nicht sähe? — Na, dann würde er ein anderes Boot nehmen.

Und Nagel sprang in ein anderes Boot hinüber.

„Wohin wollen Sie?" fragt der Mann.

„Ich will den Ring suchen. Sie kennen mich vielleicht, ich habe hier einen Ring gehabt, Sie können selbst den Abdruck sehen; ich lüge das nicht; und nun habe ich den Ring fortgeworfen, er liegt irgendwo da draußen."

Der Mann verstand diese Rede nicht.

„Sie wollen einen Ring auf dem Grund des Meeres suchen?" sagt er.

„Ja, allerdings!" erwidert Nagel, „Sie verstehen

mich, wie ich höre. Denn ich muß meinen Ring ja wieder haben, das werden Sie auch selbst einsehen. Kommen Sie und rudern Sie mich."

Der Mann fragt wieder:

„Wollen Sie einen Fingerring suchen, den Sie in die See geworfen haben?"

„Ja, ja, und nun kommen Sie! Ich werde Ihnen auch viel Geld dafür geben."

„Gott steh Ihnen bei, lassen Sie das lieber! Wollen Sie ihn mit den Fingern herauf holen?"

„Ja, mit den Fingern. Das ist mir gleichgültig. Ich kann schwimmen wie ein Aal, wenn es darauf ankommt. Vielleicht könnten wir etwas anderes zum Heraufholen finden, als die Finger."

Und der fremde Mann geht wirklich hinunter ins Boot. Er setzt sich hin, um über die Sache zu reden; aber das Gesicht wendet er ab. Es seien ja nur Narrenspossen, so etwas zu versuchen; wenn es ein Anker oder eine Kette gewesen wäre, so könnte es noch einen Sinn haben; aber ein Fingerring! Und wenn man nicht einmal genau wußte, wo er lag!

Nagel begann auch selbst einzusehen, wie unmöglich sein Vorhaben sei. Aber dann wußte er nicht mehr aus noch ein, dann war er verloren! Die Augen standen ihm starr im Kopf, und er bebte vor Fieber und Angst. Er machte Miene, über Bord springen zu wollen, und der Mann packt ihn; Nagel sinkt auch sofort zusammen, matt, todesmüde, allzu schwach, um mit jemand ringen zu können. Himm-

lischer Vater, wie wurde es nun schlimmer und schlimmer! Der Ring war verloren, bald war es zwölf Uhr, und der Ring war verloren! Er hatte ja die Warnung erhalten!

In diesem Augenblick zuckte ein Schimmer klaren Bewußtseins durch sein Hirn, und er dachte während der zwei, drei kurzen Minuten an eine unglaubliche Menge von Dingen. Es fiel ihm auch ein, was er bis dahin vergessen hatte, daß er schon vorgestern abend seiner Schwester schriftlich lebewohl gesagt und den Brief in den Briefkasten geworfen hatte. Er war noch nicht tot; aber der Brief nahm seinen Weg, der konnte nicht aufgehalten werden, der mußte seinen Gang gehen und war jetzt schon weit fort, und wenn seine Schwester ihn bekam, mußte er bestimmt tot sein. Übrigens war der Ring fort, alles war nunmehr unmöglich ....

Seine Zähne klappern. Er sieht ratlos umher, das Meer ist nur noch einen kurzen Sprung von ihm entfernt; er schielt nach dem Manne auf der Ruderbank; der Mann wendet immer noch das Gesicht ab, aber er paßt gut auf, sitzt förmlich bereit, zuzugreifen, wenn es nötig ist. Aber weshalb wendet er ununterbrochen das Gesicht ab?

„Lassen Sie mich Ihnen ans Land helfen“, sagt der Mann. Und er faßt ihn unter die Arme und bekommt ihn ans Land.

„Gute Nacht“, sagt Nagel und kehrt ihm den Rücken.

Der Mann geht aber argwöhnisch hinterher, er behält förmlich all seine Bewegungen im Auge. Nagel kehrt sich wütend um und sagt noch einmal gute Nacht; damit will er vom Quai herabspringen.

Und der Mann packt ihn von neuem.

„Das gelingt Ihnen nicht", sagt er dicht an Nagels Ohr, „Sie schwimmen zu gut, Sie kommen wieder nach oben."

Nagel stutzt und überlegt. Ja, er schwamm zu gut, er würde vielleicht wieder nach oben kommen. Er sieht den Mann an, starrt ihm ins Gesicht; die häßlichste Fratze starrt ihm entgegen — Minutte!

Minutte abermals, wieder Minutte!

„Zur Hölle, Du elende, kriechende Natter!" schreit Nagel und setzt im Laufschritt davon. Er taumelt den Weg entlang, wie ein Betrunkener, strauchelt, fällt und steht wieder auf; alles tanzt mit ihm im Kreise, und er läuft immer noch, läuft in der Richtung der Stadt. Nun hatte Minutte seine Pläne zum zweitenmal durchkreuzt! In des Himmels Namen, was sollte er denn zuletzt noch thun? Wie es ihm vor den Augen schwirrte! Wie es über der Stadt brauste! Er fiel wieder.

Er erhob sich auf die Kniee und wiegte zerknirscht den Kopf hin und her. Hör! Jetzt rief es von der See her! Bald war es zwölf Uhr, und der Ring war nicht gefunden. Und ein Wesen kam hinter ihm her, er hörte das Geräusch, ein Schuppentier mit hängendem Bauch, der über den Erdboden schleppte

und eine nasse Spur zog, ein greulicher Hieroglyph mit Armen am Kopf und einer gelben Klaue an der Nase. Weg! Weg! Es rief wieder von der See her, und heulend hält er die Hände vor die Ohren, um es nicht zu hören.

Und er springt wieder auf. Noch war nicht alle Hoffnung vorbei, er konnte das letzte Mittel erlangen, einen sicheren Sechsläufigen, das beste auf der Welt! Und er weint vor Dankbarkeit, läuft, so sehr er kann, und weint aus Dankbarkeit für diese neue Hoffnung. Plötzlich fällt ihm ein, daß Nacht ist; er kann keinen Sechsläufigen bekommen, alle Läden sind geschlossen. Im selben Augenblick giebt er alles auf, sinkt vornüber und schlägt ohne einen Laut mit der Stirn auf den Erdboden.

In diesem Moment treten endlich der Wirt und ein paar andere Leute aus dem Hotel, um zu sehen, wo er geblieben war.

Dann erwachte er und starrte umher — er hatte alles geträumt, er war nicht aus dem Bett gewesen!

Er liegt einen Augenblick und denkt nach. Er sieht auf seine Hand, aber der Ring ist fort; er sieht auf seine Uhr, es ist Mitternacht, es ist zwölf Uhr, einige Minuten fehlen noch. Vielleicht entging er allem, vielleicht war er doch gerettet! Aber sein Herz schlägt gewaltsam, und er zittert. Vielleicht, vielleicht konnte es zwölf Uhr werden, ohne daß etwas geschah? Er nimmt die Uhr in die Hand, und seine Hand zittert; er zählt die Minuten .... Sekunden ....

Da fällt die Uhr zu Boden, und er springt aus dem Bette. Es ruft! flüstert er und sieht mit weitaufgerissenen Augen zum Fenster hinaus. Schnell zieht er ein paar Kleidungsstücke an, öffnet die Thüren und läuft hinaus auf die Straße. Er sieht sich um, niemand beobachtet ihn. Dann setzt er in weiten Sprüngen hinunter nach dem Hafen; der weiße Rückenteil seiner Weste leuchtet die ganze Zeit; er erreicht die Landungsbrücke, verfolgt den Weg bis zum äußersten Quai und springt mit einem Satz ins Meer.

Ein paar Blasen steigen auf.

XXIII.

Jetzt, im April dieses Jahres gingen Dagny und Martha einst in später Nacht zusammen die Straße hinunter, sie kamen aus einer Gesellschaft und wollten nach Hause. Es war dunkel, und hier und dort lag Eis in den Gassen; deshalb gingen sie ziemlich langsam.

„Ich muß an all das denken, was heute abend über Nagel gesprochen wurde", sagte Dagny. „Vieles war neu für mich."

„Ich habe nichts gehört", antwortete Martha, „ich ging hinaus."

„Aber eines wußten sie nicht", fuhr Dagny fort, „Nagel sagte mir schon im vorigen Sommer, daß es mit Minutte ein böses Ende nehmen würde. Ich begreife nicht, wie er es damals schon gesehen haben kann. Er sagte es lange, lange, bevor Du mir erzählt hast, was Minutte Dir angethan hatte."

„Wirklich?"

„Ja."

Sie waren auf den Pfarrhofweg gekommen; der Wald lag dunkel und still um sie her; sie hörten nichts anderes, als den Laut ihrer Schritte auf dem harten Wege.

Nach einer langen Pause sagte Dagny wieder:

„Hier pflegte er immer zu gehen.“

„Wer?“ entgegnete Martha. „Es ist glatt; willst Du nicht meinen Arm nehmen?“

„Ja, aber nimm lieber meinen.“

Und sie gingen schweigend weiter, Arm in Arm, dicht aneinander gedrückt.